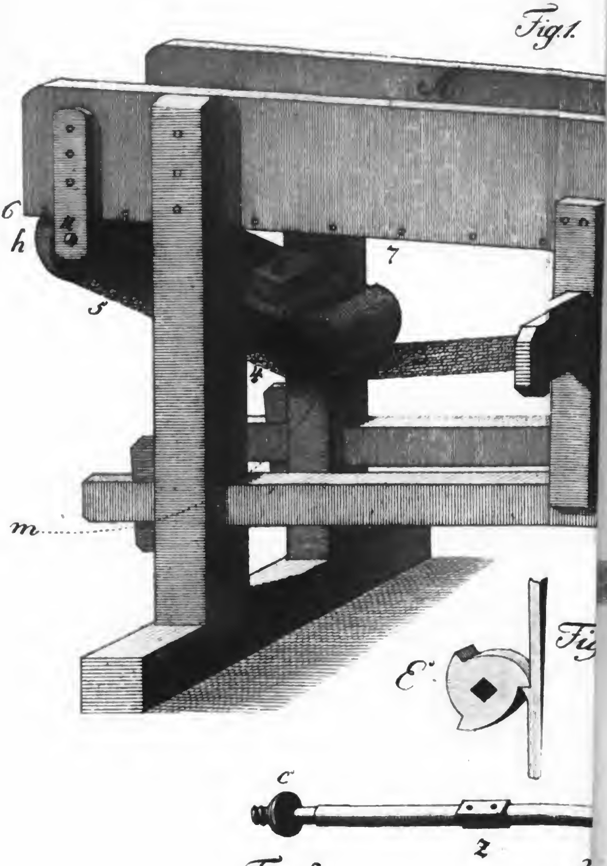
Digitized by Google

H. N. 613-a
Oec 824
Oeconomica. Opera varia
oeconomiam illustr. 64
Oecon. 824-13

Digitized by Google

Digitized by Google



Oeconom. Hefte, 13. Bd. 1. Heft.

Digitized by Google

Oekonomiſche Hefte,

oder

Sammlung

von

Nachrichten, Erfahrungen und Beobachtungen

für den

Stadt- und Landwirth.

Dreizehnter Band.

Juli bis December 1799.

Mit Kurfürſtl. Sächſiſchem Privilegium.

Leipzig,

in der Expedition des Allgem. litt. Anzeigers,

bei Koch und Weigel.

1799.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek München

Oekonomiſche Hefte für den Stadt= und Landwirth.

Juli, 1799.

I.

Ueber die Urſachen aller Anſteckungskrankheiten im Thier= und Pflanzenreiche, und die ſicherſten Mittel wider die Rindviehſeuche.

Es iſt allen Naturforſchern unſerer Zeit bekannt, daß es viel ſolcher kleinen Thiergattungen giebt, die man ihres geringen Umfangs wegen nicht mit bloßen Augen ſehen, ſondern nur durch ein gutes Vergrößerungsglas bemerken kann, indem etliche tauſend derſelben zuſammen kaum die Größe eines Waſſertröpfchens oder Sandkörnchens haben.

Digitized by Google

Obgleich der große Naturforſcher Linne' nur 6 ſolche Arten, die er genau von einander unterſcheiden konnte, anführt, ſo bemerkte er doch noch viele ſolcher kleinen Thierchen, die er von einander nicht genau zu unterſcheiden im Stande war; weßwegen er ſolche insgeſammt Chaos nannte. Auch er vermuthete ſchon, daß einige Gattungen davon die Urſache derjenigen Anſteckungskrankheiten ſein möchten, die mit einem Ausſchlage auf der Haut verbunden ſind. Schon vor mehr als 70 Jahren entdeckte der Italieniſche Arzt Bononi Thierchen in der Krätze. Man gab dieſer Behauptung zwar lange keinen Beifall, aber einige neuere Aerzte beſtätigen ſie bei allem fortdauernden Widerſpruch doch, und ſie wird endlich ganz ſiegen. Man findet auch im 9. Bd. der ökonom. Hefte, S. 434 ff. daß der Brand im Weitzen mit Recht kleinen Thierchen zugeſchrieben wird; ſie ſollen ſich nach Herrn von Münchhauſen wie Aelchen bewegen.

Ob nun gleich andere Naturforſcher bei Unterſuchung dieſer Thierchen ihr Abſehen nicht auf Anſteckungskrankheiten gerichtet haben; ſo beweiſen ſie doch die möglichen Fortſchritte in der Wiſſenſchaft. Denn der Staatsrath Müller hatte Gelegenheit, über 100 Arten ſolcher Thierchen zu entdecken und charakteriſtiſch zu beſchreiben. Der Abt zu Caſanova, Dr. Roffredi, hat im Mehlkleiſter 4 verſchiedene Arten von Aelchen, welche der Paſtor Götze beſtätigte, entdeckt u. ſ. w.

Dieſe

Dieſe Bemühungen zur Entdeckung der mikroſkopiſchen Weſen, nebſt vielen andern Unterſuchungen *) ſind Vorarbeiten, welche zu einer der erheblichſten Entdeckung fürs ganze Menſchengeſchlecht die Bahn gebrochen haben.

Betritt man nun dieſe Bahn, und geht auf derſelben mit Ueberlegung weiter fort, ſo wird man immer mehr und mehr überzeugt werden, daß etliche ſolcher kleinen Thiergattungen die Urſache der Anſteckungskrankheiten ſein müſſen; daß nämlich etliche ſolcher Arten gern von Menſchenſäften, andere am liebſten von Säften gewiſſer großer Thiere, und wiederum andere von Säften gewiſſer Pflanzen leben, wodurch ſo viele Krankheiten unter Menſchen, Thieren und Pflanzen entſtehen.

Der hier zu beweiſende Satz iſt alſo dieſer: Alle Anſteckungskrankheiten, die unter Menſchen, Thieren und Pflanzen graſſiren, kommen von gewiſſen kleinen Thierchen oder Inſekten her, **) von welchen man die wenigſten Gattungen mit bloßen Augen ſehen kann, folglich die mehrſten mikroſkopiſche Weſen ſind. ***)

Damit

*) Mehreres davon findet man in Dr. Krünitzens Oekon. Encyklopädie, Thl. 29, S. 763 ff. Th.

**) Vgl. Oekon. Hefte. Bd. I, Heft I, S. 122. d. Red.

***) Nur Raupen und Würmer, Milben, Maden, welche den Bäumen, Thier-Produkten und Wurzelgewächſen ſchaden, kann man mit bloßen Augen ſehen. Th.

Damit ſoll gar nicht behauptet werden, daß alle mikroſkopiſche Weſen ſolche Uebel bewirken, ſondern nur diejenigen, welche von den erwähnten Säften ſich vorzüglich ernähren; denn gewiß werden viele tauſend Thierchen von Menſchen, ohne es zu wiſſen, eingeſchluckt, und der Menſch empfindet nicht das geringſte Uebel davon; das ſind aber nur ſolche, die ſich nicht von menſchlichen Säften ernähren mögen. So iſt es auch bei großen Thieren. Denn ſo wie nur einige große Thiergattungen gewiſſe Pflanzen zu ihrer Nahrung wählen, andere aber keine Pflanzennahrung lieben; ſo muß es auch bei den mikroſkopiſchen Weſen der Fall ſein, daß verſchiedene Gattungen verſchiedene Nahrung verlangen.

Sehr viele Menſchen meinen bis jetzt noch, die Krankheiten bei Anſteckungen, deren Urſachen man nicht mit bloßen Augen entdecken kann, liegen in einem unerklärlichen giftigen Weſen. Aber die Anſteckungen können von keiner giftigen Urſache herkommen; denn das Giftige müßte doch durch etwas hergeleitet werden, weil es nicht überall und auch nicht zu allen Zeiten vorhanden iſt.

Die Urſache der Anſteckung kann nicht hauptſächlich von der Luft hergeleitet werden, obgleich die Luft zuweilen ein Mittel bei gewiſſen Anſteckungen mit ſein kann; denn käme die Anſteckung von der Luft, ſo müßten alle anſteckungsfähige Perſonen in der Gegend, welche dieſe Luft mit einathmen, und von

Digitized by Google

von derſelben umgeben ſind, von ihr angegriffen werden; wenigſten würde keine Perſon von gleichem Alter, von gleicher Körperſchwäche oder überhaupt von gleichem Zuſtande des Körpers verſchont bleiben. Dieß alles aber widerlegt die Erfahrung. Denn junge und alte, ſchwache und ſtarke, kränkliche und geſunde Menſchen, Thiere und Pflanzen, bleiben zum Theil von der Anſteckung verſchont und werden zum Theil davon angegriffen, ob ſie gleich in einerlei Luft ſich aufhalten.

Die Urſachen der Anſteckungen können auch nicht von gewiſſen genoſſenen Nahrungsmitteln herkommen, obgleich manche Nahrungsarten ein Mittel, die Anſteckung zu befördern, ſein können. Denn ſonſt müßten alle Anſteckungsfähige dem Uebel unterliegen, welche gleiche Speiſen oder gleiche Getränke einer gewiſſen Gattung genöſſen; wovon aber die Erfahrung nichts weiß. Große Krankheiten können durch den Genuß einiger Speiſen und Getränke zwar entſtehen, aber keine anſteckenden, wenn keine Anſteckungsthierchen durch dieſe Nahrung genoſſen werden.

Es können auch keine beſondern Pflegarten, weder Mangel noch Ueberfluß, noch ſonſt eine unrichtige Pflegart daran Schuld ſein; denn ſonſt müßte nur eine dieſer übel verpflegten Klaſſen durch Anſteckungskrankheiten leiden. Auch dieſes beſtätigt die Erfahrung nicht. Unrichtige Pflege kann wohl ein

Digitized by Google

ein Mittel zur Anſteckung werden, aber nicht die Urſache ſelbſt ſein; ſie kann genug Krankheiten, aber keine anſteckenden hervorbringen.

Der Urſprung ſolcher Uebel kann nicht von verdorbenen Säften im Körper hergeleitet werden; denn oft werden Menſchen, die augenſcheinlich verdorbene Säfte haben, von einer graſſirenden Anſteckungskrankheit verſchont, da hingegen Menſchen mit den geſundeſten Säften davon überfallen werden. Gleiche Beſchaffenheit hat es mit kränkelnden, ſiechen großen Thieren und Pflanzen, wenn keine Anſteckungsthierchen dabei wirken.

Weil man nun bisher falſche Urſachen für die wahren der Anſteckungskrankheiten hielt, ſo wählte man auch gemeiniglich falſche Hülfsmittel wider dieſelben; und daher kam es, daß man ſich ſo wenig vor ſolchen Anſteckungen bewahren, als ſie gehörig vertreiben konnte.

Nimmt man aber bei ſolchen Anſteckungskrankheiten, deren Urſachen man nicht augenſcheinlich ſieht, mikroſkopiſche Weſen oder Infuſions-Thierchen, als die vorzüglichſte Wirkung der Anſteckungen an; ſo löſt ſich dieſes ganze Räthſel leicht auf, alle Bewahrung vor dieſen Uebeln und alle glückliche Kurarten kommen mit dieſer Theorie überein, und nun ſiehet man mit Ueberzeugung, daß der Menſch Herr über ſolche Krankheiten werden und ihnen Grenzen ſetzen kann.

Folgen-

Digitized by Google

Folgende Gründe beſtätigen das Daſein ſolcher Thierchen bei Anſteckungskrankheiten:

a) Weil die gewöhnlichſte Zeit der Anſteckung nicht im Frühlinge und im Winter, ſondern im Sommer und im Herbſte iſt. Denn im Winter und im Frühlinge können ſich ſolche mikroſkopiſche Thierchen, wie andere ſichtbare Inſekten, nicht recht vermehren; nur bei außerordentlichen Fällen kann dieß und folglich ſehr ſelten geſchehen. Da nun im Winter die Inſekten gemeiniglich vergehen, wenigſtens ſehr ſparſam zum Vorſchein kommen, ſo iſt dieß auch der Fall mit den mikroſkopiſchen; folglich hört auch das Graſſiren der Anſteckungskrankheiten zu der Zeit auf. Nur im Sommer leben, zehren und vermehren ſich die Inſekten; der Herbſt begünſtiget auch noch einige Arten. Weil dieß nun eben ſo bei den mikroſkopiſchen Inſekten oder Thierchen ſein muß und der Erfahrung nach wirklich iſt; ſo ſind auch die Anſteckungskrankheiten im Sommer am häufigſten.

b) Das andere Merkmahl der Anſteckung durch Thierchen iſt, weil ſich der Anfang dieſer Uebel jederzeit auf der Haut zeigt, ſo wohl auf der Oberfläche des Körpers, als auch auf der Oberfläche der Eingeweide. Auf keine andere Art können Thierchen die anzuſteckenden Körper anfallen.

c) Die

c) Die bisher glücklich ausgeſchlagenen Verwahrungs- und Kurarten kommen mit dieſer Theorie überein. Denn wenn man ſich vor angeſteckten Perſonen eben ſo ſehr, als vor ſolchen Leuten hütet, die ſehr viel ſichtbares Ungeziefer an ſich haben, auch ſogar ihre Sitze, Lager und Kleidungsſtücke nicht berührt u. ſ. w. dann wird man die graſſirende Anſteckungskrankheit nicht bekommen. Eben ſo müſſen auch geſunde Thiere vor angeſteckten bewahret werden. Angeſteckte Pflanzenarten machen die darneben gelegten reinen auch unrein. Dieß geſchiehet bei Weitzen, Kartoffeln, Möhren u. ſ. w.

Alle Kurarten der Anſteckungskrankheiten ſind bisher nur glücklich ausgefallen, wenn ſie dergeſtalt eingerichtet waren, daß dergleichen thieriſche Weſen im Angeſteckten nicht aufkommen konnten, und die vorhandenen vom angeſteckten Körper weichen oder da ſterben mußten.

d) Die Anſteckungen laſſen ferner auf Thierchen ſchließen, weil der Anfang dieſer Krankheit nur örtlich iſt, nur gewiſſe Flecke am Körper von ihnen zuerſt eingenommen werden, es mag äußerlich oder innerlich ſein; und weil ſich bei dieſer Krankheit alle Mal entweder etwas Grindiges, Fleckichtes oder Geſchwollenes, Knorpelichtes, Verſchrumpftes auf der Haut zeigt. Das Nagen, Beißen dieſer Thierchen bringt ſolche Erſcheinungen hervor.

Digitized by Google

Bei Thiergattungen, welche tief in die Haut des Angeſteckten dringen, bemerkt man zwar äußerlich nicht alle Mal etwas Grindiges, aber doch etwas Geſchwollenes, Fehlerhaftes, unnatürlich Knotiges, weil die Natur ſolche Verletzungen immer heilen will. Dieß ſind gemeiniglich ſolche Gattungen, welche ſich nicht zerſtreuen, ſondern an einem Orte beiſammen leben wie die Bienen. Gattungen, die ſich ſehr zerſtreuen, können ſich nicht ſo tief eingraben, und machen die Haut grindig, fleckicht; daher nehmen auch letztere, wenn ſie ſich ſtark vermehren können, den ganzen Körper ein.

Ehe der Ueberlegſame dieſer Theorie Glauben beimißt, möchte er wohl folgende Frage aufgelößt wiſſen: Wie können ſo unbedeutend ſcheinende Infuſions-Thierchen dergleichen wichtige Krankheiten, die ſich oft mit dem Tode des Angeſteckten endigen, verurſachen? Ich will ſie daher zu beantworten ſuchen.

Wenn Anſteckungsthierchen, die gern bei Menſchen wohnen und von ihnen zehren, auf einen anſteckungsfähigen Menſchen *) kommen; ſo ſuchen ſie da

*) Der diejenige Krankheit, welche ſolche Thierchen bewirken können, noch nicht gehabt hat, iſt anſteckungsfähig. Dieß findet auch bei großen Thieren Statt. Bei vieljährigen Pflanzenarten trifft's wohl aus dem Grunde nicht ein, weil die Bäume alle Jahre neuen Saft bekommen, neue Blätter, Blüthen tra-

da die ihnen gedeihlichſte Nahrung und angenehmſten Wohnungen auf. Beides finden ſie in den häufigen für ſie geräumlichen und nahrhaften Ausdünſtungsöffnungen und Saugemündungen auf der Oberfläche des Körpers, ſo wohl äußerlich als innerlich; ja ſie müſſen auch ihre liebſte Nahrung in verdorbenen Säften ſuchen, weil ſie da am wenigſten einziehen, und ſich am ſpärlichſten vermehren, wo viel reine Luft die Säfte rein erhält.

Auf dieſe Art ſcheint es zwar, als ob geſunde Menſchen und Thiere, die in reiner Luft leben, nicht angeſteckt werden könnten; aber es verhält ſich mit ſolchen Anſteckungen folgender Geſtalt: Ohne Zweifel ſind kränkliche Oeffnungen auf der Haut, auch der geſundeſten Menſchen und Thiere. In dieſen kränklichen Oeffnungen erzeugen ſich faule Dünſte, und dieſen Oeffnungen ziehen ſolche Thierchen am liebſten nach.

Daß auch der geſundeſte Menſch wenigſtens bisweilen, wo nicht alle Mal, unter der großen Menge natürlicher Oeffnungen auf der Haut eben ſo wohl kranke Schweiß- und Saugemündungen, als ein geſunder Baum mit unter etliche kränkelnde Aeſtchen, Blätter oder Blüthen hat, kann man daher vermuthen,

tragen; daher können ſie auch alle Jahre von Inſekten angegriffen werden. Bei angeſteckten Menſchen und Thieren wird der Saft für ſolche Thierchen auf die Folge unbrauchbar. Th.

Digitized by Google

then, weil die Haut öfters bald hier, bald da leiden muß, theils durch Stoßen, theils durch Kratzen und theils durch Stechen des großen Ungeziefers u. ſ. w. Innerlich entſtehen kleine Verletzungen der Haut durch Nahrungsarten, die mit unter ſtachlicht, rauh, freſſend ſcharf, ſehr weichlich machend u. ſ. w. ſind.

Dieſe ungeſunden Oeffnungen mögen ſich dergleichen Thierchen anfänglich wohl am liebſten aufſuchen, darin wohnen und zehren. Wenn ſie ſich darin vermehrt haben, und die Nachkommenſchaft von da ausgetrieben wird, ſo muß ſie aus Noth auch in eine etwas geſunde Oeffnung einkriechen, welche durch ihr Wirken da auch bald faule Dünſte zuwege bringt u. ſ. w. Denn zu ihrer Erhaltung nagt ſie an den Faſern in der Haut, um den dadurch hervordringenden Lebensſaft, welcher außer der Cirkulation bald in Fäulniß übergehet, zu genießen. Durch dieſes beſtändige Nagen und Saugen ſolcher Thierchen entſteht im Angeſteckten endlich eine örtliche Entzündung, welche ſich dann entweder durch etwas Eiteriges, Grindiges, Fleckichtes, Geſchwollenes oder Verſchrumpftes äußert, je nachdem dieſe Thierchen ihre Angriffsmethode haben und ihren Wohnort benutzen.

Aus den verſchiedenen Anſteckungskrankheiten läßt ſich ſchließen, daß vielerlei Gattungen ſolcher Thierchen den Menſchen anfallen können. Diejenige

Thier

Thiergattung z. B. welche Blattern verurſachet, wird keine andere Anſteckungskrankheit zuwege bringen u. ſ. w. Denn da jede ſichtbare Thiergattung ihre beſondere Lebensart, ihren beſondern Gegenſtand der Nahrung, und ihre beſondere Benutzung oder Angriffe bei Vorfindung ihrer Nahrung hat; ſo muß es auch mit dieſen mikroſkopiſchen Thiergattungen beſchaffen ſein. Die Wirkung jeder beſondern Gattung auf den angeſteckten Körper, bringt beſondere Krankheiten hervor. Die Vermehrung mikroſkopiſcher Thierchen bei guter Wohnung und Nahrung iſt in kurzer Zeit erſtaunend groß. Naturforſcher haben beobachtet, daß ſolche neugeborne Thierchen weiblicher Gattung in etlichen Stunden ſchon Mütter von 60, 80 und mehrern Jungen ſein können. Daher ſich etliche in 24 Stunden, bei gehöriger Pflege, ſchon zu vielen tauſenden vermehren. Da nun manchen ſolcher Thiergattungen bisweilen große Hinderniſſe zu ihrem Aufkommen in den Weg gelegt werden, manche aber wenig oder keine Hinderniß zu ihrem Aufkommen vorfinden; ſo begreift man leicht, daß nicht alle Angeſteckte gleich den erſten Tag krank werden, daß manche viel langſamer erkranken, manche leidlich wegkommen und manche ſchwer danieder liegen.

Wenn man hier nicht auf Irrwege gerathen will, ſo muß man die anſteckenden Krankheiten nicht mit ähnlichen, welche aber keinesweges anſtecken,

ver-

verwechſeln. Denn nur diejenigen, welche anſtecken, kommen von gewiſſen Thiergattungen her, die übrigen aber entſtehen entweder von einem innerlichen körperlichen Fehler, oder von einer gewiſſen unrechten Lebensart, oder von einer beſondern Luft. Denn es giebt z. B. einen Ausſchlag, der nicht anſteckt, und doch bald der Krätze, bald den Blattern ähnlich ſiehet. Es giebt Beulen die nicht anſtecken, und doch eine äußere Aehnlichkeit mit Peſtbeulen haben. Es giebt eine Krankheit, welche der Ruhr ähnlich iſt, aber nicht anſteckt. Es giebt eine Krankheit, welche die Haut gelbt färbt, nicht anſteckt, und doch in manchen Stücken äußerlich dem gelben anſteckenden Fieber gleicht u. ſ. w. Man darf daher nicht voreilig ſchließen: Alle Krankheiten, die den anſteckenden gleichen, ſind auch wirklich anſteckende; ſondern man muß vielmehr ſo ſchließen: Krankheiten die nicht anſtecken, leiten ihren Urſprung nicht von Thieren her.

Dieſe ſcheinende Unregelmäßigkeit, dieſe Ausnahmen mögen wohl mit Schuld daran geweſen ſein, daß man nicht ſchon längſt allgemein den Urſprung der Anſteckungskrankheiten in Thierchen vermuthet hat.

Die ſo genannten Erbkrankheiten mögen auch ein Hinderniß geweſen ſein, daß man den Urſprung der Anſteckung nicht in Thierchen geſucht hat. Denn wenn Krankheiten von den Aeltern auf die Kinder

kom-

kommen, ſo ſind ſie zwar auch Anſteckungskrankheiten, jedoch von nichts weniger als von Thierchen, ſondern vielmehr von ähnlichen Lebensarten herzuleiten. Denn eine gewiſſe unnatürliche Lebensart, welche die Körper der Aeltern verdarb, wird freilich, wenn ſie bei den Kindern auch angewendet wird, die jungen Körper eben ſo verderben; und wenn auf einen gewiſſen Theil des Körpers losgeſtürmt wird, ſo muß dieſer Theil allerdings dem Verderben am erſten unterliegen. Wie kann man aber wiſſen, ob eine ſo genannte Erbkrankheit von Thierchen oder von ähnlicher Lebensart herkommt? Der Unterſchied beider Krankheiten beſteht darin: Das körperliche Uebel, welches aus ähnlicher unrechter Lebensart entſteht, die aber doch von der Mode begünſtigt wird, macht ſich erſt in ſo vielen Jahren recht ſichtbar, als die Anſteckung von Thierchen kaum Tage, halbe Tage, bisweilen kaum Stunden zu ihrer Bemerklichmachung braucht; weil der durch Thierchen angeſteckte Menſch oft ſchon in etlichen Tagen mit dem Tode zu kämpfen hat; da hingegen der von Jugend auf in etwas verwahloſete Menſch oft erſt in der beſten Blüthe ſeiner Jahre mit dem Tode ringt.

Anſteckungsthierchen machen demnach die Krankheiten viel eher bemerkbar, als unrechte, aber unter den Wohlſtand mit gezählte Lebensarten. Hausgenoſſen, Krankenwärter, ja Aerzte und Geiſtliche

können

Digitized by Google

können oft bei ſolchen Familien ſein, ſie werden deßwegen die ſo genannte Erbkrankheit nicht bekommen, wenn ſie nicht Theil an der beſondern Lebensart nehmen. Dieß geſchieht aber leicht bei wirklich durch Thierchen angeſteckten Perſonen, wenn ſie ſich nicht vor Berührung der Angeſteckten und deren Sachen hüten.

Wenn unreine Luft ganze Gegenden überzieht, ſo werden zwar viele Leute krank; aber Menſchen ſtecken da einander nicht an. Nur diejenigen, welche ſich dieſer Luft am unvorſichtigſten ausſetzen, oder die weichlichſte Lebensart in Abſicht der Luft führen, werden krank.

Auch folgender Einwurf muß noch entkräftet werden: Es giebt verſchiedene mit bloßen Augen ſichtbare Inſekten, welche Menſchen, Thiere und Pflanzen beſchädigen; aber die Beſchädigten ſtecken doch keine andern Menſchen, Thiere und Pflanzen an. Hierauf dient zur Antwort: man muß einen Unterſchied machen zwiſchen Inſekten, welche Menſchen aus Zorn ſtechen, nach vollbrachter That ſich von da wegbegeben und nicht wieder kommen; oder die ihre Brut in die Haut gewiſſer Thiere legen, aber nachdem dieſes geſchehen iſt, den Ort nicht wieder beſuchen, worauf die Jungen endlich auskriechen, und dann dieſes große Thier auch verlaſſen; und zwiſchen Inſekten, die ſelbſt in der Haut wohnen, ſich da ernähren, unzählich vermehren, und

die alten auch darin ſterben. Nur ſolche Thierarten ſtecken an. Denn wenn eine ſolche Gattung den Lieblingsort des Körpers mit Brut und Nachkommenſchaft angefüllt hat, endlich aber entweder Mangel leidet, geſtört oder getrennt wird; ſo ſucht ſich der im Mangel lebende, geſtörte oder getrennte Haufen einen andern ähnlichen Körper zu ſeinem Wohnorte aus, und wenn er den gefunden hat, ſo verurſacht er da eben ſolche Uebel, wie im vorigen angeſteckten Körper u. ſ. w.

Auch wenn nur wenige Thierchen auf einen anſteckungsfähigen Menſchen kommen, ſo iſt er angeſteckt; aber das Uebel wird ohne Zweifel langſamer bemerkbar, als wenn viele auf einem ſolchen Körper ankommen.

Nach dieſer kurz gefaßten Theorie müſſen nicht nur alle glückliche Verwahrungen vor Anſteckungskrankheiten, ſondern auch alle glückliche Kurarten eingerichtet werden; und die gänzliche Vertilgung ſolcher Uebel wird nach dieſer Theorie glücklich von Statten gehen, wenn Beherrſcher großer Länder ihre Maßregeln darnach einrichten. Kleine Länder können dieſe für die Menſchheit ſo wichtige Ausrottung einer ſolchen Anſteckungskrankheit nicht zuwege bringen.

Bei einer jeden ſpeciellen Abhandlung, welche nach dieſer Theorie eingerichtet iſt, wird nicht nur die

Digitized by Google

die Anſteckungskrankheit durch Thierchen immer mehr beſtätigt, ſondern das Nutzbare derſelben noch deutlicher und gewiſſer werden. Ich will daher zur Probe eine Anleitung zur Bewahrung vor der Rindviehpeſt oder Löſerdürre, welche ſeit etlichen Jahren in vielen umher liegenden Ländern gewüthet hat, nach dieſer Theorie hier beifügen. Sollte ſie vom Publikum wohl aufgenommen werden, ſo könnten bei Gelegenheit noch mehrere ſpecielle Abhandlungen von Anſteckungskrankheiten nachfolgen.

Nur nach dieſer Theorie werden die Blattern am gewiſſeſten ausgerottet werden können.

Wie kann man das Rindvieh am ſicherſten vor der Peſt, oder Rindviehſeuche, oder Löſerdürre bewahren?

I. Die Rindviehſeuche oder Löſerdürre, welche ſeit etlichen Jahren in vielen Gegenden Teutſchlands gewüthet hat, und deren verheerende Spuren man immer noch befürchtet, entſteht

1) nicht durch ungewöhnliche Witterung, folglich
   a) nicht durch große Hitze oder Kälte, große Trockenheit oder Feuchtigkeit von Regen, Nebel, Thau, oder durch eine beſondere Luft;
   b) nicht durch unrechte Fütterung in Ställen oder auf der Weide, alſo
      α) weder durch ſehr arzeneiliches, verſchlemmtes oder verdorbenes grünes Futter,

β) noch durch ſehr arzeneiliches, verdorbenes dürres Futter, als: verdorbenes Heu, Grummet, verſchimmeltes Stroh u. ſ. w.

c) nicht durch arzeneiliches, pfuhlichtes oder ander verdorbenes Getränke;

d) nicht durch unzweckmäßige Wartung, Pflege, Hunger, Durſt, übertriebene Arbeit, oder andere Quälereien.

Alle dieſe Behandlungsarten können zwar dem Rindvieh große Krankheitsübel zufügen, aber ſie ſind nicht anſteckend.

2) Sie entſteht vielmehr durch kleine lebendige Geſchöpfe, die man nicht mit bloßen Augen ſehen kann, welche die gelehrten Naturforſcher Infuſions-Thierchen nennen, und die ſich in kurzer Zeit erſtaunlich vervielfältigen.

II. So mancherlei Anſteckungskrankheiten das Rindvieh unterworfen iſt, ſo mancherlei Anſteckungsthiergattungen fallen daſſelbe, wenn es ihnen möglich iſt, an, weil ſie da Nahrung für ſich finden. Jedes Thier hat ſeinen beſondern Appetit und ſeine beſondere Manier ſich Nahrung zu verſchaffen; daher wählt manche Gattung der anſteckenden Thierchen die äußere Haut des Rindviehes, und manche die äußere Haut der Eingeweide. Dieſe Thiergattung, welche ſeit etlichen Jahren in Teutſchland dem Rindvieh ſo vielen Schaden zugefügt hat, ſetzt ſich gemeiniglich an der Zunge, am Schlunde und vor-

Digitized by Google

vorzüglich in demjenigen Magen, welchen man Pſalter, Buch, Mannigfalt oder Löſer nennt, gern feſt, ſucht ſich da zu ernähren und zu vermehren; daher man dieſe Krankheit des Rindviehes an vielen Orten die Löſerſeuche, Löſerdürre nennt; weil der Löſer an manchen Stellen ſo dürre wird, daß man ihn zerreiben kann.

III. Obgleich dieſe Thierchen oder Inſekten, welche die anſteckende Krankheit beim Rindvieh verurſachen, ſo klein ſind, daß man ſie nicht mit bloßen Augen ſehen kann; ſo wird man doch im Stande ſein, ſie durch ein gutes Vergrößerungsglas zu bemerken, wenn man etwas Grindiges, Eiteriges, Fleiſchiges vom offenbar Angeſteckten in etwas Waſſer legt, und etliche Tropfen davon, durch ein ſolches Vergrößerungsglas mit erforderlicher Sachkenntniß und Geduld betrachtet. Es kann ſein, daß man nach vielfältigen Verſuchen nichts bemerkt, und doch darf man noch nicht ſchließen, daß keine Anſteckungsthierchen darin vorhanden ſeien; denn es kann am Glaſe fehlen, das den zu beobachtenden Gegenſtand entweder nicht hell genug oder nicht groß genug vorſtellt; es kann aber auch am Beobachter liegen, welcher die Beobachtungen nicht recht vorzubereiten weiß, oder nicht Geduld genug, oder nicht helle, ſcharfe Augen genug hat, weil das vergrößerte Thierchen immer noch ſehr klein iſt: daher müſſen mehrere Naturforſcher mit den beſten Vergröße-

rungs-

Digitized by Google

rungsgläſern und ſcharfen Augen ſolche Beobachtungen anſtellen.

IV. Die Anſteckung dieſer Seuche muß ohne Zweifel auf folgende Art geſchehen: Wenn Anſteckungsthierchen auf ein Rind kommen, welches, wie in der Folge gezeigt werden wird, auf mancherlei Art geſchehen kann; ſo laufen oder kriechen ſie, wie alle andere Thiere, ihrer Nahrung nach, und ſuchen ſich einen Ort aus, wo ſie wohnen und ſich vermehren können. Die Kleinheit dieſer Thierchen macht, daß ihnen alle Schweißlöcher und Saugemündungen, ſo wohl in der Rindshaut, als auch im Löſer, wohin ſie ſich vorzüglich wenden, zu ihren Wohnorten groß und bequem genug ſind, und wo ſie zugleich ihre Nahrung finden, wenn ſie an den Faſern der innern Haut nagen, wodurch vollauf Zehrung aus den verletzten Faſern für ſie hervorquillt, da jede Faſer ihren Lebensſaft zur ſelbſteignen Erhaltung von der ganzen flüſſigen Körpermaſſe fortwährend empfängt. Weil aber das Verwunden dieſer Thierchen, wo ſie ſich einmal eingeniſtet haben, ohne Aufhören an den Faſern fortdauert; ſo entſteht bald eine Entzündung, wie bei allen Wunden, die man immer aufs Neue verletzt. Dieß iſt der Anfang des Uebels bei dieſer Anſteckung. Vermehren ſich dieſe Thierchen aber dergeſtalt, daß ſie ſich weiter verbreiten müſſen, ſo wählen ſie ſich mehrere Wohnungen in der Haut des Löſers, betragen ſich

in

in den neuen Aufenthaltsorten eben ſo, und machen folglich durch ihr Verwunden an vielen Flecken das Uebel immer ärger; die Saftkanäle im Löſer erſchöpfen ſich, indem ſie verſchrumpfen, weil ihnen der nöthige Lebensſaft durch ſolche Thierchen entzogen wird; die Entzündung und Hitze dauert fort, die Blätter des Magens ſind nicht ſtark: daher verdorren die Saftbehälter mit dem übrigen Gewebe der Haut. Dadurch muß nothwendig die körperliche Maſchine des Angeſteckten von Tage zu Tage mehr zerſtört werden.

Die Fähigkeit der Ausſpürung oder Auswitterung nothwendiger Nahrung muß dieſen Thierchen ſo gut als Wegweiſer zu ihrer Erhaltung dienen, wie jedem andern freien Thiere, welche ihnen durch den Dunſt zeigt, wo ſie die Bedürfniſſe zur Erhaltung ihres Lebens finden können; daher müſſen ſich auch dieſe Thierchen am liebſten dahin begeben, wo ſie ihre Nahrung durch den Dunſt wittern; und von ihrer Auswitterung können ſie Gebrauch machen, ſo bald ſie dahin kommen, wo Rindvieh in der Nähe iſt.

V. Die zeither graſſirende Thiergattung ſucht, wie bekannt, ihre Lieblingsnahrung nicht auf der Oberfläche der Körperhaut, wie eine andere Thiergattung, ſondern vorzüglich im Löſer des Rindviehes, und macht ihn dann auf vorerwähnte Art zu Schanden; ſelten gräbt ſie ſich auf der Zunge oder im Schlunde ein.

Daß

Daß nun der ganze Körper des Rindviehes dadurch verderbt wird, das geht wegen der genauen Verbindung des einen Theils mit dem Ganzen natürlich zu. Denn, haben ſich dieſe Thierchen im Löſer recht ausgebreitet, und denſelben zu Schanden gemacht, ſo kann das Rindvieh anfänglich, nämlich bei einer noch geringen Zerſtörung des Löſers, nicht recht, und bei der gänzlichen Zerſtörung deſſelben endlich gar nicht mehr wiederkäuen, die zu ſich genommene Nahrung verdirbt darauf im Magen, die nöthigen Säfte zur Erhaltung des ganzen Körpers fangen nun an theils mangelhaft zu werden, theils zu verderben, weil der Magen die nöthige Nahrung für den Körper nicht mehr zubereiten und den Saftkanälen zuführen kann; die Freßluſt des Rindviehes vergeht, die verdorbenen Säfte im Löſer nöthigen nun die angrenzenden feſten Theile und Saftkanäle zur Fäulniß, es verderbt immer ein naher Theil fortſchreitend den andern, bis endlich auf ſolche Art der ganze Körper in einem ſolchen Krankheitszuſtande iſt, wobei das angeſteckte Vieh nicht mehr beſtehen kann, wenn ihm nicht bei Zeiten Hülfe geſchafft wird, das heißt, wenn man dieſen Anſteckungsthierchen nicht bei Zeiten Hinderniſſe in den Weg legt, wodurch ihr Aufkommen und Beſtehen unmöglich gemacht wird.

VI. Nach dieſer Theorie ſieht man leicht ein, wie ſich die Rindviehſeuche in andere Gegenden und Länder verbreiten kann. Es geſchieht

A. durch

A. durch angeſtecktes lebendiges Vieh, wenn es unter unangeſtecktes kommt, wodurch nach und nach eine ganze Herde angeſteckt, oder mit ſolchen Thierchen beläſtiget wird. Dieſe Anſteckung kann von Nachbarſchaft der Häuſer und Dörfer zur Nachbarſchaft derſelben, durch mancherlei Umſtände, wie die Folge zeigen wird, ausgebreitet werden.

Denn wenn ſolches angeſtecktes Rindvieh, ehe es merklich erkrankt, durch Hirten an die Gemeindegrenzen oder in Koppelhutungen kommt, wo es bisweilen ruhet, ſich ſchüttelt, reibt, ſtößt, drängt u. ſ. w. dadurch ſolche auf der Haut herum wandernde Thierchen verliert, und unangeſtecktes Rindvieh der Grenznachbarn wird bald darauf auch dahin getrieben; ſo können dergleichen Thierchen auch auf vorher unangeſtecktes Rindvieh kommen, weil verlaſſene Thierchen ihre Lieblingsnahrung da wittern, und ſich beſtreben dieſelben zu erreichen. Geſchieht dieß, iſt die Erreichung vollendet, ſo iſt das Thier angeſteckt. Dieß neu angeſteckte kann in kurzer Zeit darauf wieder anderer Nachbarn reines Vieh anſtecken u. ſ. w.

Denn wenn Anſteckungsthierchen auf ein Rind gekommen ſind, ſo müſſen ſie ohne Zweifel lange auf dem Körper deſſelben herum irren, ſich ſpärlich ernähren, folglich auch ohne Zweifel ſich ſpärlich, aber doch in etwas vermehren, ehe ſie zum Theil den Löſer als ihre liebſte Wohnung und Nahrung

finden.

finden. Dieſe auf dem Rindvieh herum wandernden Thierchen können dann durch Ruhen, Reiben, Schütteln, Anſtreifen u. ſ. w. leicht verloren und von nahe kommenden reinem Rindvieh aufgeleſen werden.

Ob ſchon die Anſteckungsthierchen, ſo wie andere große Thiere, von Natur wiſſen, welche Nahrung ihnen am beſten behagt: ſo können ſie doch nicht gleich in den Löſer, welcher ihre Lieblingsnahrung iſt, kommen, ob ſie gleich ſchon auf der Haut des Rindviehes ſind; denn die äußere Körperhaut bis in den Löſer iſt für ſolche kleine Thierchen eine ſehr große Reiſe, bei welcher ſie gewiß oft viele Hinderniſſe antreffen müſſen.

Vielleicht entſtehen die häufigſten Ankünfte der Anſteckungsthierchen im Magen, wenn das Rindvieh ſeine Haut beleckt, oder wenn die herum irrenden Thierchen in des Rindviehes Futter, auf der Weide ſo wohl als in die Freßtröge der Ställe fallen, oder in das Getränke kommen, worauf ſie vom Rindvieh verſchluckt werden, und ohne große Mühe ihren Lieblingsort erreichen.

Die Rindviehſeuche kann ſich ferner verbreiten, durch verkauftes Rindvieh, welches angeſteckt, aber entweder noch nicht, oder nicht merklich erkrankt iſt. Je weiter ein angeſtecktes Rind verkauft wird, deſto weiter kann dieſe Seuche ſich ausbreiten, vorzüglich wenn es nicht gleich geſchlachtet wird, ſondern unter reines Vieh kommt.

Die

Die Ansteckung kann geſchehen durch Samenochſen, Samenkühe, die zu einander geführt werden. Eine angeſteckte Kuh, die zum Ochſen geführt wird, kann dieſen durchs Beſpringen leicht etliche ſolcher Thierchen mittheilen. Vermehren ſich dieſe Thierchen auf dem Ochſen, ſo kann nun dieſer den zu ihm geführten Kühen gleicher Geſtalt ſolche Thierchen anhängen, oder ſie anſtecken. Ferner kann ſie geſchehen, wenn angeſtecktes Vieh auf Märkte, an Tränkorte, wo anderes Vieh auch hinkommt, gebracht wird u. ſ. w.

B. Es kann angeſteckt werden durch angeſtecktes todtes Rindvieh,

a) wenn dieß unbehutſam aus dem Stalle geſchleppt wird, und dieſe Straße, wo anderes Vieh auch hinkommt, nicht ſorgfältig durch Kehren und geſtreuten Kalk, oder ausgeſtreute Aſche gereinigt wird, weil ohne eine ſolche Reinigung hier und da dergleichen Thierchen durch das angeſteckte todte Rindvieh zerſtreut, und die Wege für das Lebendige noch unangeſteckte unrein werden können;

b) wenn es an ſolchen Orten geöffnet wird, wo entweder Rindvieh hinkommt, oder wo doch Fleiſch der Art von Hunden und Katzen theils gefreſſen, theils verſchleppt werden kann. Im erſten Falle können Anſteckungsthierchen leicht auf die Haut ſolcher Freſſer kommen, und dahin getragen werden, wo Rindvieh damit beläſtiget werden kann. Im

andern

andern Falle kann Fleiſch, Gedärme u. ſ. w. dahin verſchleppt werden, wo Rindvieh oft hinkommt, oder es können Thierchen auf dem Wege verzettelt werden, welchen das Rindvieh oft betritt, worauf letzteres in Gefahr kommt, von denſelben verunreinigt zu werden. Auch ein ſtarker Wind, der über ein ſolches Aas wehet, kann dieſe Thierchen leicht aufheben und eine Strecke forttragen u. ſ. w.

C. Durch Menſchen kann dieſe Seuche verbreitet werden, wenn ſie mit angeſtecktem Viehe oft zu thun haben, oder an angeſtecktes Vieh ſtreifen, es berühren; denn da bringen ſie ſolche Anſteckungsthierchen eben ſo, wie Läuſe, Wanzen, Schwaben, ohne es gewahr zu werden, an ſich, wenn ſie dahin gehen, wo viel dergleichen Ungeziefer vorhanden iſt. Da nun dieſe Anſteckungsthierchen des Rindviehes bei Menſchen keine Nahrung nach Wunſch finden, ſo ſuchen ſie ſich von ihnen bald wegzubegeben. Kommen dieſe mit ſolchen Anſteckungsthierchen beladenen Menſchen an unangeſtecktes Rindvieh, ſo wittern dieſe hungrigen Gäſte ihre Nahrung durch die Ausdünſtung des Rindviehes, und machen ſich nun um deſto eher von den Menſchen los, ſo daß ſie entweder gleich an die Haut des Rindviehes kommen, oder in der Nähe deſſelben niederfallen, worauf ſie dann theils beim Ruhen des Rindviehes, theils auf andere Art daſſelbe zu erreichen ſuchen.

Leute,

Digitized by Google

Leute, die bei einer graſſirenden Seuche der Art oft mit angeſtecktem und unangeſtecktem Rindvieh zu thun haben, und dadurch die Seuche weiter verbreiten können, ſind vorzüglich: Viehhändler, Fleiſcher, welche in der ganzen Gegend herum viele Ställe beſuchen und das Vieh nicht nur beſehen, ſondern auch befühlen und folglich oft an daſſelbe ſtreichen; ferner Vieharzte, Hirten, Knechte, Mägde, die immer mit angeſtecktem und unangeſtecktem Vieh zu thun haben; Freunde und Nachbarn, die theils aus Mitleid, theils aus Neugierde oder andern Urſachen zu reinem und angeſtecktem, oder bloß zu angeſtecktem Vieh, und dann in die Häuſer, wo unangeſtecktes Vieh iſt, gehen, und ihre an ſich herum laufenden Thierchen wenigſtens zum Theil da verlieren, wo ſie an ſolche Menſchen kommen können, welche reines Vieh pflegen u. ſ. w.

Auch Kaviller (Kaltſchlächter, Abdecker,) können dieſe Seuche verbreiten.

D. Das Rindvieh kann angeſteckt werden, nicht nur durch unreines Rindvieh, ſondern auch durch Hunde und Katzen, wenn ſie ſich bei angeſtecktem lebendigen Viehe in der Nähe aufgehalten, oder von dergleichen todtem Viehe gefreſſen haben. Vögel, die von ſolchem angeſteckten Aas freſſen, müſſen freilich oft ſolche Thierchen an ſich bekommen; da ſie aber mit dem lebendigen Rindvieh keine Gemeinſchaft haben, ſo können ſie es zwar nicht unmittelbar anſtecken, aber doch mittelbar. Die an den

Vögeln

Digitized by Google

Nägeln haftenden Anſteckungsthierchen werden zwar größten Theils nach und nach verloren, und kommen um, aber es kann auch geſchehen, daß ſie entweder auf Rindvieh, das auf der Weide iſt, fallen, oder daß ſie in ſolches Gras fallen, welches bald darauf vom Rindvieh weggefreſſen wird. Fliegende Inſekten, die gern auf dem Rindvieh verweilen, können reines Vieh auch anſtecken.

E. Es iſt eine Rindviehanſteckung durch ſolche Sachen möglich, die in angeſteckten Ställen geweſen ſind, und nun dahin gelegt werden, wohin unangeſtecktes Vieh kommt. Dergleichen Sachen ſind: Miſt, Freß- Sauftröge, Raufen, Krippen, Ausmiſtungsgeräthe u. ſ. w. Denn weil ſich der Dunſt vom Rindvieh nach und nach in ſolche Sachen zieht, ſo können ſich auch ſolche Thierchen, die von nichts als dergleichen Dünſten leben müſſen, eine Zeit lang da lebend aufhalten.

F. Es kann eine Anſteckung des reinen Rindviehes möglich werden durch Orte, wo angeſtecktes Vieh ſich gerieben, angeſtrichen, geſchüttelt, oder geruht hat. Dergleichen Orte ſind: Stallwände, Stallthüren, Wände, Holz, Mauern, Bäume, Büſche auf der Weide, Ruheplätze im Walde, unter einem Baume u. ſ. w.

VII. Nach dieſen vorausgeſchickten Bemerkungen ſieht man leicht, daß folgende Mittel, welche von Manchem bei angeſtecktem Vieh angewendet werden,

Digitized by Google

werden, weder zur Bewahrung vor dieſem Uebel noch zur Befreiung von demſelben, etwas beitragen können. Es taugen alſo nichts

a) Ausräucherungen des Viehes und der Ställe, man mag Tage und Stunden dabei wählen oder räuchern wenn man will. Schwebten ja einige Thierchen wegen ihrer Leichtigkeit in der Luft, ſo würden ſie ſich doch bei überhand nehmendem Rauch gleich in die Haut der anſteckungsfähigen Thiere verkriechen, um ſich vor dieſem Rauche zu verwahren; die ſtarken Ausräucherungen ſchaden dem Rindvieh weit mehr als den Anſteckungsthierchen, letztere ſind vor der Gefahr ſo lange geſichert, als die Haut des Rindes nicht brennt. Und überdieß iſt das Räuchern mit Feuersgefahr verbunden.

b) Das Kreuzemachen, Charakter-Schreiben, das Anhängen gewiſſer Zettel, das Treiben der Rinder über ein gewiſſes Feuer, und andere dergleichen abergläubiſche Dinge helfen noch weniger.

VIII. Das ſicherſte Mittel, ſein Rindvieh, nach dem vorher angenommenen Grundſatz, vor der Seuche zu bewahren, iſt: man muß dieſe Anſteckungsthierchen nicht an ſein Rindvieh kommen laſſen. Dieß zu verhüten, muß man gehörige Anſtalten treffen. Unter andern bewährten Anſtalten kann es auch auf folgende Art geſchehen:

A. Graſſirt die Seuche ſchon im Lande, und iſt ſie nur etliche Meilen von dem Wohnorte entfernt,

a) ſo

a) ſo darf man kein Rindvieh mehr außerhalb des Dorfes kaufen und in ſeinen Stall bringen, man müßte denn gewiß wiſſen, daß es weder von einem angeſteckten Orte, noch durch eine angeſteckte Gegend geführt worden ſei.

b) Hat man ſelbſt Vieh zu verkaufen; ſo darf kein Viehhändler oder Fleiſcher mehr in den Stall gehen, viel weniger ans Rindvieh ſtreifen, oder es befühlen; man müßte denn gewiß wiſſen, daß die kaufende Perſon in keinen angeſteckten Stall und zu keinen Perſonen, die mit angeſtecktem Vieh zu thun gehabt haben, gekommen ſei. Der Käuſer von angeſteckten Orten, oder welcher ſonſt als Fremder, Unbekannter deßhalb verdächtig iſt, ſollte ohne Noth nicht in die Stube einer bekannten unangeſteckten Behauſung gehen. Wäre dieß aber von einer verdächtigen Perſon doch geſchehen; ſo ſollte man den Ort, wo ſie in der Stube geſeſſen und mit den Kleidern angeſtreift hat, ſogleich, nachdem ſie wieder weg iſt, mit Vorſicht reinigen.

Das zu verkaufende Vieh wird aus dem Stalle gelaſſen und der verdächtige Käufer muß es ohne Berührung deſſelben, bloß nach dem Anſehen handeln.

Iſt das Vieh vom verdächtigen Käufer gehandelt; ſo darf er ſein Vieh immer noch nicht anrühren, es wird ihm an einem Orte übergeben, wo kein Rindvieh, wenigſtens einen Monat lang hinkommt.

Denn

Denn wenn er es im Hofe annähme, ſo möchte das Rind aus Scheu, weil es in die Hand eines ihm Unbekannten kommt, ſich wieder los zu machen ſuchen, ihn ſtark herum reißen und ſchütteln. Hätte nun der Käufer Anſteckungsthierchen an ſeinen Kleidern hängen, ſo möchte er bei dieſer ſchüttelnden Bewegung etliche davon verlieren, und dieſe vielleicht den Weg zu dem in der Nähe befindlich unangeſteckten Vieh finden. Dergleichen Thierchen ſcheinen ſich um deſto eher vom Käufer los zu machen, da ſie ihre nahe Nahrung vom Rindvieh wittern.

c) Man darf ſein Vieh entweder gar nicht mehr auf die Weide treiben, oder man muß genau darauf Acht haben, daß kein verdächtiger Viehhändler oder Fleiſcher, zu verkaufendes Vieh aus der Herde befühle, noch an daſſelbe ſtreiſe, damit es nicht auf dieſe Art, und durch das eine Stück die ganze Herde angeſteckt werde. *)

d) Kein Rindvieh, welches zu der Zeit auf einen Markt zum Verkaufe getrieben wird, darf wieder heim

*) Wenn einſt die Stallfütterung allgemein eingeführt ſein wird, ſo kann man unter andern wichtigen Vortheilen auch den mit rechnen, daß keine Viehſeuche ſich je zum Schaden der Menſchheit weit verbreiten werde. Beobachtet man die hier angeführten Vorſichtsmaßregeln, ſo kann ſich keine Anſteckungskrankheit vom Stalle entfernen. Th.

Digitized by Google

heim geführt werden, wenn es keinen Käufer finden ſollte; man müßte es denn mit Lauge abwaſchen und etliche Wochen beſonders aufbewahren. Denn das Rind iſt in der Gefahr geweſen, angeſteckt zu werden. Wäre dieſes, ſo könnte das ganze Dorf dadurch angeſteckt werden. Um dieſes Unglück zu verhüten, iſt eine ſolche Vorſicht nicht zu groß. Auch diejenigen Perſonen, welche das Vieh auf den Markt getrieben, feil geboten und wieder heim geführt haben, dürfen nicht eher mit Leuten eines unangeſteckten Dorfes, vielweniger mit unangeſteckten Vieh umgehen, bis ſie ihre Körper und Kleider mit Vorſicht gereinigt haben.

Bei guten Polizei-Anſtalten werden unter ſolchen gefährlichen Umſtänden die Viehmärkte gemeiniglich von der Ortsobrigkeit aufgehoben. Sollte dieß aber in einer Gegend nicht, oder nicht zeitig genug geſchehen ſein; ſo muß die unangeſteckte Dorfſchaft ſelbſt darüber wachen, daß keine ſolchen Thierchen in ihre Grenze gebracht werden. Weit beſſer iſt es aber, wenn unangeſteckte Dorfſchaften ihre Obrigkeiten von allen Gefährlichen der Art benachrichtigen; dieſe werden noch beſſere Maßregeln zur Abwendung dieſer Gefahr nehmen können.

B. Graſſirt die Viehſeuche ſchon in angrenzenden Dörfern, oder wohl gar ſchon im Dorfe; ſo darf das geſunde Vieh nicht nur keinesweges mehr in die gemeinſchaftliche Tränke geführt werden, ſondern

Digitized by Google

ſondern es muß Futter und Getränke entweder im Stalle oder rings herum zugemachten Hofe, oder in einem gut umzäunten Garten, der an den Hof oder Stall ſtößt, bekommen. Wäre des Nachbars Vieh ſchon angeſteckt, und im Nebengarten; ſo dürfte man das noch reine Vieh, entweder nicht in den Garten oder doch nicht an den Zaun kommen laſſen, welchen das angeſteckte Vieh oft beſtreicht, damit das reine Vieh keine Anſteckungsthierchen da aufleſe, oder mit dem zu verzehrenden Graſe verſchlucke, weil des Nachbars unreines Vieh ſolche Thierchen an den Orten leicht verlieren könnte, und dieſe Thierchen durchs Fortkriechen gar bald an die andere Seite des Zauns kommen können. Geht der Wind vom angeſteckten Vieh aufs unangeſteckte ſtark; ſo darf das Vieh nicht in den Garten gelaſſen werden; denn der ſtarke Wind möchte ſolche Thierchen, die auf der Haut des angeſteckten Rindviehes herum wandern, in die Luft heben und ſie in des Nachbars reinen Garten, wohl gar aufs unangeſteckte Vieh fallen laſſen. Fielen ſolche Thierchen ins Gras, und das unangeſteckte Vieh verzehrte es bald, ſo würde es auch durch den Genuß ſolches Graſes angeſteckt.

Man hat dabei ferner Folgendes zu beobachten:

a) Diejenige Perſon, welche mit dem reinen Vieh täglich zu thun hat, darf nun in kein angeſtecktes Haus, viel weniger in ein anderes angeſtecktes Dorf gehen, wenn ſie nicht die vorerwähnte Reini-

Digitized by Google

gung mit ihrem Körper und mit ihren Kleidern ſorgfältig beobachten will oder kann, ehe ſie wieder zum reinen Vieh kommt.

b) Wo möglich dürfen Pfleger und Pflegerinnen des unangeſteckten Viehes nicht an dem Orte ihr tägliches Tränkwaſſer fürs Rindvieh mehr ſchöpfen, vorzüglich nicht zu gleicher Zeit und mit herunter hangenden Kleidern beim Bücken; weil da das Verlieren und Aufleſen ſolcher Thierchen leicht iſt. Kann es ſein, ſo müſſen beide Parteien beſondere Schöpforte haben.

c) Keine Hunde und Katzen, welche zuweilen außer dem Hofe auch andere Häuſer und Orte beſuchen, dürfen zu der Zeit in den Stall mehr gehen; ſie möchten irgendwo ſolche gefährliche Thierchen aufgeleſen haben und ſie im reinen Stalle verlieren, welches um ſo leichter der Fall ſein kann, weil Anſteckungsthierchen ihre ihnen angenehme Nahrung in der Nähe wittern.

d) Kein Stroh, Heu, Grummet u. ſ. w. darf an verdächtigen Orten gekauft und gleich verfüttert werden. Hat dieſes Futter aber während ein paar Monaten keine verdächtige Perſon berührt; ſo ſchadet es dann nicht, wenn es ſonſt gut iſt. Denn ſollten ſolche Thierchen durch Menſchen da verloren worden ſein, ſo müſſen ſie, da ſie kein Erdengewächs freſſen, während ein paar Monaten vor Hunger ſterben.

IX. Zei-

Digitized by Google

IX. Zeigen ſich bei einem Stück Rindvieh im Stalle Merkmahle, daß es angeſteckt ſein möchte, welche Merkmahle der Hofrath Fauſt in ſeiner Tafel zur Rettung des angeſteckten Rindviehes hinlänglich angegeben hat, und es nur dort an den wahren Urſachen der Anſteckung fehlt: ſo iſt, wenn es ſich wirklich auf dieſe Art verhält, noch nicht alles Vieh im Stalle gleich angeſteckt, oft anfänglich nur das einzige; aber es kann alles angeſteckt werden, wenn man das bemerkte kranke Vieh im Stalle bei dem noch geſunden läßt. Das kranke Vieh muß alſo nicht nur bald aus dem Stalle in einen andern Ort geſchafft, ſondern auch bloß von ſolchen Perſonen, die nicht zum reinen Viehe kommen, gepflegt werden. Auch die Pfleger des kranken Viehes, müſſen ſich nun in Acht nehmen, damit ſie nicht Anſteckungsthierchen, die an ihnen hängen bleiben möchten, andern Menſchen, die mit reinem Vieh zu thun haben, anhängen. Man muß auch alles bald aufs ſorgfältigſte aus dem Stalle ſchaffen, was das kranke Vieh berührt hat, und von dieſem Vieh iſt, als: Gefäße, woraus es gefreſſen, geſoffen hat, Miſt u. ſ. w. Je länger das angeſteckte Vieh im Stalle bei dem noch geſunden ſteht, deſto gefährlicher iſt es für letzteres. Was man aber nicht herausſchaffen kann, das muß man bald ſtark mit Lauge oder Kalkwaſſer reinigen. Man ſollte wo möglich, während der Reinigung und Ausrüſtung des Stalles, das noch zu vermuthende reine Vieh wenigſtens

etliche

Digitized by Google

etliche Tage an einen gemächlichen Ort thun. Bei ſolcher zeitigen Vorſicht wird ſelten mehr als das abgeſonderte Stück durch Anſteckungsthierchen leiden; vorzüglich wenn die ganze Dorfgemeinde alle mögliche Beihülfe mit anwendet, oder wenigſtens aus Neid, Rache, Schadenfreude u. ſ. w. keine Hinderniſſe in den Weg legt. Sollte ja noch eines ſchon angeſteckt ſein und krank werden, ſo muß die behutſame Abſonderung wie mit dem vorigen geſchehen.

X. Die glücklichſten Kurarten durch Arzenei müſſen erſt nach dieſer Theorie beſtimmt werden und in der Probe beſtehen, ehe man ſie jedem Rindviehhalter anpreiſen kann. Studirte Viehärzte, welche dieſe Theorie annehmen, können die beſte Arzenei zur Heilung des angeſteckten Viehes ausfündig machen. Da es aber bis jetzt noch wenig ſolcher Aerzte giebt, und die Hülfe bei immer noch gefahrvollen Zeiten in manchen Gegenden nicht lange Aufſchub leidet; ſo kann man ſich auch an geſchickte Menſchenärzte wenden, welche nach den ſtudirten Viehärzten am beſten wiſſen können, wie Anſteckungsthierchen ohne Schaden des angeſteckten Rindviehes getödtet und ausgetrieben werden müſſen. Was dieſe Aerzte beim Anfange der neuen Theorie, ehe ſie recht in Gang kommt, nicht gleich mit dem beſten Erfolge bewerkſtelligen können, das ſind Hirten, Bauern, Tagelöhner, alte Weiber und Andere, die ſich mit Vieh Kuriren abgeben, noch viel weniger im Stande glücklich auszuführen.

Geſetzt,

Geſetzt, es ſollte anfänglich die rechte Arzenei, welche auf dieſe Theorie paßt, nicht gleich ausfündig gemacht werden können, und ein angeſtecktes Rind ſollte durch dieſe Thierchen unterliegen: ſo wird doch bei bemerkter Vorſicht ſelten der Fall vorkommen, denn geſchickte Aerzte werden keine offenbar ſchädliche Behandlung und Arzenei vorſchlagen, wie es gemeine Vieh-Kurirer oft thun, und wenn er ja doch durch einen außerordentlichen Umſtand vorkommt; ſo iſt dieß doch kein ſo ſtarker Verluſt, als wenn alles Vieh im Stalle, oder gar das Vieh im ganzen Dorfe, oder das meiſte Vieh einer ganzen Gegend darauf ginge. — Vieh-Aſſekuranzen können da gute Dienſte thun. Die Nachbarn würden einander eher beiſtehen, weil der Verluſt alle Rindviehhalter beim Zuſchußgeben mit beträfe, wenn die Seuche in einem Hauſe des Orts ausbrechen ſollte.

Es iſt wahrſcheinlich, daß das vorgeſchlagene Arzeneimittel des Prof. Reich, nämlich das dem Vieh eingegoſſene Oel, bei der ſo genannten Löſerdürre die Probe aushalten werde; denn ſogar ein Tropfen Oel iſt für viele ſolcher Thierchen ſchon ein Meer, worin ſie der großen Klebrigkeit halber nicht leben können, welches aber dem Rindvieh nicht ſchadet. Geht das Oel wieder vom Rinde, ſo gehen die daran geklebten und dadurch getödteten Thierchen auch mit fort; der mit Oel gleichſam überkleiſterte Löſer wird bei fortwährendem Gebrauche immer

mehr

mehr und mehr von dieſen Thierchen befreiet, folglich dadurch kurirt werden, wenn das gehörige Maß getroffen wird. Eingegoſſene Säure ſoll vielem kranken Rindvieh geholfen, vielem aber augenſcheinlich geſchadet haben. Beides kann unter gewiſſen Umſtänden wahr ſein. Denn Säure wird demjenigen Rindvieh geholfen haben, welches von den Anſteckungsthierchen im Magen noch nicht ſehr angegriffen war. Bei dieſem kranken Rindvieh machte die Säure wahrſcheinlich alle Nahrung für dieſe Thierchen im Magen des Rindes unſchmackhaft, unbrauchbar, und ſie mußten endlich ſterben. Als Präſervations-Kur möchte die Säure vorzüglich anſchlagen. Wo aber dieſe Thierchen den Rindsmagen ſchon ſehr angegriffen und verwundet hatten, da machte die Säure wohl das Uebel ärger. Denn nun gruben ſich erſtlich dieſe Thierchen tiefer in die Magenhaut, um die ihnen ſchädliche Schärfe der Säure nicht zu empfinden. Geſetzt aber es ſollten etliche Thierchen, die ſich nicht tief genug einzugraben und vor der Säure zu verwahren wußten, durch dieſelbe getödtet worden ſein; ſo griff dagegen die Säure alle ſehr verwundete Haut noch ſtärker an, ſie drang ins rohe Fleiſch und vermehrte dadurch die Entzündung.

XI. Von angeſtecktem und getödtetem Rindvieh können Menſchen, wenn ſie mit gewiſſer Vorſicht dabei handeln, alles benutzen; denn

a) iſt

a) iſt ein angeſtecktes Rind fett, ſo kann es im Anfange der Krankheit geſchlachtet und bis auf das Stück, wo der Sitz dieſer Krankheit iſt, ohne Gefahr von Menſchen genoſſen werden. Denn dieſe Thierchen ſchaden nicht als Gift, ſondern weil ſie das Rindvieh ſehr verwunden, um ihre Nahrung aus dieſer Verwundung zu ziehen. Nur nach und nach wird das Fleiſch durch Stockung, Entzündung und Fäulniß der Säfte, welches alles durch beſtändige Verwundung der lebenden, durch geſtorbene Thierchen und deren Unflath herkommt, ungeſund.

Da man aber durch dieſes geſchlachtete Fleiſch doch Anſteckungsthierchen zum Schaden des noch unangeſteckten Rindviehes verbreiten könnte, wenn ſolche Thierchen theils von der Haut, theils vom Eingeweide ins geſchlachtete Fleiſch fielen und dieſes Fleiſch nun pfundweiſe in viele Häuſer getragen würde; ſo iſt es der Vorſicht gemäß, daß man dergleichen Fleiſch erſt etliche Tage einſalze, einpökele oder einſäuere, ehe man es in andere Häuſer bringt. Solche Beitze tödtet dieſe Thierchen bald.

b) Hat aber das fette Rind ſchon lange dieſe Krankheit gehabt, oder iſt es überhaupt ſehr mager; ſo kann man das Fleiſch, wenn es getödtet wird, zwar nicht als Nahrung genießen, weil entweder der ganze Lebensſaft durch die beſtändige Verwundung, die endlich in Entzündung und Fäulniß übergeht, verdorben, oder doch nur Haut und Knochen, aber

aber kein Fett und Fleiſch am feſten Körper iſt: doch kann man es mittelbar, nämlich auf folgende Art nutzen.

α) Fleiſch iſt von jeher als ein ſtarkes Düngungsmittel bekannt. Verſtändige Landleute haben daher ſchon längſt Obſtbäume damit aufs tragbarſte fruchtbar gemacht, wenn ſie Stücken Fleiſch nicht gar zu groß und nicht zu nahe um die Bäume herum eingegraben, aber von den Hauptwurzeln wenigſtens eine Spanne entfernt, und ungefähr einen Schuh tief gelegt haben. Nur das angeſteckte und getödtete Vieh iſt bisher noch nicht auf dieſe Art benutzt worden. Nach dieſer vorgetragenen Theorie ſieht man aber leicht ein, daß man auch das getödtete angeſteckte Vieh auf dieſe Art benutzen kann, wenn man ſich nur dabei in Acht nimmt, daß man beim Eingraben an die Bäume keine Anſteckungsthierchen verbreitet. Um nun dieſe Thierchen bei ſolchem Gebrauch mit zu tödten, ſo kann man das einzugrabende Fleiſch ſtark mit Kalk oder Aſche beſtreuen, oder es da eingraben, wo in langer Zeit kein Rind hinkommt, und kein Hund es ausſcharren kann.

β) Hörner, Klauen, Haut, Fett, Unſchlitt, große Knochen, kann man zu gewiſſen Fabrik-Arbeiten ohne Schaden der Menſchen und des noch unangeſteckten lebenden Rindviehes brauchen, wenn man entweder dieſe Dinge etliche

Mona-

Monate dahin hängt, wo nichts als etwas freie Luft dazu kommen kann, oder wenn man dasjenige, welches Kalkwaſſer oder Aſchenlauge verträgt, ein paar Tage in ſolche Beitze legt, ehe man es weit und breit umher ſchafft.

Läßt man aber dergleichen getödtetes oder ſelbſt gefallenes Vieh lange, und noch dazu ohne Beitze über der Erde liegen, ſo verpeſtet es die Luft weit und breit herum. Dieſer Dunſt iſt nicht nur den nahe wohnenden Menſchen ſchädlich, ſondern die Anſteckungsſeuche kann ſich durch ſolch unbegrabenes Rindvieh auch verbreiten, theils durch Hunde und andere Thiere, die davon freſſen und verſchleppen, theils aber auch durch den Wind, der ſolche Thierchen vom Aas in die Höhe heben und in der Luft weit fortführen kann.

Markersdorf.

C. H. Thiermann, Pfarrer.

II.

Beſchreibung einer in Schweden erfundenen Futterſchneide-Maſchine.

Unter den mehrern Maſchinen dieſer Art, die in Schweden ſeit einigen Jahren zu der Abſicht erfunden worden ſind, um vermittelſt derſelben bei geringem

ringem Aufwande von Kraft und Zeit, eine beträchtliche Menge Häckerling ſchneiden zu können, verdient dieſe hier beſchriebene und abgebildete, wegen ihrer Einfachheit und großen Wirkung *) eine beſondere Aufmerkſamkeit. Ihr Erfinder iſt der ehemalige Oberdirektor des Doggenbaues zu Carlscrona, Thunberg.

Um dieſe Maſchine in Wirkſamkeit zu ſetzen, werden 2 Menſchen erfordert, von denen der eine das zum Schneiden beſtimmte Stroh in den Kaſten A Fig. 1. legt, und der andere das Schwungrad Fig. 2. vermittelſt der Kurbel B herumdreht. Dieſe Kurbel iſt des bequemern Umſchwunges wegen $1\frac{1}{2}$ Elle lang, beſteht aus Eiſen, iſt aber der Leichtigkeit wegen hohl. Das Schwungrad ſelbſt ſteckt an der Achſe Fig. 3. und dieſe läuft in a und b Fig. 1. und wird hinten von der Schraube c feſt gehalten. Auf der hintern gegen den Kaſten gerichteten Seite des Schwungrades ſind an 3 Stellen ſcharfe Schneideeiſen, von der Geſtalt wie Fig. 4., vermittelſt der Schrauben ddd ſo befeſtigt, daß die Schärfe, die man bei ee bemerkt, etwas nach dem Kaſten hin hervor-

*) Auf dieſer Maſchine, die man ſich hier für 18 Rthlr. kann machen laſſen, können 2 Menſchen ohne große Anſtrengung 90 bis 100 Schwediſche Tonnen, oder ungefähr 124 bis 137 Dresdner Scheffel in einem Tage ſchneiden. Den Vorrath für 150 Pferde auf Einen Tag ſchneiden in hieſigem königl. Marſtalle 2 Menſchen in 2 Stunden. Sch.

Digitized by Google

hervorragt, und alſo, wenn das Schwungrad herumgedreht wird, die aus dem Kaſten bei C hervorragenden Strohſpitzen zerſchneiden kann. Bei jedem Umlaufe des Schwungrades kann demnach vermittelſt der 3 Schneideeiſen das Stroh 3 Mal zerſchnitten werden; vorausgeſetzt, daß, ſo oft das Schwungrad ein Mal umgedreht wird, das Stroh drei Mal ſo weit, als man davon abſchneiden will, hervorgerückt wird. Zu dieſer letztern Abſicht iſt folgende Vorrichtung angebracht: Auf dem Boden des Kaſtens liegt ein grobes leinenes Tuch, das ſo breit als der Kaſten, nämlich 9½ Zoll, ungefähr 6½ bis 7 Ellen lang, und an den ſchmalſten Enden zuſammengenäht iſt. Dieſes Tuch erſtreckt ſich nun über die ganze Länge des Kaſtens auf dem Boden deſſelben hin, bis zu einem Einſchnitte, der ſich im Boden des Kaſtens ungefähr 9 Zoll von C befindet; durch dieſen Einſchnitt wird es durchgezogen, und geht nun über die Walze f auf dem Wege 1, 2, 3, nach der Walze g, und von dieſer nach der Walze h, wo es ſich zuletzt mit dem andern im Kaſten liegenden Ende gleichſam zu einem Ringe vereinigt. Dabei iſt zu bemerken, daß der höchſte Theil der Oberfläche der beiden Walzen f und h mit dem Boden des Kaſtens in einer Linie liegt, damit ſich der Tuchſtreifen leicht über den Boden fortſchieben läßt. Um aber dem an ſeinen Enden zuſammengenähten Tuchſtreifen eine ſtarke Spannung zu geben, ſo iſt D an der Achſe k beweglich, ſo daß es,

wenn

wenn man das Tuch wegnimmt, nach m fällt, ſonſt aber durch die Schwere des darauf liegenden Backſteines l das Tuch drückt und alſo ſpannt. An der eiſernen und runden Achſe Fig. 3. iſt bei der Stelle z, wo ſie viereckig gearbeitet iſt, das Getriebe E Fig. 5. angebracht, daß, ſo bald die Achſe in a und b liegt, gerade vor der Stange F zu ſtehen kommt. Dieſe Stange hat vorn, in gleicher Höhe mit der Achſe bei n einen Einſchnitt, der Fig. 5. von der Seite zu ſehen iſt. In dieſen Einſchnitt greifen, beim Herumdrehen des Schwungrades, die 3 gleich weit von einander entfernten Hervorragungen des Getriebes nach der Reihe, und drücken alſo die Stange F, die ſich unten in O Fig. 5. ſchiebt, nieder. So oft nun auf dieſe Weiſe die Stange F herabgedrückt wird, ſo zieht ſie den doppelarmigen in p ruhenden Hebel P an ſeinem Ende s nach ſich, hebt dadurch das andere Ende t, und mit dieſem das Eiſen G; das letztere aber greift mit ſeinem gekrümmten Ende in die Zähne, mit welchen die Walze f an dieſer Seite eingefaßt iſt, und dreht ſo die ganze Walze. — Dieſe Walze iſt mit einigen Reihen ſpitziger Stiftchen beſetzt; dieſe greifen in das auf der Walze anliegende Tuch, und halten es feſt: ſo oft alſo die Walze die vorher beſchriebene Bewegung macht, muß ſich auch das Tuch eine Strecke in der Richtung 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9. fortſchieben. Auf dieſem Tuche liegt aber im Kaſten das Stroh, das ſich zugleich auf dem Wege 7, 8, 9 nach C hinbewegen

wegen wird. Um das Fortrücken des Strohes nach C ſicherer und gleichförmiger zu erhalten, iſt die Walze i angebracht, die mit der Walze f gleichen Durchmeſſer, nämlich 6 Zoll, und an ihrer Achſe eine mit einer gleichen Anzahl Zähne verſehene Scheibe hat, und dabei mit einem roſtigen Eiſenbleche beſchlagen iſt, deſſen Rauhigkeit noch durch hervorgetriebene Erhöhungen faſt wie bei einem Reibeiſen vermehrt worden iſt. Nun iſt q an den Hebel P befeſtiget; wenn alſo t ſich hebt, und das Eiſen G einige Zähne an der Walze f heraufholt, ſo wird zu gleicher Zeit das an q befeſtigte Eiſen eine gleiche Anzahl Zähne an der Walze i vor ſich hinſchieben, obgleich der Befeſtigungspunkt des letztern Eiſens eine geringere Entfernung von p als das erſtere hat, indem jenes mehr in gerader Richtung drückt, dieſes aber mehr in ſchiefer Richtung zieht. — Will man Stroh ſchneiden, ſo hebt man vermittelſt des Bretchens H die an Q befeſtigte Walze i in die Höhe, legt das Stroh unter ſie in den Kaſten, und läßt dann die Walze wieder herab, ſo daß ſie vermittelſt ihres eigenen Gewichts das unter ihr liegende Stroh drückt. Wenn darauf die Walze f ſich dreht und den auf dem Boden des Kaſtens liegenden Theil des Tuches nach C hinbewegt, ſo dreht ſich zu gleicher Zeit, aber in entgegen geſetzter Richtung, die Walze i, und trägt ſo dazu bei, daß das zwiſchen ihr und dem Tuche liegende Stroh ſich dem Schwungrade nähere. — So oft der Druck des Getriebes E

nach-

nachläßt, ſo fällt t durch die Schwere eines daſelbſt aufgenagelten Stückchen Eiſens wieder herab, und das Eiſen G holt dann beim nächſten Drucke des Getriebes wieder einige Zähne an f herauf, und das obere Eiſen ſchiebt eine gleiche Anzahl an i wieder vor ſich hin. Bei jedem Umſchwunge des Rades wird dieſes durch die 3 Hervorragungen des Getriebes 3 Mal geſchehen, und auf dieſe Weiſe auch die Strohſpitzen 3 Mal in gleichem Zeitraume bei G hervorgerückt werden.

Der Hebel P läuft bei t in einem Falze des Holzes J, in welchem ſich ein Eiſen wie Fig. 6. befindet, welches ſich durch die Schraube u hoch und niedrig ſtellen läßt. So oft der Druck des Getriebes nachläßt und t herabfällt, ſo fällt dieſes auf das untere hervorragende Ende jenes Eiſens. Steht nun das Eiſen hoch und fällt t nicht ſehr tief herab, ſo kann beim nachherigen Drucke das Eiſen G nicht ſo viele Zähne heraufholen, und die Walze f, ſo wie auch i, nicht ſo weit herumgetrieben werden, als es geſchehen würde, wenn das Eiſen tiefer ſtände, und t jedes Mal weiter herabfallen könnte: im erſtern Falle wird alſo die Maſchine das Stroh feiner, im andern gröber ſchneiden.

Da das Stroh während eines jeden Schnittes ruhig liegen muß, ſo muß jede der 3 Hervorragungen des Getriebes erſt dann die Stange niederzudrücken anfangen, wenn ein Schnitt vollendet iſt,

und

und im Drucke wieder nachlaſſen oder die Stange verlaſſen, ehe der nächſt folgende Schnitt des 2. Meſſers beginnt. Dieſe Einrichtung erfordert bei der Verfertigung der Maſchine die meiſte Genauigkeit, die ſich aber vielleicht dadurch leicht erreichen läßt, daß man die 3 Hervorragungen des Getriebes gerade hinter die 3 Speichen des Schwungrades ſetzt: denn ein jedes Schneideeiſen hat ſeinen Schnitt vollendet, ſo bald ſeine Speiche horizontal ſteht, und die Hervorragung am Getriebe drückt nicht eher auf n, als bis ſie mit ihm gleiche Höhe hat. Der Druck auf n muß aber auch aufhören, ſo bald dieſer Theil des Getriebes 30 Grad durchlaufen hat; denn das folgende Eiſen fängt an das Stroh zu ergreiſen, ſo bald ſeine Speiche vertikal ſteht, wie man Fig. 2 ſehen kann, wo e e die Schärfe des Eiſens und v w der Boden des Kaſtens iſt. — In der vordern Gegend des Kaſtens iſt noch ein Bretchen zu bemerken, das gegen die vordere Oeffnung bei C hin ſchief liegt, ſo daß es noch einen einige Zoll breiten Raum zwiſchen ſich und dem Boden läßt, damit das Stroh ſich hindurch ſchiebe. An der niedrigern Seite kann dieſes Bretchen in die Höhe genommen werden, wird aber mit einem Steine N beſchwert, damit es die Spitzen des Strohes zuſammendrücke. — Was noch die Größe des Schwungrades betrifft, ſo iſt KL = 18 Zoll. An Fig. 1. iſt die Entfernung von a bis z = 6½ Zoll, welches man auf der Zeichnung wegen des Perſpektivs nicht genau

angeben konnte. Die Größe der übrigen Theile kann man aus dem beigefügten verjüngten Schwediſchen und Leipziger Ellenmaße finden.

Stockholm, den 24. März 1798.

Sch.

III.

Von dem vortheilhaften oder nachtheiligen Einfluß des Klimas und Bodens auf die Pflanzen.

Es iſt bekannt, daß verſchiedene Thiere eine beſondere Art von Nahrung verlangen; ſo wird z. B. das Pferd ſelten etwas anderes als Heu und Hafer freſſen, und die Seidenraupe kann bloß mit den Maulbeerblättern erhalten werden. Eine ähnliche Beſchaffenheit hat es mit dem Boden, worauf die Pflanzen wachſen. Einige ſind mit jedem Boden, mit jedem Himmelsſtriche zufrieden. So wächſt z. B. das gemeine Hundsgras nicht allein durch ganz Teutſchland wild, und nimmt mit jedem Boden, auf Feldern, Wieſen und in Wäldern vorlieb, ſondern Forſter hat es auch auf den Feuerinſeln und Gmelin in Siberien angetroffen. Andere Pflanzen hingegen ſind viel zärtlicher und eigenſinniger, denn

denn ſie lieben nur einen gewiſſen Boden zu ihrem Wachsthume, und ſterben ſo bald ſie deſſen beraubt werden. Dahin gehören die Salzpflanzen, welche nur an den Seen und Salzquellen wachſen; die Alpenpflanzen, die nur auf hohen Gebirgen angetroffen werden; und die Schmarotzerpflanzen, welche nur auf andern Gewächſen wachſen u. d. m. Jedoch giebt es auch Pflanzen, welche zweierlei Boden zu ihrem Wachsthume lieben, der oft von ganz entgegengeſetzer Beſchaffenheit iſt, und wodurch ſie ſehr oft ihre erſtern Eigenſchaften verlieren und andere annehmen. Solche Pflanzen nun, in wie fern ſie durch den Boden entweder ſchädliche Eigenſchaften annehmen, oder dieſelben verlieren, ſollen der Gegenſtand gegenwärtiger Abhandlung ſein. Ich werde übrigens alle diejenigen Pflanzen übergehen, welche in mediciniſcher Rückſicht nützlich ſind, und nur von denjenigen handeln, welche den Oekonomen angehen und von demſelben gebauet werden.

Der Waſſereppig, Apium graveolens, wächſt durch ganz Teutſchland an ſumpfigen Orten, auf Wieſen und an den Bächen wild, und hat einen bittern und ſcharfen Geſchmack. In dieſer Beſchaffenheit wird er zum mediciniſchen Gebrauch angewandt. Verſetzt man aber dieſe Pflanze aus ihrem natürlichen Standorte und bringt ſie in Gartenland, ſo werden ihre Eigenſchaften ganz verändert; ſie verliert den widrigen Geruch und Geſchmack, und erhält

dagegen einen angenehmen und ſüßen; und nun wird das Kraut und die Wurzel in den Küchen gebraucht.

Dieſelbe Bewandniß hat es mit dem Paſtinack und den Möhren; ſie wachſen beide wild, ihre Wurzeln ſind holzicht, und von mehr oder weniger bitterm und ſcharfem Geſchmack und widrigem Geruch. Alle dieſe Eigenſchaften aber verlieren ſich durch die Kultur, und erhalten dagegen einen angenehmen Geruch, ſüßen Geſchmack, und mehr oder weniger ſchleimige Beſtandtheile, welche ſie zum Gebrauch der Küchen und beſonders die letztern zur Fütterung für das Vieh geſchickt machen.

Der Sellerie, Apium dulce, Cellerio Italorum, iſt eine ſehr geſunde und nahrhafte Speiſe, wenn er in Gartenlande ſteht; nimmt aber eine ſchädliche Schärfe und bittern Geſchmack an, wenn er in Sumpfboden gebaut wird. So giebt es auch verſchiedene Pflanzen, welche ſchädliche und unſchädliche Eigenſchaften zugleich haben. Die rothen Rüben werden ohne Schaden gegeſſen, da hingegen der Saft in die Naſe gezogen ein ſtarkes Brechen und Nieſen verurſacht.

Dieſe Bemerkungen müſſen uns auf die Unterſuchung einer jeden Erdart leiten, worein wir irgend eine Gattung von Pflanzen bringen wollen. Da überhaupt angenommen werden kann, daß die Natur die meiſten giftigen Gewächſe in ſumpfigen Gegenden erzieht, ſo können auch alle Wurzelgewächſe

durch

Digitized by Google

durch ſchlechten Boden ſchädliche Eigenſchaften annehmen. Beſonders gehören hierher die Gewächſe mit knollichten Wurzeln z. B. die Erdäpfel, Erdbirnen u. dgl., welche ſehr leicht ſchädlich werden können, je nachdem der Boden gut oder ſchlecht iſt. Der Nutzen von der Unterſuchung und Kenntniß der verſchiedenen Erdarten iſt daher einleuchtend; denn ſo bald als man jeder Pflanzengattung den Boden, welchen ſie vorzüglich liebt, anweiſen kann, ſo wird man vor Mißrathung derſelben ſicher ſein, und jederzeit, wenn nicht andere verhindernde Urſachen dazwiſchen kommen, eine einträgliche Ernte zu erwarten haben.

Um aber deſto gewiſſer einer jeden Pflanzengattung ihren gehörigen Boden anzuweiſen, müſſen wir zuförderſt das Vaterland der Pflanzen aufſuchen, und unſern Boden jenem ähnlich zu machen ſuchen; denn unſere meiſten Pflanzen ſind ein Geſchenk wärmerer Himmelsſtriche, welche zu verſchiedenen Zeiten als Fremdlinge in unſere Gegenden gebracht worden ſind. Faſt alle unſere ſchönſten Blumen, unſere meiſten Gartengewächſe und Obſtbäume, ſelbſt viele Getreidearten, wachſen in den öſtlichen Gegenden des Euphrats wild; von dort wurden ſie nach dem weſtlichen Aſien, von da nach Griechenland, von da nach Italien, und von hier aus endlich in das übrige Europa gebracht. Manche, beſonders einige Getreidearten, wurden ſehr früh, und vermuthlich ſchon bei Gelegenheit der erſten Völkerwanderung

derung zu uns gebracht; andere ſind durch die Kreuzzüge, und noch andere durch die Handlung zu verſchiedenen Zeiten bei uns eingeführt worden.

Der Roggen und Weitzen ſind in der kleinen Tartarei und in Siberien zu Hauſe; der Buchweitzen im wärmern Aſien, von da er durch die Kreuzzüge nach Europa gebracht wurde; der Hirſe in Oſtindien, der Türkiſche Weitzen und die Spelte im Orient; die Kreſſe in Kreta; der Blumenkohl in Cypern; der Rübenrapunzel in Amerika. Den Kerbel haben wir aus Italien, die Dill aus Portugall und Spanien, den Fenchel aus den Kanarien-Inſeln, den Anies und die Peterſilie aus Egypten. Der Knoblauch iſt ein morgenländiſches Produkt, der Schnittlauch ein Siberiſches, und die Scharlotten brachten die Kreuzfahrer von der Stadt Askalon in Paläſtina mit. Der Lavendel ſtammet aus Italien, die Krauſemünze aus Siberien her, der Rettig und die Radieſe ſind ein Chineſiſches Eigenthum; die Bohnen ſein Oſtindiſches und die Artiſchocke ein Italieniſches. Die Saubohnen kommen urſprünglich von dem Kaſpiſchen Meere, die Kürbiſſe aus Aſtrakan, und die ſüße Melone aus der wilden Kalmuckei. Der Hanf iſt ein Oſtindiſches Gewächs, und der Lein iſt bei uns eben ſo wenig einheimiſch, ſondern in dem mittägigen Europa zu Hauſe. Die erſten

Erd-

Erdäpfel kamen aus Braſilien nach Irrland, den Tobak lernten die Spanier im 16. Jahrhunderte in dem Amerikaniſchen Königreiche Jukatan kennen; und mehrerer Gewächſe nicht zu gedenken; ſelbſt der Weinſtock iſt in den gebirgichten Gegenden Aſſyriens zu Hauſe.

Alle dieſe Gewächſe nun, deren Vaterland ein fruchtbarer und wärmerer Himmelsſtrich iſt, erfordern eine ſorgfältige Zubereitung des Bodens, und eine gute Wartung und Pflege. Die Dammerde beſteht bekanntlich aus einer mannigfaltigen Miſchung von Stauberde, Kalk, Thon und Sand. Der beſte Boden für die meiſten Gewächſe iſt derjenige, welcher wenig Sand, mehr Kalk, noch mehr Stauberde und viel Thon enthält. Die Erden ſelbſt ſind trockne feuerbeſtändige Subſtanzen, die keinen Geſchmack haben und die entweder im Waſſer völlig unauflößlich ſind, oder doch wenigſtens, wenn ſie gleich auf das feinſte gepülvert worden, ſich nicht in einer Menge Waſſer, die 500 Mal ſchwerer als die Maſſe iſt, durch Kochen in einem offenen Gefäß auflöſen. Einige Erden löſen ſich jedoch in allen Säuren auf, und dieſe heißen alkaliſche Erden; es gehören dazu die Kalkerde, und der Thon. Die Kalkerde findet ſich in der Natur ſehr häufig, Kalkſteine, Kalkſpathe, Kreide u. d. gl. beſtehen daraus und enthalten ſie mehr oder weniger rein. Die Nahrung der Pflanzen, welche ſie aus dem Boden ziehen, beſteht außer

außer der Erde und des Waſſers, in Salz und Oel. Wo nun der Boden dieſe beiden letztern Stücke nicht in Menge hat, da müſſen ſie demſelben mitgetheilt werden; und hier wird nun nothwendig ſein, den Boden nach einer jeden Pflanzengattung nicht allein ſo einzurichten, daß er für dieſelbe erſprießlich werde, ſondern auch die Wahl und Vermiſchung deſſelben ſo zu treffen, daß die Pflanze gänzlich darin fortkommen kann.

Der Weitzen erfordert einen fetten fruchtbaren Boden, welcher nicht zu naß iſt; der Dinkel einen eben ſo guten; der Roggen nimmt mit einem etwas ſchlechtern vorlieb; die Gerſte einen nicht zu leichten und nicht zu dürren; der Hafer nimmt faſt mit jedem Boden vorlieb. Buchweitzen erfordert einen ſandigen Boden; Mohn und Hirſe will Weitzenfeld haben. Der Rübſen erfordert ein wohl gedüngtes und lockeres Land; der Hanf und Lein einen lockeren wohl gedüngten, mehr feuchten als trocknen Boden; doch kommt hier ſehr vieles auf den Boden ſelbſt an, denn gewöhnlich wird derſelbe in das Sommerfeld geſäet, und das Düngen fällt alſo größten Theils weg.

Nach Angabe der Beſchaffenheit des Bodens für Getreide und diejenigen Arten, welche man in freiem Felde bauet, und die daher der Willkühr der Witterung ausgeſetzt bleiben, ohne daß ihnen mit andern Mitteln zu Hülfe gekommen werde, komme ich nun auf

Digitized by Google

auf diejenigen Pflanzen, welche man unter Gartenfrüchten verſteht, ob ſie ſchon ſehr oft, hauptſächlich bei der Landwirthſchaft, in freiem Felde gebauet werden. Dieſe Gartenpflanzen müſſen, weil ſie, wie ſchon oben angeführt worden, größten Theils einen andern Himmelsſtrich zum Vaterland haben, beſſer gepflegt werden, der Boden muß ſorgfältiger gewählt, mehr bearbeitet und beſſer gedüngt werden. Zu ſehr zarten Gewächſen ſind Miſtbeete, und im Winter Gewächshäuſer nothwendig. Viele derſelben müſſen bei einfallender Dürre begoſſen, und manche vor allzu ſtrenger Hitze verwahrt werden. Der Boden, welchen dieſe Pflanzen verlangen, iſt folgender:

Alle Kohlgewächſe, deren Blätter und zarte Stengel gekocht zur Speiſe dienen, beſonders der weiße und rothe Kopfkohl, der Savoyer Kohl, der Braunkohl, der Blumenkohl und der Kohlrabi mit ſeinen eßbaren Knollen über den Wurzeln; der Spinat, die Melde, und die Winterkreſſe, verlangen einen guten, lockern und gedüngten Boden.

Alle Wurzelgewächſe, deren Wurzeln eßbar ſind, und welche entweder ſpindelförmige oder knollige Wurzeln haben, als Möhren oder Karotten mit ihren Unterarten, Rüben, Paſtinaken, Zuckerwurzeln, Peterſilienwurzeln, Sellerie, Rübenrapunzel, Skorzonera, Mangold oder rothe Rüben, Runkelrüben,

Ret-

Digitized by Google

Rettiche, Radieſe, Tartüffeln und Erdäpfel, verlangen ein warmes, ſandiges, das Jahr vorher gedüngtes, zuweilen auch ein feuchtes Land.

Die Zwiebelgewächſe mit eßbaren Zwiebeln, als die gemeine Zwiebel, der Knoblauch, die Roccambole, die Scharlotte, der Porre, der Perllauch, der Schnittlauch und der Johannislauch ſind mit einem mittelmäßigen Boden zufrieden.

Salatgewächſe, deren Blätter ungekocht, mit Eſſig und Oel gegoſſen werden, worunter der gewöhnliche Salat mit ſeinen verſchiedenen Arten gehört; ferner der Lactuk mit ſeinen Unterarten, die Rapunzel, die Kreſſe und die Endivie wollen einen guten, gedüngten, lockeren Boden haben.

Die Hülſenfrüchte, deren eßbare Samen in Hülſen wachſen, ſind die Vitsbohnen mit ihren Unterarten, die großen Bohnen oder Puffbohnen, die Erbſen und Linſen mit ihren Unterarten, welche letztere auch oft auf dem Felde als Feldfrüchte gebauet werden. Sie verlangen einen leichten, das vorhergehende Jahr gedüngten und ja keinen kalkichten Boden. Die Meinung, daß der Gips dieſer Art von Früchten etwas Giftartiges beibringen ſollte, habe ich noch nie beſtätigt gefunden.

Unter die Aepfelkräuter, deren äpfelförmige fleiſchichte Samenkapſeln eßbar ſind, gehören die

Kür-

Digitized by Google

Kürbiſſe, welche mit einem mittelmäßigen Boden vorlieb nehmen; die Gurke und die Melone, welche beide ein ſehr gut gedüngtes lockeres Land verlangen; beſonders letztere, welche in Miſtbeeten gezogen ſein will.

Spargelkräuter, deren erſte hervorkeimende Wurzelſproſſen gegeſſen werden: der Spargel erfordert eine vorzügliche Wartung und ein ſehr gut gedüngtes lockeres Land, und die Hopfenkeime wollen ebenfalls einen guten lockeren Boden haben.

Die Blumenfrüchte mit eßbarem Blumenboden, wovon wir nur die Artiſchocke und die Kordone haben, erfordern ebenfalls einen ſehr guten lockeren Boden.

Ob man ſchon noch mehrere Gewächſe, als die hier angeführten, durch das Pflanzen in Gartenland veredeln und zur Speiſe gebrauchen könnte; ſo iſt doch hierbei eine gewiſſe Vorſicht nöthig, indem manche Gewächſe durch die Verpflanzung in einen beſſern Boden eine ſchädliche Eigenſchaft annehmen, ſo wie im Gegentheil, wie ſchon angeführt, Pflanzen aus gutem Boden in ſchlechten verſetzt ebenfalls ſchädlich werden können. Man wird vielleicht dieſen Satz etwas paradox finden, allein die Sache iſt ausgemacht wahr. Eine Pflanze kann in ſchlechtem Boden, wo ſie wenig Nahrung findet, etwas herbes an ſich haben, das an und für ſich in Anſehung der

der Geſundheit von keiner großen Erheblichkeit iſt; dieſe Eigenſchaft aber kann durch einen guten fetten und ſaftreichen Boden eben ſo gut vermindert als vermehrt, und folglich ſchädlich werden. Der Profeſſor Hagen führt in ſeinem Lehrbuche der Apothekerkunſt an, daß man ſehr oft wahre Schierlingspflanzen finde, denen der eigenthümliche Geruch ganz und gar fehle, daß ſie dann nicht zum medicinischen Gebrauch anzuwenden, und dieſe Veränderung hauptſächlich einem ungewöhnlichen Standorte zuzuſchreiben ſei. Noch einen Beweis zu der Beſtätigung des obigen Satzes giebt von Haller in ſeiner Hiſtor. ſtirp. Helv., wo er die Geſchichte eines jungen Arztes anführt, der ſich zu ſeiner Zeit in Leiden aufgehalten, und ſich aus dem akademiſchen Garten die giftigen Pflanzen, als Eiſenhütlein, Hundskohl und Beeren der Tollkirſchen, ausgewählt und von denſelben gegeſſen habe. Keines dieſer Gifte habe ihm geſchadet, da er aber auch das Bilſenkraut verſucht, ſei er von Sinnen gekommen, und an dem einen Fuße paralytiſch geworden, von welchem Zufall ihn jedoch Boerhave glücklich befreit habe. Da nun bekanntlich das Bilſenkraut auf wüſten Orten, Bauſtellen, Kirchhöfen und dergleichen Oertern wächſt, ſo ſcheint deſſen Eigenſchaft, ob es ſchon an und für ſich giftig iſt, durch das Verſetzen in den Garten merklich vermehrt worden zu ſein.

Endlich

Endlich giebt es auch noch verſchiedene Gewächſe, die an und für ſich unſchädlich ſind; bei deren Genuß man jedoch beſonders vorſichtig zu ſein nöthig hat. Hierher gehört unter andern das Geſchlecht der Pilze; einige Arten ausgenommen ſind dieſelben unſchädlich und werden nur zufälliger Weiſe durch den Boden, wo ſie wachſen, und durch Regen und Wind gefährlich. So können ſie in einer Gegend geſund, und in der andern ungeſund ſein, ohne daß man durch das Anſehen, durch den Geruch oder Geſchmack den Unterſchied bemerken kann. Ueberhaupt muß man bei den Pilzen darauf ſehen, daß ſie jung und von Anhöhen ſind, denn ſelbſt der beſte Champignon, auf feuchtem Boden gewachſen, iſt verdächtig. Die Morcheln muß man überdieß noch aufſchneiden, weil ſehr oft durch den Stengel ſchädliche Inſekten mit hinauf kriechen. Ob nun gleich dieſes Gewächs von den Oekonomen nicht gebauet wird, indem es wild wächſt, ſo glaube ich doch, daß es hier nicht am unrechten Orte ſein wird, wenn ich die Arten der Pilze, (um manchen Landwirth, für den ſie vielleicht ein Lieblingsgericht ſind, und in deſſen Gegend ſie häufig wachſen, vor Schaden an ſeiner Geſundheit zu bewahren) hier aufführe:

Der Champignon, *Agaricus campeſtris*, mit einem Strunke und einem ſchuppigen weißlichen Hute, deſſen Blätter braunroth ſind, iſt auf den Wieſen zu Hauſe.

Der

Der Pfifferling, Agaricus Ghantarellus, mit einem Strunke, und an dieſem auflaufenden äſtigen Blättern, kommt in Wäldern und auf Wieſen im Heu- und Erntemonat zum Vorſchein. Obgleich der Genuß dieſes goldgelben Schwammes in unſern Gegenden ſehr gemein iſt, und man ſelten von einigen der Geſundheit dadurch zugezogenen nachtheiligen Folgen hört; ſo wird doch dieſem Schwamme unter den verdächtigen eine Stelle angewieſen. *)

Der Reitzker, Agaricus delicioſus, mit einem Strunke und einem Hute, hat eine dem Hauſe der Gartenſchnecke gleichende Farbe, und iſt mit einem ſaffrangelben Safte geſchwängert, welchen er, wenn er angeſtochen wird, als Thränen fallen läßt. Er wächſt in den Wäldern auf bergigen Gegenden, und kommt im Herbſte zum Vorſchein.

Der Nägelſchwamm, Agaricus cinnamomeus, mit einem Strunke und ſchmutzig gelbem Hute, deſſen Blätter feuergelb ſind, wächſt ebenfalls in Wäldern. Gebraten riecht und ſchmeckt er angenehm.

Der violette Blätterſchwamm, Agaricus violaceus, hat einen bläulichen Strunk, der mit einer eiſenroſtähnlichen Wolle verſehen iſt, und ritzigen Hut, welcher einen violetten filzigen Rand hat;

*) *Gleditſch*, Methodus fungorum, pag. 104.
D. Verf.

hat; ſein Stiel iſt unten knollig. Er wächſt an den Rändern der Wälder.

Der Schweinepilz, Boletus luteus, wächſt in Wäldern mit einem gepolſterten etwas klebrigen Hute, welcher mit gewölbten, runden, blaßgelben Löchern, und einem weißlichen Strunke verſehen iſt.

Der Kuhpilz, Boletus bovinus, kommt auf Wieſen und in Wäldern im Auguſt zum Vorſchein, und hat einen Strunk und glatten gepolſterten, geränderten Hut, deſſen ſpitzige Löcher aus kleineren und kürzeren eckigen Löcherchen zuſammen geſetzt ſind. Dieſer Pilz wird oft gegeſſen, doch iſt er deßhalb verdächtig, weil, wenn ihn die Kühe freſſen, ſie eine ekele unſchmackhafte Milch geben, die während des Gerinnens zähe wird, und mitten im Gefäße aufſchwillt.

Der ziegelartige Stachelſchwamm, Hydnum imbricatum, mit einem Strunke und einem gewölbten ſtachligen Hute, deſſen Stacheln, wie Dachziegel über einander liegen. Er wohnt in Nadelhölzern, iſt aber bei uns nicht genugſam vorhanden.

Der ausgeſchweifte Stachelſchwamm, Hydnum repandum, mit einem Strunke und gewölbten, ebenen, gebogenen Hute, wächſt in den Wäldern und iſt blaßgelb.

Der

Der gelbe und rothe Geißbart, in dichten Wäldern, ſind Abänderungen des Korallen-Keulſchwammes, Clavaria coralloides, und werden als wohlſchmeckende Schwämme gegeſſen. Doch giebt es auch Abänderungen davon, welche giftig ſind, und es gilt von ihnen das, was oben von den Schwämmen überhaupt geſagt iſt.

Die Morcheln ſind wegen ihres Gebrauchs an Brühen allgemein bekannte eßbare Schwämme.

Die Trüffeln gehören auch zu den eßbaren Schwämmen; ſie wachſen als kuglichte, dichte, zakkige Schwämme, ganz ohne Faſern unterhalb der Erde. Im Frühlinge findet man ſie von weißer Farbe, im Herbſt aber grau marmorirt. Die letztern werden, obgleich die erſtern zärter ſind, wegen ihrer völligen Reife für beſſer gehalten. Diejenigen, welche ſchwarz ausſehen, ſind alt und faulen leicht. Sie werden von vielen für ein ſtarkes, gewiſſe Naturtriebe reitzendes Mittel gehalten; allein der häufige Genuß derſelben hat ſchon öfters Manchem tödtliche Zufälle verurſacht.

IV. Re-

Digitized by Google

IV.

Recenſion.

Abhandlungen, ökonomiſchen, technologiſchen, naturwiſſenſchaftlichen und vermiſchten Inhalts, herausgegeben von J. J. Bellermann, Profeſſor ꝛc. und Sekretair der Akad. nützlicher Wiſſenſch. zu Erfurt. Erfurt 1798. Im Verlag der Henningsſchen Buchhandlung. 140 S. 8. (8 Gr.)

Prof. B. liefert als Sekretair der Erfurter Akad. nützlicher Wiſſenſch. hier 12 bei derſelben eingegangene Abhandlungen verſchiedenen Inhalts, und verſpricht in der Vorrede, künftig von Zeit zu Zeit noch einige Bändchen ähnlicher ausgewählter Abhandlungen zu liefern, wenn dieſer erſte Verſuch Beifall finden ſollte. Der Gedanke, von den eingegangenen Abhandlungen die beſten dem Publikum mitzutheilen, zumal wenn ſie glaubwürdige Erfahrungen von neuen Verſuchen enthalten, iſt nicht übel; aber nur iſt zu wünſchen, daß nicht alles gedruckt werde und dieſes Unternehmen nicht in eine bloße Spekulation auf die Beutel der Leſer ausarte. Es würde daher gewiß nützlich ſein, wenn künftig olche Abhandlungen, die nur einzelne neue Gedan-

ken und gute Vorſchläge enthalten, mit Uebergehung des Bekannten, auch nur im Auszuge bekannt gemacht würden. — Wir wollen nun die einzelnen Abhandlungen nach einander anzeigen, damit unſere Leſer wiſſen, was ſie hier zu ſuchen haben. In 1. 2. über den Nutzen der wilden Kaſtanienbäume, vom Superint. A. F. E. Jacobi in Crannichfeld, iſt der Nutzen dieſes Baumes bei weitem nicht vollſtändig genug angegeben, welches doch hätte geſchehen müſſen, wenn die Empfehlung deſſelben Eindruck machen ſollte. Die Früchte des wilden Kaſtanienbaums werden hier vorzüglich als ein gutes Futter zur Maſt empfohlen; davon hätte aber auch zugleich die natürliche Urſache, die in der Bitterkeit dieſer Frucht liegt und daher die Verdauungswerkzeuge ſo ſehr ſtärkt, angegeben werden können. 3) Von der Pflege und dem Nutzen der Syriſchen Seidenpflanze, vom Kom. Rath J. A. A. Möller in Hamm. Das, was in andern Schriften über dieſe Pflanze geſagt worden iſt, findet man hier gut zuſammengeſtellt und vorgetragen. — Die praktiſchen Verſuche und Erfahrungen über den Anbau und die Benutzung der Sonnenblume, vom Superint. Jacobi und dem Pfarrer Joh. Ludw. Tob. Zitzmann zu Eicha (4, 5), und die Bemerkungen über die Veredelung des Flachſes, auch von Jacobi (6), gehören mit zu den lehrreichſten Aufſätzen in dieſem Bändchen, weil ſie eigene Erfahrungen enthalten und als ſolche zu mancherlei Bemerkungen

An-

Anlaß geben. 7) Ueber die Einrichtung der Ziegeldächer, vom Kom. Rath Möller. Man findet da mehrere gute Rathſchläge über Bereitung des Lehms und Eindeckung der Dächer, welche Bauherren, Zieglern und Maurern zu empfehlen ſind. Noch mehr Eindruck würden die Vorſchläge machen, wenn ſie etwas vollſtändiger und ausführlicher vorgetragen wären. 8) Ueber den Anbau und die Benutzung der Luzerne, vom Domainen-Rath Chriſt. Friedr. Meyer. 9) Bemerkungen über Holzanpflanzungen, von einem Forſtmanne. Beide Abhandlungen zeigen von Einſicht und Erfahrung und verdienen geleſen und beherzigt zu werden. 10) Ueber einige Finanz- und Polizei-Anſtalten zur Verminderung des Holzmangels. Die Vorſchläge ſind meiſtens ſchon bekannt, allein ſie können nicht oft genug wiederholt werden. Denn obgleich ſchon ſo viel über Holzmangel geſchrieben worden iſt, ſo haben doch Finanz- und Polizei-Anſtalten immer noch nichts, oder doch nur ſehr wenig zur Steuerung des Holzmangels gethan, ob ſie gleich vorzüglich viel dabei thun könnten. 11) Ueber das Einweichen des Samens mit Miſt- Aſch- und Kalkwaſſer, vom Domainen-Rath C. F. Meyer. Das Einweichen des Samens wird empfohlen, theils weil es das Wachsthum vermehre, theils und vorzüglich wegen mehrerer zufälliger Vortheile, die es haben könne und die allerdings gegründet ſind. 12) Von dem Anbau und der Benutzung der Monarde als Gewürz, vom Pfar-

Pfarrer Zizmann zu Eicha. Enthält einige nützliche Bemerkungen.

Wir fügen dieſer Anzeige nichts bei, als die Bitte, daß der Herausgeber künftig immer ſolche lehrreiche Abhandlungen wählen möge.

K.

V.

Ein leichtes Mittel, Kartoffeln vor dem Froſte zu verwahren; von dem Prediger Miles Beevor zu Hethel in der Engliſchen Grafſchaft Norfolk mitgetheilt. *)

(Aus dem Engliſchen.)

Das zuverläſſigſte und wirkſamſte Mittel, die Kartoffeln vor dem Froſte zu verwahren, welches auch in hieſiger Gegend ſchon ſeit vielen Jahren bräuchlich geweſen iſt, beſteht darin, daß ſie nach Hauſe in eine Scheune, Kammer oder ſonſt ein Vorrathsbehältniß des Wirthſchaftshofes gebracht, und da in trocknem Sande vergraben werden.

Die Methode, die man hier eingeführt hat, iſt dieſe: man treibt im Hauſe einige Hordenpfähle oder Pfoſten, etwa einen Fuß weit von den Wänden, in die Erde, füllt die Zwiſchenräume zwiſchen den

*) S. Annals of Agriculture and other uſeful Arts, collected and publiſhed by *A. Young*. Vol. XI, pag. 638 f. W.

den Wänden und den Pfoſten oder Pfählen ſorgſältig mit dicht zuſammen gepreßtem Stroh an, ſchüttet recht trocknen Sand 4 Zoll hoch auf den Boden, bringt ſodann auf dieſen eine Lage Kartoffeln einen halben Fuß dick, und ſchüttet noch etwas Sand darüber her. So fährt man mit Lagen von Kartoffeln und Sande wechſelsweiſe fort, bis man mit dem ganzen Haufen fertig iſt, worauf man ihn am Ende mit Sand, wenigſtens 6 Zoll hoch, überſchüttet. Bei dem erſten Anſchein eines Froſtes legt man noch eine Decke von Stroh, 2 oder mehr Fuß dick darauf.

Wer ſich die Mühe nicht verdrießen läßt, dieſe Anweiſung zu befolgen, der kann wegen des Schickſals ſeiner Kartoffeln, wenn auch die Strenge der Witterung noch ſo groß wäre, zuverſichtlich ohne Sorgen ſein.

Hethel den 26. Febr. 1789.

W.

VI.

Engliſche Kapaunenmaſtung. Aus Arthur Youngs ökonomiſcher Reiſe durch die Grafſchaft Suſſex. *)

Horsham, ein großer alter Burgflecken in Suſſex, iſt in England der größte Stapelplatz der Kapaunen, welche

*) S. Annals of Agriculture and other useful Arts, Vol. XI, pag. 291 f. W.

welche daſelbſt in einer Größe und Vollkommenheit, die man anderwärts gar nicht kennt, gemäſtet werden. Manche von dieſen Thieren werden bis zu 11 Pfund ſchwer, und ſehr viele wenigſtens 9 Pfund. Sie werden mit Gerſtenſchrot, Milch und allerlei Küchenabfällen, d. h. mit mancher fetten Unſauberkeit gefüttert, und am Ende, um ſie recht ſchmackhaft zu machen, mit ſüßen und guten Sirup gemäſtet, den die Mäſter aus den benachbarten Zuckerſiedereien bekommen.

Man findet ſie da in ſo großer Menge, daß ich mir habe ſagen laſſen, die Füchſe, Mylord Egremonts Klienten und Schutzgenoſſen, hätten ihrer in einem einzigen Herbſte nicht weniger als für einen Werth von 100 Pfund Sterling gefreſſen. Es würde jedoch, ſetzt Young hinzu, unredlich von mir gehandelt ſein, wenn ich unerwähnt laſſen wollte, daß nichts gefälliger und freigebiger ſein kann, als die Bereitwilligkeit, mit der der Lord allen Schaden und Unfug, den die Füchſe hierin ſtiften, vergütet. Denn ob ich gleich kein ſo leidenſchaftlicher Liebhaber von Füchſen bin, wie der Lord; ſo kann ich doch Werth und Verdienſt an einem Mann anerkennen: und ſo wenig ich auch die Fuchsjagd liebe; ſo bin ich doch eben ſo gut ſchuldig, das Pro als das Contra zu ſagen.

W.

VII. Er-

VII.

Ertrag der ſämmtlichen Weinberge der Reichsſtadt Heilbronn, vom Jahr 1519 bis mit 1744.

Die Kolumne A nennt die Jahre, und giebt die Güte des Weins an, ob er ſauer, gut, mittelmäßig, unzeitig, ſchlecht, gering, erfroren geweſen ſei.

Die Kolumne B meldet, wie viel Faß in jedem Jahr in die Stadt eingeführt worden; das Faß zu 10½ Heilbronner Eimer gerechnet.

Die Kolumne C ſagt, wie hoch das Fuder von der Obrigkeit in dem genannten Jahr in Gulden (Fl.) angeſetzt iſt.

A.	B.	C.
1519 gut.	15872	3 Fl.
1520 gut.	1103	10 —
1521 mitttel.	24334	5 —
1522 ungl.	5270	10 —
1523 ſauer.	15667	5 —
1524 mittel.	7049	9 —
1525 gut.	17823	6 —
1526 ſauer.	8834	8 —
1527 ſauer.	11101	8 —
1528 friſch.	21760	4½ —
1529 ſauer.	7955	6 —
1530 gut.	11248	11 —
1531 gut.	20829	5 —

1532

A.	B.	C.	
1532 gut.	15892	6	Fl.
1533 ſchlecht.	11779	6	—
1534 recht gut.	6823	11	—
1535 gut.	23448	4	—
1536 gut.	17797	5	—
1537 ſauer.	6869	8	—
1538 gut.	3152	16	—
1539 ungl.	32987	3½	—
1540 recht gut.	19639	5	—
1541 ſauer.	11555	4	—
1542 unzeitig.	10718	5	—
1543 ſauer.	2744	16	—
1544 gut.	11619	14	—
1545 ſüß.	15059	12	—
1546 ungl.	19740	6	—
1547 gut.	12044	9	—
1548 ſauer.	13608	12	—
1549 ſauer.	14885	12	—
1550 ſauer.	16764	9	—
1551 gut.	3667	15	—
1552 gut.	30760	4	—
1553 ſauer.	13786	5	—
1554 ſauer.	7702	9	—
1555 ſauer.	14171	8	—
1556 gut.	23049	8	—
1557 mittel.	10,66	9	—
1558 gut.	19226	8	—
1559 gut.	11130	11	—
1560 gut.	15782	8	—
1561 mittel.	4629	13	—
1562 ſauer.	8217	10	—
1563 ſauer.	15984	8	—
1564 mittel.	372	20	—

A.		B.	C.	
1565	gut.	8397	15	Fl.
1566	mittel.	22975	8	—
1567	mittel.	12212	8	—
1568	gut.	14792	14	—
1569	ſauer.	3414	14	—
1570	ſauer.	11816	14	—
1571	gut.	6542	20	—
1572	gut.	5121	19	—
1573	ſauer.	5982	20	—
1574	gut.	13402	20	—
1575	gut.	14980	14	—
1576	ſauer.	1552	24	—
1577	gut.	12175	20	—
1578	gut.	18659	12	—
1579	ſauer.	9312	11	—
1580	gut.	15325	17	—
1581	gut.	17081	10	—
1582	gut.	12062	10	—
1583	gut.	16349	8	—
1584	gut.	25416	4	—
1585	ſauer.	8154	9	—
1586	gut.	10078	18	—
1587	gut.	7345	18	—
1588	mittel.	6242	32	—
1789	gut.	4717	40	—
1590	gut.	6917	32	—
1591	ſauer.	13087	18	—
1592	gut.	7138	32	—
1593	mittel.	5445	34	—
1594	ſauer.	7852	32	—
1595	mittel.	10831	22	—
1596	gut.	3822	38	—
1597	ſauer.	12016	18	—

Digitized by Google

A.	B.	C.	
1598 gut.	8486	22	Fl.
1599 ſehr gut.	9260	19	—
1600 gut.	3909	24	—
1601 ſauer.	4610	25	—
1602 mittel.	855	48	—
1603 gut.	8949	29	—
1604 mittel.	15112	13	—
1605 gut.	20230	9	—
1606 ſauer.	4470	13	—
1607 gut.	6126	32	—
1608 gut.	1590	36	—
1609 mittel.	5957	41	—
1610 gut.	23994	20	—
1611 gut.	12554	20	—
1612 gut.	2236	34	—
1613 ſauer.	9728	20	—
1614 ſauer.	13566	18	—
1615 gut.	2066	41	—
1616 gut.	10869	29	—
1617 ſauer.	12777	12	—
1618 gut.	8423	20	—
1619 mittel.	11747	18	—
1620 mittel.	5209	32	—
1621 mittel.	14712	34	—
1622 gut.	10862	48	—
1623 gut.	6940	52	—
1624 gut.	18540	24	—
1625 mittel.	4639	40	—
1626 gut.	6988	40	—
1627 ſauer.	9878	32	—
1628 ſauer.	3124	40	—
1629 gut.	13043	35	—
1630 mittel.	26436	9	—

Digitized by Google

A.		B.	C.	
1631	gut.	18926	6	Fl.
1632	ſauer.	4987	16	—
1633	ſchlecht.	2141	36	—
1634	gut.	13571	18	—
1635	gut.	9761	30	—
1636	ſchlecht.	6512	30	—
1637	ſauer.	12648	20	—
1638	gut.	7964	20	—
1639	ſchlecht.	3908	26	—
1640	ſauer.	9266	24	—
1641	ſauer.	1009	30	—
1642	gut.	1607	48	—
1643	mittel.	8160	36	—
1644	mittel.	2215	40	—
1645	mittel.	21376	16	—
1646	gut.	10228	18	—
1647	gut.	12850	16	—
1648	gut.	3041	24	—
1649	mittel.	8909	24	—
1650	ſauer.	1840	44	—
1651	mittel.	8003	32	—
1652	mittel.	20455	18	—
1653	gut.	15530	20	—
1654	gut.	10382	16	—
1655	mittel.	10309	13	—
1656	mittel.	3447	20	—
1657	ſchlecht.	8921	16	—
1658	ſchlechter.	3355	28	—
1659	mittel.	5997	20	—
1660	gut.	10336	26	—
1661	mittel.	16278	14	—
1662	ſchlecht.	1605	32	—
1663	gut.	3347	28	—

Digitized by Google

A.	B.	C.	
1664 ſchlecht.	12072	20	Fl.
1665 gering.	10893	20	—
1666 gering.	7022	20	—
1667 mittel.	2248	28	—
1668 mittel.	14369	14	—
1669 gut.	9866	24	—
1670 mittel.	7505	20	—
1671 mittel.	7149	14	—
1672 mittel.	11335	10	—
1673 mittel.	1595	20	—
1674 mittel.	4582	30	—
1675 ſauer.	1117	40	—
1676 gut.	9135	38	—
1677 gut.	18152	16	—
1678 gut.	15801	16	—
1679 ſauer.	15200	16	—
1680 gut.	12445	14	—
1681 gut.	5412	18	—
1682 ſauer.	10312	8	—
1683 gut.	12816	14	—
1684 gut.	7989	16	—
1685 ſauer.	4540	18	—
1686 gut.	4928	24	—
1687 mittel.	11191	10	—
1688 gut.	6721	18	—
1689 gut.	897	40	—
1690 mittel.	9266	20	—
1691 gut.	3751	32	—
1692 ſchlecht.	3033	32	—
1693 mittel.	3238	44	—
1694 gut.	5083	56	—
1695 mittel.	3937	40	—
1696 ſchlecht.	1913	48	—

A.		B.	C.	
1697	mittel.	4729	32	Fl.
1698	mittel.	2067	42	—
1699	gut.	2018	36	—
1700	mittel.	3504	30	—
1701	gut.	10492	18	—
1702	gut.	9190	14	—
1703	gut.	6032	18	—
1704	gut.	2060	40	—
1705	gut.	4650	34	—
1706	gut.	8556	30	—
1707	gut.	6505	18	—
1708	gut.	4220	28	—
1709	erfroren.	482	44	—
1710	mittel.	4634	32	—
1711	mittel.	13426	14	—
1712	gut.	10472	18	—
1713	ſchlecht.	1264	20	—
1714	mittel.	2378	32	—
1715	gut.	1206	40	—
1716	mittel.	530	40	—
1717	gut.	907	44	—
1718	gut.	3070	30	—
1719	gut.	9414	20	—
1720	mittel.	5057	14	—
1721	mittel.	2838	16	—
1722	mittel.	7101	16	—
1723	gut.	1050	30	—
1724	gut.	10559	20	—
1725	mittel.	3879	10	—
1726	gut.	4194	28	—
1727	gut.	13228	16	—
1728	gut.	14042	10	—
1729	mittel.	8279	10	—

1730

Digitized by Google

A.	B.	C.	
1730 gut.	7028	12	Fl.
1731 gut.	9711	16	—
1732 gut.	4544	16	—
1733 mittel.	2217	24	—
1734 mittel.	1456	38	—
1735 mittel.	1439	44	—
1736 mittel.	5271	30	—
1737 mittel.	4995	30	—
1738 gut.	6720	46	—
1739 mittel.	16007	18	—
1740 ſauer.	1124	20	—
1741 gut.	856	46	—
1742 mittel.	5054	24	—
1743 gut.	4763	44	—
1744 ſehr gut.	3083	60	—

VIII.

Ueber den gegenwärtigen Geſindemangel ꝛc. Ein Nachtrag, zu dem im Monat März 1798 der ökonomiſchen Hefte befindlichen Aufſatz.

Die Veranlaſſung zu dieſem Nachtrage gab mir ein einſichtsvoller und praktiſcher Rechtsgelehrter, der, ſo wie ich es ſelbſt weiß, in vielen Betracht, bei einer Menge von Gerichtsbeſtallungen, die ſeiner Direktion übergeben ſind, dem gemeinen Weſen zum Beſten, durch ſeine rechtſchaffene Denkungsart und gute

gute Rechtspflege ſich manche Verdienſte erwirbt. Daß es nun einem ſolchen Manne an Gelegenheit gar nicht fehlen kann, alle dergleichen Veränderungen, die ſich bei der Stadt- und Landwirthſchaft ereignen, hinlänglich zu beobachten, wird niemand in Zweifel ziehen können; um ſo mehr muß er mit dem gegenwärtigen Geſindemangel bekannt geworden ſein.

Dieſer Mann, welcher es wohl verdiente öffentlich genannt zu werden, wenn man ſeiner Beſcheidenheit nicht zu nahe käme, war zwar mit jenen von mir angeführten Urſachen des Geſindemangels zufrieden; jedoch aber führte er mich nach ſeinen gemachten Erfahrungen auf einen Standpunkt hin, wo ich es ſelbſt einſehen mußte, daß ich von Seiten der Städte, in jenem Aufſatze noch einige merkwürdige Urſachen außer Acht gelaſſen hatte. Ich bequeme mich daher, ſelbige hier noch nachzuholen, und ſie namentlich mit anzuzeigen.

Es ſind von Seiten der Städte noch zwei Urſachen zu bemerken, welche den gegenwärtigen Geſindemangel *) mit verurſachen helfen können: erſtlich iſt es bekannt, daß vieles Geſinde in Städten aufzulegen pflegt, die bloß aus Faulheit, und weil ſie ihr Brot mit mehrerer Gemächlichkeit beim Spinnen verdienen können, keine Dienſte annehmen mögen;

*) Den Mangel an Tagelöhnern, deucht mich, hilft auch das jetzt ſtärkere Torfgraben verurſachen. L.

mögen; zweitens werden auch viele von den jungen Leuten, die in der Nation die geſündeſten und ſtärkſten ſind, und vor vielen andern zu ſchwerer Arbeit geſchickt wären, in die Fabriken aufgenommen, und durch gute Belohnung der Stadt- und Landwirthſchaft abwendig gemacht; da hingegen doch eigentlich ſolche Stellen mit ſchwächlichern Perſonen, deren viele der Landwirthſchaft durch Betteln gehen ſo noch zur Laſt fallen müſſen, beſetzt werden könnten.

Jene liederlichen Auflagen, dieſe ſo ſittenverderblichen Uebel könnte die Polizei durch ein wachſames Auge zum allgemeinen Beſten gar bald aufheben. Denn wenn auch ſchon dieſe Leute an Leib und Seele verdorben ſein ſollten, ſo wäre doch damit vielen andern die Gelegenheit benommen, zu einem ſolchen ſittenverderblichen Leben verführt zu werden.

Was nun aber das Fabrik-Weſen anbelangt, wenn in demſelben die Arbeiter bei bequemerer und leichterer Arbeit dennoch einen guten Lohn bekommen, welches nach den gegenwärtigen Verhältniſſen der Zeitumſtände die Stadt- und Landwirthſchaft nicht mehr zu verſchwenden hat, ſo iſt dieß auch nicht mehr allein eine Sache für die Polizei. Dieſer Umſtand gehört alſo vorzüglich für den Kameraliſten, der zwiſchen der Stadt- und Landwirthſchaft und den Fabrik-Weſen, wie auch allen andern drückenden Verhältniſſen, ein anderes und beſſeres Gleichgewicht herzuſtellen zu ſuchen hat.

Ein

Digitized by Google

Ein einziges Beiſpiel mag die Sache erläutern, wie nöthig es iſt, ein anderes Gleichgewicht herzuſtellen: Wer genöthigt iſt zu bauen, der weiß es, wie außerordentlich koſtſpielig das Bauen nur ſeit einigen Jahren geworden iſt. Kann der Bauherr ſeine arbeitenden Leute bei einem tüchtigen Lohn nicht zugleich durch einen großen Aufwand im Eſſen und Trinken — welches aber bei der Hauptſache in keinen Anſchlag gebracht werden darf — in Thätigkeit ſetzen, ſo mag er zuſehen. Und hier kommt es nun hauptſächlich noch auf die Frage an: in welchem Stücke hielten ſich ſeine Arbeiter beſſer; in der Arbeit, oder im Eſſen und Trinken?! — Werden aber dabei nicht viele von den Stadt- und Landwirthen, die inſonderheit mit Haus und Hof durch Feuer verunglückt ſind, zuletzt ihre Güter mit dem Rücken anſehen müſſen?

J. G. Lukas.

IX.

Kartoffeln vor dem Froſte zu verwahren. Erfahrung des Obriſten Edward Coate auf Brenteley-Hall bei Ipswich in der Engliſchen Landſchaft Suffolk. *)

(Aus dem Engliſchen.)

Mein ſtarker Vorrath von Kartoffeln, die Frucht von 6 Morgen Landes ward im vergangenen Winter in Gruben erhalten, die ungefähr 9 Fuß lang, 4 Fuß breit, und 5 Fuß tief in leichtem Boden ausgegraben waren, die ich inwendig überall mit Stroh einfaſſen, und über die ich hernach einen Theil Erde werfen ließ. Dieſe Methode iſt zwar, ſo viel ich weiß, in der Nachbarſchaft unſrer Hauptſtadt bekannt genug: aber man hat Urſache zu wünſchen, daß ſie auch eben ſo wohl im ganzen Lande bekannt wäre und beobachtet würde. Denn daß meine Kartoffeln ſo glücklich den harten Froſt des vergangenen Winters überſtanden haben, bringt mir nunmehr das Vergnügen und zugleich den Vortheil, daß ich in der jetzigen weit herangerückten Jahreszeit meine übrigen Vorräthe davon ſcheffelweiſe einzeln, den Schef-

*) S. Annals of Agriculture, and other uſeful Arts, collected and publiſhed by *Arthur Young*. Vol. XI, pag. 619. W.

Scheffel für einen Schilling (8 Gr.) verkaufen kann — wohlfeil genug, auch für arme Leute, denen es ſehr erwünſcht iſt, ein ſo gutes Nahrungsmittel zu ſolchem Preis habhaft zu werden.

Brenteley-Hall, den 14. Febr. 1789.

M.

X.

Kurze Nachrichten.

a) Naturbegebenheiten.

Die Jahreszeiten — ſchreibt man aus Bayonne den 20. April — ſcheinen ſich ganz verändert zu haben: ſeit 4 Wochen haben wir ſtrenge Kälte. Man ſpürt bereits die Folgen davon, und der Landmann ſieht mit Betrübniß, daß die künftige Korn- und Weinernte ganz verloren geht. Unter dieſen Umſtänden leidet es keinen Zweifel, daß Frankreich den Herbſt Zufuhr von Korn aus dem Auslande bedürfen wird.

* * *

In England hat die Kälte dieſes Frühjahr in mehrern Grafſchaften beträchtlichen Schaden gethan. Um London fingen die Bäume erſt am 17. Mai an zu blühen.

* * *

Digitized by Google

Bis zu Ende des Mai war in Dänemark die Witterung noch ſo kalt und naß, daß auf mehrern Gütern vieles Vieh aus Mangel an Futter geſtorben iſt.

* * *

Am 19. April ging das Eis der Newa in Rußland auf, nachdem der Strom dieſen Winter 146 Tage lang mit Eis bedeckt geweſen war. — Auf der Rehde bei Kopenhagen fing es erſt den 14. Mai an ſich zu zertheilen.

* * *

Am 20. April hat man zu Drontheim in Norwegen des Abends um 6 Uhr ein Erdbeben verſpürt.

* * *

Auch in Island hat in der Nacht zwiſchen dem 7. und 8. Jan. ein heftiger Orkan gewüthet, der eine Menge Häuſer und einige Kirchen umgeworfen und an der weſtlichen Seite der Inſel die See 300 Ruthen weiter als gewöhnlich ins Land getrieben, ſo daß viele von den Strandbewohnern genöthigt geweſen, ihre Wohnungen zu verlaſſen und ſich in das Gebirge zu flüchten.

---

b) Geſetze und Verordnungen, die das ökonomiſche Publikum angehen.

Am 9. Mai iſt in den Clev-Meurſiſchen Landen, wegen der hohen Kornpreiſe, Allen und Jeden

Jeden ohne Ausnahme, er ſei bürgerlichen oder adlichen Standes, das Branntweinbrennen aus Roggen bei einer Strafe von 20 Dukaten verboten worden. — Auch im Hannöveriſchen hat man aus denſelben Gründen das Branntweinbrennen vom 1. Juni d. J. an, bis auf weitere Verordnung, bei 50 Rthlr. Strafe verboten.

* * *

In Schweden iſt alles Getreide ſo wohl mit Schwediſchen als ausländiſchen Schiffen, bis auf weitere Verordnung, zollfrei einzuführen erlaubt worden.

* * *

Am 16. Mai wurde von der königl. Kurmärkiſchen Kriegs- und Domainen-Kammer in Berlin Folgendes bekannt gemacht: Die Ausfuhr des Brennholzes iſt mit einigen Ausnahmen, die der Gegenverkehr nothwendig macht, ſchon immer und ſeit dem Jahr 1747 verboten, und eben ſo wenig uneingeſchränkt die Ausfuhr des Bau- und Nutzholzes erlaubt geweſen. Gleichwohl werden die Geſuche, Bau- Nutz- und Brennholz ausführen zu dürfen, in der Maße täglich häufiger, als dieſe Artikel bei ihrer allgemeinen Beiräthigkeit im Auslande theuerer bezahlt werden. Das eigene Bedürfniß macht es indeſſen nothwendig auf das Verbot der Ausfuhr des Brenn- und Back- auch deßjenigen Nutzholzes, welches an Bohlen, Dielen, Bretern und

und ſonſt zum eigenen Bedarf im Lande erforderlich, und als kein eigentliches Kaufmannsgut zum ausländiſchen Handel qualificirt iſt, mit Strenge zu halten, und es werden daher dem Publikum, beſonders den Holzhändlern, die deßhalb beſtehenden Ausfuhrgeſetze, und daß ſie auf Artikel der Art weder Päſſe nachſuchen, noch ſolche erwarten dürfen, aufs neue in Erinnerung gebracht.

* * *

Die Ausfuhr des Weitzens auf der Elbe und Oder aus den Preußiſchen Staaten iſt zwar vor der Hand noch geſtattet; jedoch zum Vortheil der innern Konſumtion mit einem Impoſt von 2 Rthlr. für den Winſpel belegt worden.

* * *

Durch ein bereits unter dem 17. Jan. 1799 ausgefertigtes, aber erſt ſeit kurzem erſchienenes k. k. Patent, iſt die Leibeigenſchaft auch in Weſt-Galizien (einem Theile von dem ehemaligen Pohlen) aufgehoben worden.

---

c) Neue Entdeckungen und Erfindungen.

Die königl. Preuß. Kriegs- und Domainen-Kammer des Herzogthums Magdeburg hat unterm 19. April 1799 Folgendes bekannt gemacht: Verſchiedene neuerlich in der Stadt Oſterwieck angeſtellte Verſuche haben erwieſen, daß die Rinde der in den mehreſten Forſten hieſiger Provinz wachſenden Hirſch-

welde

weide (Sohlweide, Salix caprea) zum Gerben des Leders, das Sohlenleder ausgenommen, welches die ſtärkere Eichenlohe erfordert, vortheilhaft gebraucht werden kann. Bei dem zunehmenden Mangel an Eichenborke wird daher das intereſſirte Publikum hierdurch aufmerkſam gemacht, und in Abſicht des Abborkens bemerkt, daß die Rinde, welche wegen ihrer Feinheit nur einen unbedeutenden Verluſt an Brennholz verurſacht, mit kurzen 7 bis 8 Zoll langen Stoßeiſen gut und geſchwind abgelöſet werden kann; auch daß die unter den andern Holzarten untermengt ſtehenden Hirſchweiden bis zum Eintritt der Schälzeit ſtehen bleiben, und alsdann mit den gleichfalls zum Schälen ſtehen gebliebenen Eichen aufgehauen werden müſſen. Der Anbau iſt übrigens, wie bei allen Weiden und Pappelarten, durch in Baumſchulen zu erziehende Steckreiſer am leichteſten zu bewirken, indem die Kultur im Freien, beim Mangel erforderlicher Pflege unſicher, dagegen der Wuchs in tief gegrabenem Lande ungleich ſtärker iſt. Noch wird bemerkt, daß der Gebrauch der Hirſchweidenrinde bei Gerbereien im Reiche längſt eingeführt iſt, und dieſelbe unverdächtigen Nachrichten zu Folge, in Rußland ſelbſt zur Bereitung des Juchtleders benutzt wird.

* * *

Zum künſtlichen Wieſenbau auf ſchlechtem Boden hat der Direktor Achard in Berlin das Franzöſiſche Raygras (Avena elatior) vorzüglich

züglich empfohlen, indem er durch mehrjährige auf ſeinem Gute ſelbſt gemachte Erfahrungen überzeugt worden, daß dergleichen Wieſen noch nach ſiebenjähriger Nutzung, und zwar ohne alle Zwiſchendüngung keine Blößen laſſen, ſondern einen gedrängten Wuchs behalten, dabei das aller früheſte grüne Futter liefern, und von einem ſehr harten Winter, auch ohne alles Ueberfahren mit Miſt nicht leiden, wie dieſes die dießjährige Erfahrung bewieſen habe, und wodurch beſtätigt worden, daß dieſer künſtliche Wieſenbau für den Landmann einen ſehr großen Werth habe.

* * *

Der Kaufmann Braumüller in Berlin hat ſeit 2 Jahren den Honig zu reinigen geſucht, und dabei den Endzweck gehabt, aus demſelben einen feſten ſüßen Körper zu erhalten, der die Stelle des Zuckers erſetzen könne Endlich iſt es ihm gelungen, und er hat nunmehr braunen und weißlichen Honigzucker erhalten. Dem Urtheile eines unſerer erſten Chemiker zu Folge, iſt der braune körnige Honigzucker, ungeachtet der bräunlichen Farbe, ſehr gut, hält ſich an der Luft trocken und kann die Stelle eines brauchbaren Zuckers erſetzen, beſonders wenn man den geringen ihm beiwohnenden Honiggeſchmack nicht achtet. Der weißliche Honigzucker hält ſich gleichfalls an der Luft trocken, behält aber auch noch etwas Honiggeſchmack bei. — Man darf hoffen, daß ein ſo thätiger und einſichtsvoller Mann,

als

Digitized by Google

als Braunmüller iſt, durch fortgeſetzte Behandlung dieſe Erfindung zu noch größerer Vollkommenheit bringen und den Honig immer mehr verfeinern werde, wodurch wir abermals ein neues Surrogat des Indiſchen Zuckers erhalten.

---

d) Vermiſchten Inhalts.

Zu Leipzig iſt unter der Leitung des durch mehrere Schriften als wiſſenſchaftlicher Thierarzt rühmlichſt bekannten Lieutenants von Tennecker ein Privat-Inſtitut der Roßarzeneikunde errichtet und dadurch einem großen Bedürfniſſe Leipzigs und der umliegenden Gegend abgeholfen worden.

* * *

Vom 29. April bis zum 4. Mai ſind aus Oeſtreich, Galizien, Süd- und Oſtpreußen 1694 Laſten Weitzen, 743½ Laſten Roggen, 11 Laſten Hafer, 73 Laſten Gerſte und 7 Laſten Erbſen nach Danzig und Thorn paſſirt. — Nach Elbing iſt nichts gegangen.

* * *

Am 7. Mai hielt die Märkiſche ökonomiſche Geſellſchaft zu Potsdam ihre jährliche allgemeine Frühjahrsverſammlung, unter dem Vorſitze des zeitigen Direktors, des Kriegsraths von Werdeck, welcher zuerſt von den bisherigen Verhandlungen der Deputation in ihren monatlichen Konferenzen Nachricht ertheilte. Auf ſeinen Vorſchlag wurde

von

von der Geſellſchaft beliebt, einige kleine Prämien, jede von einem Friedrichsd'or auszuſetzen, zur Ermunterung der Schulknaben auf den Dörfern des Havelländiſchen und Teltowiſchen Kreiſes, das Spinnen zu erlernen, welches im gemeinnützigen Volksblatt weiter bekannt gemacht werden ſoll. Hierauf wurden vorgeleſen: 1) Eine Abhandlung über den Tresp im Roggen und Weitzen, von einem Ungenannten; — 2) Ein Schreiben des Majors von Sobbe, zu Schilde bei Dramburg, über die glückliche Kur der Schafbocken durch die Inokulation; — 3) Eine Abhandlung über den Landmann, in Rückſicht auf Induſtrie, oder die nutzbare Verwendung ſeiner ganzen Nebenzeit, die ihm von ſeinen Berufsgeſchäften übrig bleibt, vom Domkapitular von Rochow; — 4) Ueber den vortheilhaften Anbau des Johannis-Roggens, der in ſolchen Gegenden, wo es an gutem Futter für das Rindvieh mangelt, ſehr zu empfehlen iſt, weil er, außer dem Körnergewinn und dem ſehr langen Stroh, noch eine grüne Saat zu einem ſehr nahrhaften Heu liefert, vom Amtsrath Hubert in Zoſſen; — 5) Verſuche und Beobachtungen über verſchiedene Sorten Lichte aus Wachs, Talg und Wallrath, und aus der Vermiſchung dieſer drei Subſtanzen, vom Obermedicinalrath und Prof. Hermbſtädt; — 6) Ueber das Beſchneiden der Obſtbäume, vom Hofgärtner Salzmann; — 7) Ueber die Schädlichkeit des Färbens

bens der Butter mit Orleans, vom Prof. Schmidt in Berlin; — 8) Mittel und Wege, den Knechten auf dem Lande eine Ehrenſache daraus zu machen, daß ſie ſich in den langen Winterabenden mit Spinnerei beſchäftigen, vom Prediger Schröder in Böke; — 9) Ueber Verfertigung eines guten Eſſigs aus Brannt-wein-Lutter, vom Liepe in Spandow; — 10) Ueber die ſterilen Hülfsmittel des Ackerbaues, d. h. ſolche, die, ſo lange ſie als Hülfsmittel des Ackerbaues dienen, zwar konſumiren, aber an und für ſich ſelbſt nichts liefern, was zum Unterhalt der Menſchen beiträgt, vom Domkapitular von Rochow; — 11) Ein ſicheres Mittel wider das Herzwaſſer der Schafe, vom Landjäger Olberg in Regenthin. (Man nimmt auf jedes Schaf eine Hand voll Haferſtroh, brennt es zu Aſche und vermiſcht mit dieſer gleichviel Salz, welches zuſammen den Schafen des Abends gegeben wird; nach vier- bis fünfmaligem Gebrauche wird man einen Ausſchlag an den Mäulern der Schafe gewahr werden, und die Thiere ſind außer Gefahr); — 12) Bemerkungen über den Flachsbau, vom Oekonom Zechlin in Dyrotz, welcher das gewöhnliche Roſten des Flachſes im Waſſer verwirft, und dagegen das Thauröſten empfiehlt, und dem Braken des Flaſches vor dem Klopfen oder Beuteln den Vorzug giebt; — 13) Ueber die Zuläſſigkeit der Dreſch-Maſchinen in politiſch mora-

moraliſcher Hinſicht, vom Prediger Kramm zu Retzow; — 14) Die Beſchreibung und Zeichnung einer zum Feuerlöſchen brauchbaren Maſchine, erfunden vom Artillerie-Lieutenant Neander dem Zweiten; — und 15) Ein Modell von einem Litthauiſchen Pfluge, eingeſandt vom Forſtmeiſter Köhler zu Nikolaiken, wurden vorgezeigt. — Die übrigen eingegangenen zahlreichen Abhandlungen, welche theils in die Annalen, theils in das gemeinnützige Volksblatt aufgenommen werden ſollen, konnten, weil die Zeit verfloſſen war, bloß dem Inhalte nach angezeigt werden. — Hierauf wurde die Aufnahme folgender in Vorſchlag gebrachten eilf neuen Mitglieder beſchloſſen: a) ordentliche: der Graf von Kalkreuth, General der Kavallerie und Gouverneur von Danzig; der geheime Oberfinanzrath Gerhard in Berlin; der Bergrath Eiſelen in Berlin; der Fabriken-Kommiſſarius von Marquard in Berlin; der Major von Blankenſee zu Troſſen bei Königsberg in der Neumark; der Lieutenant Neander der Zweite, beim Feld-Artillerie-Korps in Berlin, und der Kammerrath Hermes in Berlin; b) zu Ehrenmitgliedern: der Inſpektor und Prediger Schmidt zu Kottbus; der Berg-Aſſeſſor und Dr. Richter in Berlin; der Domprediger Werkenthin zu Stendal, und der Obermedicinalrath Pelliſſon in Berlin.

* * *

Die

Die Kurfürſtl. Sächſ. ökonomiſche Societät iſt von einem ihrer ſchätzbaren ordentlichen Mitglieder veranlaßt worden, auf die beſte Beantwortung nachſtehender Preisaufgabe eine Prämie von 10 vollwichtigen Dukaten auszuſetzen, und ſolches öffentlich anzukündigen:

„Es wird wegen des überhand nehmenden Holzmangels ſehr vieles geſchrieben, geſprochen und geklagt. Bei dem allen aber unterläßt man, dem Uebel durch Abſtellung des für das Wachsthum der Nadelhölzer ſo höchſt ſchädlich allgemein eingeführten Streulings-Harkens zu begegnen. Der Landmann ſpricht zwar, er könne den Streuling nicht entbehren. Das will ſagen: er muß ſo viele Aecker alljährlich bedüngen, um ſich in ſeinem Wohlſtande erhalten, oder auch denſelben vermehren zu können. Sehr gut! denn dieß bleibt auch der Wunſch des Menſchenfreundes und jedes Patrioten. Um nun aber dieſen Endzweck nicht auf Gefahr der Holzkultur zu erlangen, ſo wäre ſehr zu wünſchen, daß von den vielen vorgeſchlagenen Mitteln die zweckmäßigſten und ſchicklichſten derſelben, vermittelſt einer Preisſchrift durch einen Sachkundigen deutlich beſchrieben würden. In dieſer Preisſchrift wäre hauptſächlich auf dieſe Fragen zu ſehen:

1) Wie alt muß das Holz ſein, und zu welcher Jahreszeit könnte man allenfalls im hohen Holze,

Holze, ohne deſſen Schaden, Streuling harken?

2) Worin beſteht der Nachtheil für die Holzkultur, welcher durch das unregelmäßige Streulings-Harken verurſacht wird? und

3) Wie kann ſich der Landmann in Anſehung des Düngers am beſten helfen, wenn er des Streulings-Harkens entbehren ſoll, falls er nicht ſo viel Feld hat, daß er den erforderlichen Acker kann zur Brache liegen laſſen?"

Die ökonomiſche Societät macht dieſes hierdurch bekannt, und erſucht die Kenner, ihre Preisſchriften deutlich geſchrieben zum Sekretariat der Geſellſchaft nach Dresden, vor Ablauf dieſes 1799. Jahres einzuſenden, und ſie mit einem Wahlſpruche zu verſehen, dieſen Wahlſpruch aber auch auf ein Couvert, das verſiegelt den Namen des Verfaſſers enthält, zu überſchreiben, und ſolche noch darauf zu richten: Wie derjenige, welcher die Streue entbehren ſoll, ſchadlos zu halten ſein möchte.

* * *

Heinrich Genthon in Wien beſitzt eine Rhabarber-Plantage und hat ſeit einigen Jahren ſo guten Rhabarber erzeugt, daß er, nach den genaueſten damit angeſtellten Unterſuchungen, von der mediciniſchen Fakultät und von mehrern Wiener Aerzten und Apothekern für die beſte Gattung

tung Rhabarber, die bisher in Europa gepflanzt ward, und dem Chineſiſchen beinahe gleich kommend, erklärt wurde. Der Kaiſer hat dem Pflanzer eine beträchtliche Summe Geldes, nebſt einigen Jochen Ackerlandes, anweiſen laſſen, damit dieſe nützliche Pflanzung deſto eher erweitert werde. Um aber auch dem Publikum die Früchte dieſer Unternehmung ſogleich zu verſchaffen, ſo iſt am 18. Mai 1799 verordnet worden, daß jeder Apotheker in den Oeſtreichiſchen Landen ſich einen Vorrath von dieſer Rhabarberwurzel, welche zum Unterſchied von der bisherigen Rhabarber, inländiſcher oder Oeſtreichiſcher Rhabarber (Rheum Auſtriacum) genannt wird, anſchaffen ſoll, wovon das Loth im Ganzen für 8 Kr., in gebeuteltem Pulver aber für 12 Kr. zu verkaufen iſt. Damit aber weder das Publikum noch die Aerzte gehindert werden, den bisherigen Chineſiſchen oder Ruſſiſchen Rhabarber ferner zu gebrauchen und zu verſchreiben, ſo müſſen die Apotheker auch dieſen letztern Rhabarber ferner fortführen und gegen den bisherigen Preis auf Verlangen verabfolgen laſſen.

Inhalt.

Inhalt.

I. Ueber die Urſachen aller Anſteckungskrankheiten im Thier- und Pflanzenreich, und die ſicherſten Mittel wider die Rindviehſeuche. Von C. H. Thiermann. S. 3-43

II. Beſchreibung einer in Schweden erfundenen Futterſchneide-Maſchine. Von Sch. 43-50

III. Von dem vortheilhaften oder nachtheiligen Einfluß des Klimas und Bodens auf die Pflanzen. 50-64

IV. Recenſion von: Abhandlungen, ökonom., technol., naturwiſſenſchaftl. und vermiſchten Inhalts, herausgegeben von J. J. Bellermann ꝛc. 65-68

V. Ein leichtes Mittel, Kartoffeln vor dem Froſte zu verwahren. 68-69

VI. Engliſche Kapaunenmaſtung. 69-70

VII. Ertrag der ſämmtlichen Weinberge der Reichsſtadt Heilbronn, vom Jahr 1519 bis mit 1744. 71-78

VIII. Ueber den gegenwärtigen Geſindemangel. Von J. G. Lukas. 78-81

IX. Kartoffeln vor dem Froſte zu verwahren. 82-83

X. Kurze Nachrichten.

a) Naturbegebenheiten. 83-84

b) Geſetze und Verordnungen, die das ökonomiſche Publikum angehen. 84-86

c) Neue Entdeckungen und Erfindungen. 86-89

d) Vermiſchten Inhalts. 89-95

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt

zum Monat Juli 1799.

Journal der praktiſchen Haushaltung und weiblichen Oekonomie in der Stadt und auf dem Lande.

Unter dieſem Titel erſcheint mit Anfang des Monats Auguſt bei endesgenanntem Verleger das 1. Heft von dieſem Journal, wovon ein ganz ausführlicher Plan in einem farbigen Umſchlag broſchirt (der in Abſicht des Drucks und Papieres als Probe des gedachten Journals anzuſehen iſt) in allen Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Intelligenz-Komtoiren gratis ausgegeben wird.

12 Hefte von dieſem Journal machen einen Jahrgang oder 2 Bände aus. Jedes Heft wird mit Inbeg. f des Intelligenz-Blattes, welches Buchhändlern ſo wohl als Fabrikanten, Kaufleuten, Künſtlern und Handwerkern zur Bekanntmachung nützlicher Schriften oder Artikel, die für den Zweck dieſes Jonrnals paſſen, offen ſteht, 5 Bogen in gr. 8. ſtark. Ueber dieß ſoll der Jahrgang 24 nützliche Kupfer in den auf einander folgenden Heften enthalten.

Der Pränumerations-Preis für den ganzen Jahrgang iſt 4 Rthlr. 12 Gr. Sächſ. Um den Intereſſenten die Anſchaffung dieſer gewiß nützlichen periodiſchen Schrift ſo leicht als möglich zu machen, beſtimme ich nach der Erſcheinung des 1. Hefts die 1. Vorausbezahlung auf 4 Hefte, nach der Erſcheinung des 5. die 2. und nach der Erſcheinung des 9. Hefts die 3., jede à 1 Rthlr. 12 Gr. oder einen Laubthaler.

Pränumeration auf die 3 Abtheilungen von 4 zu 4 Heften à 1 Rthlr. 12 Gr. wird in allen Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Intelligenz-Komtoiren angenommen.

Wer ſich ſonſt noch für dieſes Journal durch Sammlung von Pränumeranten intereſſiren will, den bitte ich, ſich in frankirten Briefen an mich zu wenden.

Leipzig, im Juni 1799.

Fried. Aug. Leo,
Buchhändler.

In allen guten Buchhandlungen iſt zu haben:

Handbuch für Landwirthe, Gartenliebhaber, Jäger und Technologen, mit 1 Kupfer. gr. 8. Koburg und Leipzig, in der Sinnerſchen Buchhandlung. 1 Rthlr.

Dieſes hinterlaſſene Werk eines durch mehrere ökonomiſche Schriften rühmlichſt bekannten Gelehrten, enthält unter vielen durchaus intereſſanten Abhandlungen folgende vorzüglich wichtige Aufſätze: 1) Ueber die Wirthſchaft groſer Landgüter, und über die Urſachen des geringen Ertrags derſelben. 2) Von der Schädlichkeit der Gemeinheiten in den Grundſtücken, und den Vortheilen ihrer Aufhebung. 3) Beſchreibung einer ſehr wenig Holz erfordernden Obſtdarre. 4) Ueber den groſſen Nutzen, den der Anbau des Obſtes gewährt; wie man geſchwind zu Obſtbäumen gelangen könne, und wie das Stehlen derſelben in Gärten und Feldern zu verhüten. 5) Vom Zucker-Ahorn, und den Mitteln, den Zucker aus ſelbigem zu gewinnen. 6) Nachricht für Pflanzenliebhaber, die keine Gewächshäuſer haben. 7) Unterſuchung, ob das abgefallene Laub in den Wäldern zu wirklichem Dünger werde, und das Wachsthum der Bäume befördere? 8) Die beſte Art, den Kieferſamen aus ſeinen Aepfeln zu bringen. 9 Verbeſſerte Art Kohlen zu brennen. 10) Vortheilhafteſte Einrichtung der Stubenöfen zur Erſparung des Holzes. 11) Wie dauerhafte, gute und wohlfeile Ziegel oder Backſteine zu brennen ſind. 12) Welches Wandwerk an hölzernen Gebäuden dauerhafter, holzerſparender und wohlfeiler ſei, verriegeltes oder unverriegeltes? 13) Beſchreibung der Verfertigung der Zitze in Indien. 14) Wie gewiſſe Pflanzen als Uhren gebraucht werden können.

Nach-

Digitized by Google

Nachricht.

Das Mai-Heft der Sächſiſchen Provinzialblättter 1799, oder des V. Bandes 5. Stück, iſt erſchienen und enthält: I. Über den Plan und die Geſetze der Wittwenverſorgungs-Geſellſchaft, die in Coburg errichtet werden ſoll. II. Auszug aus der Präliminar-Schrift der Univerſitäten Leipzig und Wittenberg, beim Landtage 1799. III. Auszug aus der ſtändiſchen Bewilligungsſchrift beim Landtage zu Dresden 1799. IV. Hiſtoriſche Chronik. V. Auszüge aus Briefen. Aus Erfurt, Waldenburg, Gera, Langenſalze. VI. Eine Bekehrungsgeſchichte aus Erfurt. VII. Nachricht vom Waiſenhauſe zu Dresden, vom 5. März 1798 bis zum 18. Febr. 1799.

Der Jahrgang 1799 dieſer Sächſiſchen Provinzialblätter, welcher aus 12 Monats-Stücken, jedes zu 6 Bogen, beſteht und in einem farbigen Umſchlage geliefert wird, koſtet 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr. Ein kompletes Exemplar, die Jahrgänge 1797 bis mit 1799 in VI Bänden enthaltend, koſtet 9 Rthlr.

* * *

Nachricht.

Der Monat Mai vom Allgemeinen litterariſchen Anzeiger 1799, welcher aus 17 ordentlichen Nummern (Nr. 68-84) nebſt 4 Beilagen beſteht, enthält: Nekrolog Teutſcher Schriftſteller 1798, Mai bis December. — Reichstags-Litteratur 1798, März bis Juni. — (10) Korreſpondenz-Nachrichten aus Bayreuth, Roſtock, Baiern, Weimar und ungen. Orten. — Gelehrte Geſellſchaften zu Stockholm, Haarlem, Haag, Dordrecht, Greifswald, Berlin, Leipzig, Erfurt, Königsberg. — Beförderungen, Ehrenbezeigungen, Belohnungen ꝛc. — 50 Beantwortung. und Berichtigung. von Anfragen und Nachrichten im ALA. und Andern, kürzere und längere vermiſchte Nachrichten, Bemerkungen, Anekdoten, Rügen, Wünſche, Gedichte, Grabſchriften, Anfragen ꝛc. von Käſtner, Haymann, Reinwald, Koppe, Schmidt-Phiſeldeck, Kinderling, am Ende, Wiarda, Zapf, Nettebuſch, Siebenkees, Alter, Wedekind, Dietz und Ungenannten. — Die Bei-

Beilagen enthalten 50 Nachrichten und Anzeigen von Gelehrten und Buchhändlern, merkantiliſchen Inhalts. —

* * *

Anzeige.

Das Juni-Stück 1799 des Journals für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode, oder das 6. Stück des XVI. Bandes iſt erſchienen, und enthält: I. Beſchluß der Abhandlung: Nahrungs- Handels- Manufaktur- und Fabriken-Geſchichte der Kurſächſiſchen Stadt Grimma. Von Dr. Dippoldt. II. Schreiben eines aus England zurückgekehrten Teutſchen. III. Verſuch, die Waſſermenge, die bei einem Deichbruche ins Land ſtürzt, zu beſtimmen. Von Braubach. IV. Anzeige des 1. Theils von Joh. Chriſt. Gädickens Fabriken- und Manufakturen-Addreß-Lexikon von Teutſchland. V. Beiträge zu einer Geſchichte des Luxus der Vorzeit. 2. Lieferungen. VI. Sollte das Publikum wohl befürchten dürfen, daß Uhrmacher bei der Reparatur der Uhren Räder, Federn u. d. gl. herausnehmen und dafür andere und ſchlechtere hineinſetzen? Von J. H. M. Poppe. VII. Vermiſchte Nachrichten. (20) Politiſche und andere Handelsvorfälle. (9) Geſetze und Verordnungen, die das handelnde Publikum betreffen. (5) Neue Entdeckungen und Erfindungen. VIII. Anzeige und Beſchreibung neuer Fabrik- Manufaktur- Kunſt- Handlungs- und Mode-Artikel. IX. Anzeige von (15) Häuſern und Etabliſſements.

Der XVI. und XVII. Band dieſes Journals, oder der Jahrgang 1799, welcher aus 12 Monatsſtücken mit 24 natürlichen Zeugmuſtern, 12 ſchwarzen und illuminirten Kupfern beſteht, koſtet in allen Buchhandlungen und auf allen Poſtämtern Teutſchlands 5 Rthlr. Sächſ. oder 9 Fl. Rhein. — Ein komplettes Exemplar, die Jahrgänge 1791 bis mit 1799, oder Band I bis mit XVII enthaltend, koſtet 32 Rthlr. 16 Gr.

Leipzig, im Juni 1799.

Roch und Weigel.

Digitized by Google

Oekonomiſche Hefte
für den
Stadt- und Landwirth.

August, 1799.

I.

Wie kann man auch ohne hinlänglichen Dünger ſeine Felder in gutem Stande erhalten? *)

Die Materien, welche den Pflanzenſtoff entwickeln, oder die Mittel, wodurch die Erde verbeſſert und zum Tragen der Pflanzen geſchickt gemacht wird, werden vielleicht manchem Landwirth etwas

all-

*) Vgl. außer den im Regiſter zu den Oekon. Heften S. 14 über den Dünger angeführten Stellen, noch Jahrgang 1798, Januar, S. 35 — 49; März, S. 231 — 237; und Jahrg. 1799, April, S. 299 — 317.
d. Red.

Digitized by Google

alltägliches ſcheinen, worüber gar nichts zu ſagen wäre; und doch iſt dieſer Gegenſtand ſehr reichhaltig an Stoff und giebt uns eine Menge Belehrungen und Verbeſſerungen an die Hand, die aber, eben weil er zu gewöhnlich iſt, ſehr oft überſehen und nicht geachtet werden.

Es iſt nicht genug, daß wir den Acker durch Düngen, Pflügen und andere dergleichen Arbeiten, zum Hervorbringen der Pflanzen aus den Samen geſchickt zu machen ſuchen, ſondern wir müſſen bei dem zu bearbeitenden Boden auch auf eine geſchickte Wahl der Düngungsmittel Rückſicht nehmen; wir müſſen auch bei wenigem Dünger den Acker in einem ſolchen Zuſtande zu erhalten ſuchen, daß er gutes Getreide und in gehöriger Menge hervorzubringen immer geſchickt bleibe. Dieſen Zweck zu erreichen, iſt es nöthig, nicht allein alle Arten von künſtlichen Düngungsmitteln zu gebrauchen, ſondern auch mit den Früchten ſo zu wechſeln, daß immer eine weniger Fettigkeiten des Ackers braucht als die andere.

Die verſchiedenen Arten des künſtlichen Düngers und die den Pflanzenſtoff entwickelnden Materien genauer zu beſchreiben, und manchem Landwirth zur Emporbringung ſeiner Felder, durch eine ihm vielleicht noch nicht bekannte Art zu düngen behülflich zu ſein, iſt der Zweck dieſer Abhandlung.

Die Bearbeitung und der Dünger allein iſt nicht hinreichend, unſere Felder zur Hervorbringung der

Pflan-

Pflanzen geſchickt zu machen, ſondern Erde, Luft und Waſſer nebſt dem Feuer der Sonne, müſſen dabei mit wirken, welches die eigentlichen Hauptmaterien ſind, die den Pflanzenſtoff entwickeln. Luft und Winde wehen dem Acker nährende Theile zu und lockern denſelben auf, Regen und Schnee durchwittern denſelben und löſen die rohen Theile auf. Das Waſſer iſt das Mittel, wodurch nährende Theile aus der Erde in die Pflanzen gelangen, und es muß durch die Wärme gleichſam erſt dazu verdünnt oder in Dunſt verwandelt werden. Der Schnee hat bekanntlich zur Entwickelung der Pflanzen auf unſern Aeckern auch noch viele andere weſentliche Vortheile, die ich hier übergehe.

So wie das Luftſalz der Erde ſalzige und nährende Theile zuführt, eben ſo ſind auch alle andere Arten von Salzen, Salpeter u. d. gl. zum Wachsthum der Pflanzen beförderlich, theils dadurch, daß ſie die Erde auflockern, theils daß ihre brauchbaren Theile vom Waſſer aufgelöſt und von den Gefäßen der Pflanzen eingezogen werden.

Wollte man einen Acker verſchiedene Jahr hinter einander mit einerlei Art von Getreide beſäen, ſo würde ſich derſelbe endlich ganz und gar erſchöpfen, daher iſt, wie oben ſchon angeführt, die Abwechſelung der Getreidearten eines der vorzüglichſten Mittel, den Acker zur Entwickelung des Pflanzenſtoffs geſchickt zu erhalten, und die Landwirthe

wirthe kommen der Natur durch die Düngung mit faulen Pflanzen, Thiermiſt, und mehrern dergleichen Sachen zu Hülfe. Dieſe Hülfe muß aber ſo geſchehen, daß ſie auch jederzeit als Mittel zu dem beabſichtigten Zwecke dienlich ſei, weßhalb man die Düngungsmittel nach dem Acker unterſcheiden muß. Alle Düngungsmittel beabſichtigen zwar in Hinſicht des Ackers einerlei Zweck, nur iſt aber immer eines wirkſamer und zur Entwickelung des Pflanzenſtoffs geſchickter als das andere. Man theilt ſie überhaupt in natürliche und künſtliche ein.

Natürliche ſind alle diejenigen, welche man ohne beſondere Zubereitung ſogleich auf den Acker führen kann. Dahin gehören alle verfaulte Pflanzen, der Unrath der meiſten Thiere, welcher ebenfalls aus Pflanzen beſteht, nebſt noch verſchiedenen thieriſchen und vegetabiliſchen Materien. — Künſtliche Düngungsmittel hingegen ſind ſolche, die man erſt durch beſondere Zuſammenſetzungen verſchiedener Dinge dazu bereiten muß; überhaupt alle diejenigen, welche man durch irgend eine beſondere Arbeit erſt erhalten muß. Dahin gehören die Salze, Erden u. d. gl. m.

Den erſten Rang unter den natürlichen ſo wohl als künſtlichen Düngungsmitteln behaupten diejenigen, welche dem Acker nicht allein nährende Theile zuführen, ſondern ihn auch auflockern und zum Tragen geſchickt erhalten. Von jedem langſam freſſenden und

Digitized by Google

und widerkäuenden Thiere iſt der Unrath beſſer als von einem andern, indem es klärer zermalmt, gut verdaut und daher die Exkremente ſehr ausgearbeitet ſind. So iſt auch ſehr oft der Unrath von einerlei Art von Thieren in einer Gegend beſſer als in der andern, weil dieſelben in beſſerm Futter ſtehen, welches z. B. bei den Kühen ſehr oft der Fall iſt.

Die Düngungsmittel ſelbſt mögen in nachſtehender Ordnung auf einander folgen:

Eſelsmiſt iſt der vorzüglichſte unter allen Miſten, denn obgleich der Eſel ſich mit ſehr ſchlechtem Futter behelfen muß, ſo iſt er doch unter den bei uns zahm gemachten Thieren dasjenige, welches am langſamſten frißt, daher er auch ſehr gut verdaut, und ſein Unrath ſehr ausgearbeitet iſt. Dieſer Miſt iſt auf jede Art von Boden dienlich und ein jedes Getreide wird darin gut gedeihen.

Roßmiſt iſt hitziger als der nachfolgende; in Abſicht der öligen und fettigen Theile iſt der folgende beſſer.

Kuhmiſt, nach dem Futter der Kühe fett oder geringer, iſt nebſt dem vorhergehenden in jede Art von Boden ſehr dienlich und nützlich; erſterer hauptſächlich in thoniges Land.

Schafmiſt iſt ſeiner Natur nach ſehr hitzig und treibt deßwegen ſtark. Er wird unterſchieden in Miſt und Pferch. Unter letzterm verſteht man bloß den Unrath der Schafe ſelbſt, welcher gewöhnlich von dem Schäfer da, wo die Schafe in der

Mittags-

Mittagshitze ſtille gelegen, zuſammen gekehrt wird. Erſterer iſt der Miſt aus den Ställen mit Stroh untermiſcht. Zur Düngung der Felder, worauf man Roggen, Rübſen, Kraut u. d. gl. bringen will, ſind beide Arten ſehr gut, nur hüte man ſich, Schafmiſt und Pferch in Sandboden und auf diejenigen Felder zu bringen, worauf man Weitzen ſäen will, denn im Sandboden wird ſich die Saat überwachſen und bei einfallender anhaltender Hitze verdorren, ſo wie der Weitzen ſich im Schafmiſt ebenfalls leicht überwächſt und wohl langes Stroh aber kein Korn bringt, auch leicht brandig wird. Was vom Schafmiſt geſagt worden, gilt auch vom Ziegenmiſt. Noch eine andere Düngung von Schafen iſt der

Hordenſchlag. Im Sommer, wo die Schafe gewöhnlich des Nachts auf dem Felde bleiben, werden dieſelben bekanntlich des Abends in Horden zuſammen getrieben, wo dann ihr Pferch und Urin gerade auf die Erde kommt. Jeden Abend wird die Horde ein Stück weiter gerückt oder, wenn dieſes nicht hinlänglich, alle zwei bis drei Abende; und dieß iſt eines der bequemſten Düngungsmittel: doch ſollte man den Hordenſchlag dahin verbeſſern, daß man die Horde in längliche Vierecke ſchlüge, und ſo wie die Schafe von Nacht zu Nacht fortrücken einen Haufen davon machen, dieſen mit Erde bedecken und ſo liegen laſſen, bis man auf dem Acker zu Ende iſt, worauf der Pferch wieder aus einander geworfen und untergepflügt wird. Denn

bleibt

bleibt der Pferch lange auf dem Felde liegen, und dieß geſchieht, wenn der Acker groß iſt, ſo vertrocknet er, und wird er gleich, ſo wie die Horde weg iſt, untergepflügt, ſo kommt er ohne gehörige Gährung und Vermiſchung in die Erde, und treibt auf dieſe Art zu heftig. Durch das in Haufen Werfen wird er aber nicht allein vor der Sonne geſichert, ſondern die Gährung wird auch dadurch bewerkſtelliget. Das längliche Viereck der Horde dient dazu, daß man den Pferch bequemer in Haufen bringen kann, als bei einem regulären. Uebrigens gilt vom Hordenſchlag das Nämliche, was vom Schafmiſt überhaupt geſagt worden iſt.

Saumiſt iſt der geringſte von allen Miſtarten, weil er zu wenig nährende, fette und ölige Theile enthält, jedoch in Vermiſchung mit andern noch ſehr gut zu gebrauchen: das Nämliche gilt auch vom Menſchenkoth.

Unter Miſt überhaupt verſteht man den Unrath von Thieren, welcher mit Stroh, Laub, oder Nadeln der Nadelhölzer, welches alles zur Streu der Thiere gebraucht wird, untermengt iſt. Dieſen muß man nie roh, oder ſogleich wie er von dem Thier kommt, brauchen, ſondern er muß jederzeit erſt in Gährung übergegangen ſein.

Den zweiten Rang unter den Düngungsmitteln nehmen diejenigen ein, welche den Acker wohl hinlängliche nährende, fettige und ölige Theile zuführen,

zur

zur Auflockerung deſſelben aber wenig oder gar nichts beitragen, daher man dieſes durch öfters wiederholtes Pflügen erſetzen muß. Darunter gehören:

Hühner- und Tauben-Unrath iſt ſehr gut auf Kleeſtücke vor Anfang des Winters zu ſtreuen, damit Schnee und Regen die nährenden Theile deſſelben dem Acker zuführen. Allein er iſt wegen der geringen Quantität, die man gewöhnlich davon hat, zu koſtbar zum Düngen; man thut daher am beſten, wenn man ihn auf die eben gezeigte Art oder zur Düngerde braucht, wie weiter unten vorkommen wird.

Alle dieſe angeführten natürlichen Dünger hat man entweder in ſolcher Menge, daß man ſeine Felder gehörig ausdüngen kann, oder man iſt nicht hinlänglich damit verſehen, und muß zu der zweiten Art von Düngungsmitteln, nämlich den künſtlichen, ſeine Zuflucht nehmen. Dieſe, ob ſie wohl dem Acker nährende Theile genug zuführen, tragen doch zu der Auflockerung deſſelben im Ganzen genommen ſehr wenig bei, daher man dieſe, wie ſchon erwähnt, durch gute Bearbeitung des Ackers erſetzen muß. Manche von dieſen künſtlichen Düngungsmitteln ſcheinen ſehr geringfügig, und werden wohl noch öfters weggeworfen; da ſie aber gleichwohl einen ſehr guten Dünger abgeben, ſo wird vielleicht manchem Landwirth die Verzeichnung derſelben nicht unwillkommen ſein:

Düngerde iſt eine Vermiſchung von Erde, Tauben- und Hühnermiſt, Aſche und Schafpferch. Alles dieſes wird auf einen Haufen zuſammen gehäuft, drei bis ſechs Monate liegen gelaſſen, öfters mit Miſtjauche oder, in Ermangelung derſelben, auch nur mit Waſſer begoſſen, und alle 4 bis 6 Wochen umgehackt und ein neuer Haufen daraus formirt. Die Vermiſchung der Erde mit den übrigen Beſtandtheilen muß ſich verhalten wie 2 zu 1, oder noch ein Mal ſo viel Erde als Dünger. Dieſe Düngerde wird, wenn ſie ihre Zeit ausgelegen, der Miſt wohl in Gährung übergegangen und ſich mit der Erde gut vermiſcht hat, nach der Saatfurche, ehe man den Samen ſäet, dünn aufgeſtreuet und mit eingeeget. Sie iſt bei allen Arten von Getreide ſehr gut zu gebrauchen und nur darauf zu ſehen, daß man dieſelbe, nachdem die Frucht ſtark oder ſchwach gedüngtes Land verlangt, ſchwächer oder ſtärker aufſtreue.

Mengerde beſteht aus einem Theil Miſt und zwei Theilen Erde. Man macht ſie auf dem Acker, welchen man eben düngen will, auf einen Haufen, hackt denſelben einige Mal um, und ſtreuet dann dieſe Erde wie die vorhergehende, nur etwas dicker, auf dem Acker umher. Da ſchon alle umgetragene Erde dem Acker nährende Theile zuführt, ſo iſt auch dieſe Mengerde zu der Erſparung des Miſtes ſehr gut; jedoch nicht von ſo guten Beſtandtheilen, als die vorhergehende.

Löſch-

Löſchkalk. In den Gegenden, wo Kalk gebrannt wird, wird, nachdem die Grube ausgebrannt und der Kalk herausgenommen worden, das Klare oder der Bodenſatz in der Grube verkauft, welches aus klarem Kalk, Aſche und Kohlen beſteht, dieſer Löſchkalk wird auf den Acker geſtreuet, nur etwas dicker als die Düngerde, und iſt ein vortreffliches Düngungsmittel, hauptſächlich in Lehmboden.

Düngſalz wird auf den Salzwerken der Scheffel für 20 Gr. verkauft. Es beſteht aus a) Pfannenſtein, d. i. denjenigen groben Salztheilen, welche ſich bei dem Sieden des Salzes an die Pfanne anſetzen, und ſo hart wie Stein werden, daß man ſie heraushauen muß; b) Pfannenſchmant, dem groben Salz, welches in der Pfanne zurück bleibt oder auf dem Boden liegt; c) Dornſtein, denjenigen wilden Salztheilen, die ſich an die Dornen bei dem Gradiren der Sohle anſetzen und gleichſam zu Stein werden; und d) Aſche. Dieſes wird ſämmtlich zerſtoßen und unter einander gemengt. Es iſt ein ſehr gutes Düngungsmittel und führt dem Acker, wie jedes Salz, viel nährende Theile zu; beſonders gut iſt es auf Lehmboden. Es wird auf die Saatfurche wie die Düngerde, und ſo geſtreut, daß man auf einen Acker zu 1 Scheffel Ausſaat 1½ Scheffel Düngſalz braucht.

Aſche wird wie die Düngerde auf die Saatfurche geſtreut, und zwar etwas dicke, wenn ſie viel helfen

helfen ſoll; am beſten iſt es, wenn man ſie im Frühjahr auf die Wieſen ſtreut, worauf das Gras vortrefflich wächſt. Beſſer zum Düngen iſt:

Seifenſieder Aſche, welche aus Aſche und Kalk mit ſalzigen Theilen vermiſcht beſteht, als den zurückgebliebenen Theilen, woraus die Seifenſieder die Lauche zu der Seife machen. Sie muß, ehe man ſie auf den Acker bringt, trocken werden, und wird damit verfahren wie mit der Düngerde.

Alte Lehmwand. Auf den Dörfern werden ſehr oft alte Lehm- oder ſo genannte Weller-Wände eingeriſſen, welche durch das ausgewitterte Stroh und die darin enthaltenen Salpetertheile ein vortreffliches Düngungsmittel abgeben. Man zerſchlägt ſie, nachdem ſie auf den Acker gefahren ſind, mit einer Hacke und pflügt ſie bei der Saatfurche mit unter.

Schlamm aus Gräben und Deichen iſt ein ſehr guter Dünger auf jede Art von Boden, nur muß man denſelben wenigſtens ein Jahr liegen laſſen, damit er gehörig austrockne und die in demſelben enthaltenen Theile in Gährung übergehen. Er wird, je nachdem ſeine Beſtandtheile ſind, dünn oder dick geſtreut, und entweder vor oder auf die Saatfurche. Sind viel Wurzeln und dergleichen in demſelben enthalten, ſo pflügt man ihn bei der Saatfurche mit unter.

Braun-

Braunerde oder Braunkohle wird jetzt in verſchiedenen Gegenden gegraben und zum Brennen gebraucht, giebt aber auch ein Düngungsmittel ab, welches jedoch nur in ſehr gutem oder Sandboden anwendbar iſt, indem es nicht viel mehr Dienſte thut als ungetragene Erde.

Straßenkoth kann man gewöhnlich nur in Städten bekommen, weil er nur da zuſammen gekehrt wird. Die verſchiedenen und mancherlei Vegetabilien die in demſelben enthalten ſind, machen ihn zu einem ſehr brauchbaren Dünger.

Abgänge bei den Kürſchnern und Gerbern. Hierunter wird dasjenige verſtanden, was bei der Garmachung der Felle und Häute vermittelſt eines Eiſens von der inwendigen Seite der Haut hinweggenommen wird, und aus Fleiſch beſteht, welches an der Haut noch vorhanden iſt. Hierzu kommen noch viele Abgänge von den Fellen ſelbſt, welche eines der beſten Düngungsmittel ausmachen. Schade nur, daß man ſie in großer Menge nicht bekommen kann. Man muß dieſelben nur dünn auf dem Acker ausſtreuen und bei dem erſten Mal mit unterpflügen, damit ſie gehörig verfaulen.

Abgang von Horn und Huf bei den Schmieden, Drechslern, Pfeifendrehern und Kammmachern, iſt den vorhergehenden gleich und muß auch daſſelbe dabei beobachtet werden. In der Pfalz düngt man gewöhnlich mit Ochſenklauen die Weinberge.

Schaf-

Schafknochen. Der Leim, welcher von den Papiermachern zum Leimen des Papiers gebraucht wird, wird bekanntlich aus Schafknochen gekocht. Letztere werden hierauf als eine Sache, die weiter nicht zu gebrauchen iſt, auf einen Haufen geſchüttet, wo ſie in eine Art von Fäulniß übergehen. Weil dieſe Knochen zur Zeit noch für nichts geachtet werden, findet man ſie in den Papiermühlen immer in anſehnlicher Quantität vorräthig. Sie geben einen der beſten Dünger ab, indem ſie zu der Auflockerung des Ackers viel beitragen.

Muſchel- und Auſterſchalen gröblich zerſtoßen, ſind eines der Düngungsmittel für Pflanzen die einen kalkichten Boden lieben; auch ſind ſie in thonigtem Lande nützlich. Sehr erwünſchte Dienſte thun die Auſterſchalen bei alten kränklichen Obſtbäumen, wenn man ſie an die Wurzeln derſelben eingräbt.

Gerberlohe und Sägeſpäne ſind ein ſehr guter Dünger in moorichtem und fettem Boden, indem ſie gleichfalls viel zu der Auflockerung des Ackers beitragen. Man bringt ſie mit auf den Acker, wenn er zum erſten Mal gepflügt wird.

Abgänge der Schneider und Schuſter. Manchem wird es vielleicht lächerlich ſcheinen, daß ich hier die Abgänge der Schneider mit erwähne: allein es iſt gewiß, daß dieſe kleinen Tuchſchnitzel und Lederabgänge ſehr gut düngen und ſelbſt den Acker in etwas auflockern.

Wein

Weintrieſtern. Ich verſtehe hierunter nicht allein die Kämme des Weins, ſondern auch die übrigen Hülſen und Kerne, welche nach dem Preſſen zurück bleiben. Sie lockern den Acker auf und haben ein Oel bei ſich, welches dem Acker nährende Theile zuführt.

Federn. Dieſes nicht ganz verwerfliche Düngungsmittel wird gewöhnlich, wenn Federn geſchloſſen worden, weggeworfen, und doch haben ſie eine Fettigkeit bei ſich, wodurch der Acker nährende Theile erhält.

Laub trägt wenigſtens zur Auflockerung der Erde etwas bei, wenn gleich der nährenden Theile in demſelben nicht viel ſind.

Es giebt noch verſchiedene andere künſtliche Düngungsmittel, die aber, wegen der geringen Quantität in der ſie gewöhnlich zu haben ſind, zu dieſem Gebrauch nicht angewendet werden können. Dahin rechnet man z. B. Blut, Haare, Wolle, Wein- und Bierhefen, welche ſämmtlich, wie die vorhergehenden, zur Entwickelung des Pflanzenſtoffs das Ihrige beitragen. Ein kluger Landwirth wird aus den vorhergehenden, bei Mangel an Dünger oder Miſt gewiß den erwünſchten Nutzen zu ziehen wiſſen, und gäbe es auch wirklich eine Gegend, wo man weder Miſt noch andern künſtlichen Dünger aufbringen könnte, ſo müſſen die Felder doch in gehörigem Stande bleiben, wenn man nur alle drei Jahr Klee darauf bringt. Der Klee führt nicht

allein

allein dem Acker, indem er noch darauf ſteht, ſchon nährende Theile genug zu, ſondern er führt auch in dem Strengel ein Waſſer bei ſich, welches ſehr leicht in Fäulniß übergeht. Will man daher ſeine Felder mit Klee düngen, ſo ſäet man denſelben wie gewöhnlich unter die Gerſte, ſchneidet denſelben das folgende Frühjahr ein Mal ab, läßt den andern Nachwuchs wieder zu ſeiner gewöhnlichen Höhe wachſen und pflügt dieſen nun unter, worauf der Acker noch ordentlich zur Winterfrucht bearbeitet wird. Das Getreide wird ſo ſchön ſtehen, als wäre er mit dem beſten Dünger gedüngt worden.

II.

Von der Kultur der Runkelrüben.

Der Anbau der Runkelrüben hat ſich zwar ſchon ſeit geraumer Zeit, als ein nahrhaftes Produkt zur Fütterung und Maſtung des Viehes immer mehr ausgebreitet, und man findet in vielen ökonomiſchen Büchern die Kultur derſelben hinreichend beſchrieben. Da aber nunmehr die glückliche Entdeckung gemacht worden iſt, daß aus dem ſüßen Saft derſelben, wenn er ausgepreßt wird, ein dem Weſtindiſchen faſt gleich kommender Zucker bereitet werden kann; ſo iſt leicht einzuſehen, daß dadurch die Kultur derſelben ſich

noch

noch weit mehr vermehren, aber auch zu dieſem Behuf etwas anders wird eingerichtet werden müſſen, als dieſelbe bisher zum bloßen Viehfutter beſchaffen geweſen iſt. Ich will meine Gedanken darüber, da ich mich ſchon viele Jahre mit dem Anbau derſelben beſchäftiget habe, dem Publikum vorlegen. Es iſt gar kein Zweifel, daß zur Gewinnung mehreren Zuckers davon, ſehr viel auf die darnach eingerichtete Kultur derſelben ankommen wird.

Die Runkelrübe erfordert zu ihrem gehörigen Wachsthum ſchon einen guten Boden. Am dienlichſten ſind dazu die gewöhnlichen Krautäcker, worauf im Herbſt guter Dünger gefahren und derſelbe etliche Mal gepflügt worden iſt. Im Frühjahr wird alsdann der Acker zeitig wieder aus einander gewendet, und ſodann nach Beſchaffenheit der Witterung in den letzten ſchönen Tagen des Aprils oder doch zu Anfang des Maies zur Ausſaat zuſammen gepflügt. Je tiefer der Acker guten Boden hat, deſto beſſer gedeihen die Rüben in die Länge, da ſie ſonſt bei nur gewöhnlich gepflügtem Acker von höchſtens 1½ Fuß Tiefe mehr in die Stärke als in die Länge wachſen. Ich machte daher ſchon vor zwei Jahren den Verſuch, und ließ den Acker, nachdem er im Herbſt gut gedüngt und zwei Mal gepflügt worden war, im Frühjahr zur Ausſaat, wie zu den gelben oder Mohrrüben, tief graben, von allem Unkraut und Wurzeln ſorgfältig reinigen, und auf dieſes

gegra-

gegrabene Land die Samenkörner auf 2 Fuß weit aus einander in geraden Reihen ausſtecken. Wie ſolche etwas herangewachſen waren, wurden die überflüſſigen Pflanzen von jedem aufgegangenen Samenkorn weggenommen und ſolche auf ein anderes darzu bereitetes Stück Acker verpflanzt. Denn das gehört ſchlechterdings zur guten Kultur, da aus den meiſten Samenkörnern mehrere Pflanzen erwachſen, daß auf einer Stelle nicht mehr als eine, die beſte und ſtärkſte davon übrig gelaſſen wird, weil mehrere neben einander nur kleine und ſchlechte Rüben geben. Man muß daher nach einiger Zeit die herangewachſenen Rüben nochmals unterſuchen, die darneben ſich befindenden kleinern Pflanzen heraus ziehen und auf keiner Stelle mehr, als eine einzige übrig laſſen.

Es zeigte ſich ſchon zu Johannis, daß die Rüben, wozu das Land gegraben worden war, weit freudiger und fetter, als die in bloß gepflügtem Acker heranwuchſen, und am Ende hatten die erſtern über 3 Fuß Länge, obgleich nicht die völlige Stärke, wie manche auf dem gepflügten Acker; nur einige kamen dieſen in der Stärke ſehr nahe. Der größte Unterſchied zeigte ſich aber darin, daß dieſe im gegrabenen Acker gewachſenen langen Rüben beim Aufſchneiden weit ſaftreicher, als die vom bloß gepflügten Acker befunden wurden, ſo daß der Saft auch noch im Winter gleich bei dem Aufſchneiden hervorſpritzte; welches bei jenen nicht geſchahe. Ich glaube daher,

daß auch ſchlechter und mittelmäßiger Boden, wenn er rajolet wird, zur Kultur dieſer Rüben geſchickt gemacht werden kann, wovon ich im künftigen 1800. Jahr mit bisher geruhetem Lande Verſuche anſtellen werde.

Zur Viehfütterung hat man bisher von dieſen Rüben einen doppelten Gebrauch gemacht. Man hat im Juli angefangen, dieſelben wie das Kraut abzublätten und die melkenden Kühe damit gefüttert, weil ſie dieſe Blätter nicht nur begierig freſſen, ſondern auch von dieſer Fütterung mehr Milch geben. Ueberdieß fällt dieſe Fütterung zu Ende des Juli und Anfangs Auguſts in eine Zeit, wo ſie am nöthigſten iſt. Denn zu der Zeit ſind mehrentheils Gärten und Feldreine ausgegraſet, oft fehlt es auch am Nachwuchs des Klees, daß die Stallfütterung der Kühe durch nichts beſſer, als durch das Abblatten der Runkelrüben unterhalten werden kann, bis wieder Klee oder das Kraut heranwachſen.

Das iſt aber auch leicht einzuſehen, wenn dieſe Rüben, wie Viele thun, drei bis vier Mal abgeblattet werden, daß durch dieſes Wegnehmen der Blätter das Wachsthum der Rüben ſelbſt ſehr verhindert werden muß. Es iſt wahr, es wachſen bald wieder Blätter nach und man kann das Abblatten wiederholen, aber der Saft, der auf das Treiben neuer Blätter verwendet werden muß, entgehet der Rübe. Man wird daher am Ende die Rüben, die man zum

Ab-

Abblatten gebraucht hat, nur halb ſo groß finden, als diejenigen, die man bis in den Herbſt, ohne ſie der Blätter zu berauben, hat ſtehen laſſen, ſondern ſie erſt alsdenn zum Viehfutter abgeſchnitten, wenn man ſie bald ausgraben und nach Hauſe holen wollte. Nach dieſer Erfahrung beſtimmte ich immer wenigere von den Rüben zum Abblatten, um von denſelben deſto mehr Fuder auf den Winter zur Fütterung und zur Maſtung zu erhalten. Da ſich denn abermals der Unterſchied zeigte, daß diejenigen, die oft abgeblattet worden waren, weit eher anfingen ihren Saft zu verlieren und welk zu werden, als diejenigen, die ihre Blätter bis zum Herausnehmen behalten hatten. Dieſe erhielten ſich, wenn ſie vor den Forſt verwahret und das Kraut ſcharf abgeſchnitten worden war, damit dieſes im warmen Keller nicht wieder wachſen konnte, bis gegen Oſtern friſch und ſaftreich. Das Rindvieh zieht dieſe zerſchnittenen Rüben, bei der Maſtung mit Schrot vermengt, allem andern Futter vor, und es wird in kurzer Zeit ungemein fett davon, wenn man ihm dieſe Rüben abwechſelnd mit Kraut und weißen oder gelben Rüben giebt. Daraus ergiebt ſich aber auch, daß es ökonomiſcher ſei, wenn man bei der Anpflanzung dieſer Rüben die Anlage nicht ſo wohl auf den Sommer von den Blättern, ſondern vielmehr bloß auf die Rüben zum Herbſt- und Winterfutter macht, da doch die Blätter auch noch friſch nach und nach vom Felde verfüttert werden können. So wie man

weit ſchlechtere Kartoffeln erntet, wenn man das Kraut davon ſo frühzeitig zum Viehfutter nimmt, daß es wieder ausſchlagen kann; ſo iſt es auch mit dieſen Rüben.

Noch weniger vortheilhaft würde es ſein, wenn man die Rüben zum Zuckerbereiten pflanzen und ſie zugleich im Sommer zur Viehfütterung nützen wollte. Denn daraus könnte nichts anders erfolgen, als daß die oft abgeblatteten Rüben beim Auspreſſen weit weniger Saft liefern würden, als wenn man ſie hätte fortwachſen laſſen, ohne ihnen ein Blatt zu nehmen.

Zu dem letztern Behuf recht ſaftreiche Rüben zu erhalten, iſt gewiß keine beſſere Art der Kultur, als den im Herbſt wohl gedüngten und gepflügten Acker im Frühjahre zur Ausſaat tief zu graben Die Rübe kann alsdann nicht nur länger wachſen, ſondern auch weit mehrere Feuchtigkeiten aus der Tiefe an ſich ziehen. Sie werden nicht ſo groß dem Umfange nach, aber auch nicht hölzicht und deſto länger und ſaftreicher. Auch wird es erſt durch die Erfahrung genauer beſtimmt werden können, wie lange dieſelben nach dem Herausnehmen aus der Erde liegen müſſen, bis die überflüſſigen wäſſerichten Feuchtigkeiten ausgedünſtet und dieſelben zum Auspreſſen des Saftes, aus welchem Zucker bereitet werden ſoll, am tauglichſten ſind. An den gelben Rüben habe ich ſchon vor langer Zeit die Erfahrung gemacht, daß, wenn

dieſelben gleich nach dem Heimbringen von dem Felde ausgepreßt worden ſind, ſie zwar vielen Saft geben, aber auch deſto längeres Kochen erfordern, ehe der völlig ſüße Saft davon übrig bleibt. Wenn ich aber dieſe zum Auspreſſen beſtimmten Rüben drei bis vier Wochen unter einem Schuppen oder in einer Kammer zum Ausdünſten hatte liegen laſſen, auch ſolche mehrmals umgerührt hatte; ſo gaben ſie zwar weniger Saft, aber dieſer wurde über dem Feuer weit eher zur gehörigen Süße gebracht. Ohne Zweifel werden beim fortgeſetzten Gebrauch der Runkelrüben zum Zuckerſieden bald die beſten Zeitpunkte zum Preſſen genauer beſtimmt werden, und wie lange dieſelben darzu ohne Nachtheil aufbehalten werden können.

Außer Zweifel werden nach dieſer gemachten Entdeckung ſchon in dieſem Jahr weit mehr Runkelrüben gepflanzt und erbaut werden, als etwan vorher, da man ſie nur als ein nutzbares Viehfutter kannte. Und welcher Teutſche Patriot ſollte nicht wünſchen, daß darin das Mittel wirklich aufgefunden worden wäre, den theuern ausländiſchen Zucker wenigſtens zum Theil entbehrlich zu machen!

Es iſt aber dabei noch eine Hauptfrage: Wo ſollen denn nun die Aecker zu dieſem Sommergewächs herkommen, das nothwendig in ſehr großer Menge erbaut werden muß, wenn daraus viel Zucker ſoll verfertiget werden können? Sollen

die

die bisher verſtattet geweſenen Sömmerungsfelder nur darzu genommen werden, ſo wird darzu viel zu wenig Acker vorhanden ſein. Denn dieſe ſind bei der jetzigen Volksmenge nicht einmal mehr zu der nöthigen Erbauung der Kartoffeln, des Krautes und der weißen und gelben Rüben hinreichend. Die Kultur der Runkelrüben würde alſo bei der jetzigen Einrichtung der Landwirthſchaft, mit dem einmal erzwungenen Brachhalten, wovon der Bauer nicht einen Schritt weit abweichen darf, ſehr eingeſchränkt bleiben müſſen. Wir werden dieſe wohlthätige Erfindung in unſerm Lande (Sachſen) doch nicht ſo, wie anderwärts benützen können; wir würden dieſen neuen Zucker ebenfalls wieder von Ausländern theuer kaufen müſſen, die längſt angefangen haben, den freien Gebrauch mehrerer Brachäcker zu Sommergewächſen einzuführen. Dieſe werden nicht im mindeſten ſäumen, immer mehrere Felder zum Runkelrübenbau zu nehmen, damit ſie ſolche in gehöriger Menge erzeugen, indem es ein bloßes Sommergewächs iſt, wozu der Acker gut gedüngt oder gegraben und durch das Behacken der Rüben von allem Unkraut gereinigt wird, daß darauf noch jede Art des Getreides, wie vorher bei dem Brachhalten erbauet werden kann.

Bisher hat der Landmann vergeblich darum geflehet, nur noch etwas mehr Feld von der Brache zu dem ſo nöthigen Klee- und Kartoffelbau für die

kleinen

kleinen Leute eingeräumt zu bekommen. Wie gut wäre es, wenn im vergangenen Jahre nur ein Hundert Tauſend Wiſpel Kartoffeln mehr hätten erbaut werden können! Wie manches Stück Vieh, das aus Mangel des Futters hat krepiren müſſen, würde noch erhalten worden ſein, und wie wenig würde dabei das Korn zu einem ſo hohen, dem Armuth unerſchwinglichen Preiſe geſtiegen ſein! Jedoch vielleicht bereitet nun die Vorſehung dadurch, daß wir auch in unſerm Lande aus einem Sommergewächſe auf dem Acker Zucker gewinnen können, ein Mittel, daß endlich die Nothwendigkeit erkannt wird, dieſen großen Gebrechen bei unſerer Landwirthſchaft abzuhelfen und die unnatürlichen Zwanggeſetze hierin wenigſtens in etwas zu mildern! Sollten die vielen Millionen, die bisher für Zucker außer Land geſchickt worden ſind, nicht Preiſes genug ſein, dem Bauer von jeder Hufe Land noch 1 Scheffel Ausſaat zur Sömmerung einzuräumen? Dabei wird keine einzige Schäferei im ganzen Land eingehen, und mehr bedarf der Bauer vor der Hand nicht. Er ſieht es auch vollkommen ein, daß die Aufhebung der ganzen Brache und alles Feld zu beſtellen ein Unding iſt, weil alsdann ſeine, ſeines Geſindes und Viehes Kräfte und Arbeit dazu nicht hinreichend wären.

Nur dadurch iſt es möglich, daß dieſes Produkt in der gehörigen Menge erbaut werden kann. Denn wenn

wenn auch der Bauer wegen ſeiner übrigen Wirthſchaft dieſe Sache nicht ſelber ſehr betreiben wollte; ſo würde dieſes doch ein neuer Erwerbszweig für die geringen Einwohner auf den Dörfern und in den Stadten werden, die ſichs gewiß zu Nutzen machen und für die Zuckerſiedereien Runkelrüben in Menge erbauen würden. So lange aber das Land verſchloſſen bleibt, dieſes nöthige Produkt zum Zucker in Menge zu erbauen, kann uns dieſe wichtige Entdeckung noch keine große Freude verurſachen.

Noch will ich die, die ſich mit dieſer neuen Erfindung beſchäftigen, auf unſere gemeine rothe Rübe aufmerkſam machen, die eine Schweſter der Runkelrübe iſt und einen noch weit ſüßern Saft als jene enthält, auch bei guter Kultur zu eben der Größe gelangt, ob dieſelbe nicht ebenfalls dazu tauglich ſein ſollte.

Tr. den 11. Juni, 1799.

S.

III.

Ueber die Landwirthſchaft in Südpreußen.

Das Beſte, was man über die Landwirthſchaft Südpreußens leſen kann, iſt ein Auffatz: „Etwas aus meinem Tagebuche“ überſchrieben, in dem

Ta=

Taſchenbuche für Gutsbeſitzer, Pächter und Wirthſchaftsbeamte, herausgegeben von G. Brieger. Dritter Jahrgang, mit einem Kupfer, die Südpreußiſche Ege vorſtellend. Breslau bei W. G. Korn, 1798.

Da es aber einem Preußiſchen Oekonomen ſchlechterdings unmöglich zu ſein ſcheint, ganz unparteuſch zu ſein, indem ſich dieſe Herren einbilden, alles Gute müſſe von Preußiſchen Landen ausgehen; ſo will ich das Unwahre und Einſeitige dieſes Aufſatzes rügen und das Mangelnde darin ergänzen

Was der Verf. S. 205 von der Kultur des Bodens ſagt, iſt durchgängig wahr: allein die Brache liegt nicht ganz rein, weil in dieſelbe Erbſen, Wicken und Linſen geſäet werden. Der hieſige Pflug iſt viel leichter als der Schleſiſche, und mit dem Hacken kann ſelbſt ein Knabe von 12 Jahren umgehen. Eiſerne Egen hat man hier theils deßwegen nicht, weil der Boden ſehr ſteinicht iſt, und weil man glaubt, daß bei ſo bewandten Umſtänden die hölzerne anwendbarer ſei, theils weil ſich die hölzerne jeder Bauer ſelbſt machen kann. Geegt wird mit dem Pferde und zwar ſehr raſch, damit die Erdklöße gut zermalmt werden. — S. 208. In der Düngung iſt man freilich noch ſehr zurück, weil die Viehzucht noch ſehr ſchlecht betrieben wird, indeß giebt es auch 6 und 9 jähriges Land. Den Mergeldünger kennt und benutzt man, beſon

ders

ders aber Schlammdünger aus den vielen Pfützen, die man im Sommer, wenn ſie ausgetrocknet ſind, ausgräbt; auch bedient man ſich mit Vortheil des Eiſes dieſer Pfützen, beſonders der Miſtpfützen zum Düngen, indem man es im Winter auf die Sandfelder fährt. Daß es Regel ſei, alle 3 Jahr zu düngen, iſt ungegründet. In der Woywodſchaft Poſen findet die Feldeintheilung durchgängig Statt, auch theilen Manche ihre Felder in 4 Schläge, und das haben ſie nicht erſt von den Preußen gelernt. — Das Waldabbrennen, S. 210, hat in unſern Gegenden ſchon längſt aufgehört. Nicht alle Beete in den Wäldern ſind ſo entſtanden. Pohlen war im vorigen Jahrhunderte weit mehr bevölkert als jetzt, wie man ſich davon durch die Geſchichte überzeigen kann.

Korn und Weitzen ſind die Haupt-Produkte des Pohlniſchen Ackermanns. Das iſt wohl im Allgemeinen wahr: allein die Gerſte geräth auch ſehr gut, auch in der dritten Tracht; deßgleichen die Erbſen und das Heidekorn. Der Hafer iſt durchgängig ſchlecht. Der Flachsbau liegt noch in den Windeln, wenn auch hier und da ſchöner Flachs gebaut wird: man ſäet ihn zu ſpät, im Mai und Juni. Kartoffeln werden ſehr viel gebaut, und es iſt nichts ſeltenes, von 6 Scheffel 100 zu ernten. Freilich werden ſie und der Kohl faſt immer auf dem nämlichen Flecken gebaut, daher ſie ſehr ausarten und ſchlechter gerathen, als ſonſt

geſche-

geſchehen würde. Man ſteckt ſie gewöhnlich, wie S. 214. geſagt wird, auf umgeackerte Wieſen, ausgetrocknete Moräſte und in Gärten, und will noch nicht damit aufs Feld. Klee ſäet man ſchon häufig, und es giebt in der Woywodſchaft Poſen vielleicht kein Rittergut, das nicht ſchon Kleegraſung, mehr oder weniger hätte; ſogar der Bauer fängt ihn ſchon an zu ſäen. In Rückſicht des Kleeſäens unter die Gerſte, ſind die Südpreußiſchen Oekonomen anderer Meinung: ſie ſäen ihn lieber allein, weil ſie ihn da das erſte Jahr ſchon drei Mal graſen können, und mehr Nutzen davon haben, als die Gerſte bringt. Der Boden iſt zu allen Kleearten geſchickt. Von Spargel hält man nicht viel, weil der hier wildwachſende eben ſo gut iſt, als der berühmte große Ackerſpargel. Das Nämliche gilt vom Reigras. Mit Zwang, wie der Verf. S. 215 will, iſt bei den Südpreußen nichts auszurichten. *) Man kann dieß aus mehreren guten Einrichtungen ſehen, die bloß deßwegen nicht befolgt werden, weil ſie befohlen ſind, ja man zerſtört ſogar ſchon getroffene wieder, woran freilich auch der Nationalhaß mit Schuld iſt. — Der Boden in unſerer Gegend iſt mehr ſtark und mit Lehm vermiſcht.

Was der Verf. von den Wieſen, S. 217, ſagt, iſt durchgängig wahr. Ach, was giebt es noch

*) In dieſem und ähnlichen Fällen wohl nirgends.
d. Red.

noch für Sümpfe, Seeen, Moräſte, die ausgetrocknet werden könnten! — aber es fehlt meiſtens an Verlag. Die Gutsbeſitzer, die ihre Güter ſelbſt bewirthſchaften, werden täglich ärmer, und die Reichen, deren manche gegen 50 bis 100 Dörfer haben, kümmern ſich nicht darum, laſſen ſie durch ihre Amtleute und Kommiſſarien bewirthſchaften und vermiethen ſie. Das Nämliche gilt von den Hutungen.

Wald-Kultur, S. 220, giebt es eigentlich noch gar nicht. Doch haben wir in unſerer Gegend mehr Laub- als Nadelholz. Geſchont hat man die Wälder freilich nicht: allein wenn ſich die Herren Preußen anmaßen, uns vor dem Erfrieren ſichern zu wollen, ſo iſt das weiter nichts, als Großſprecherei. Denn ſie wirthſchaften mit unſern Wäldern noch viel ſchlimmer, als es die Pohlen ſonſt thaten, und es hat das Anſehen, als wollten ſie ſich dadurch bereichern. Ich könnte namentlich Beiſpiele anführen, wie die Herren Preußen, die hier Güter kauften und geſchenkt bekamen, ganze Wälder niederhauen laſſen und das Holz für Spottgeld verkaufen. Wenn wir einmal erfrieren ſollten — welches aber wohl nie der Fall ſein wird — ſo haben wir es der Preußiſchen Wald-Kultur zu verdanken. Ihre Reden und Schriften ſcheinen wohl gut zu ſein; aber ihre Thaten ſind ſchlecht. S. 222, macht ſich der Verf. ein wenig lächerlich. Aus der Aſche ſollen Pappeln entſtehen!!! — Man beſtreue die Wieſen mit

mit Aſche, und es wird viel Klee wachſen: das kommt daher, weil die Aſche düngt, und den Samen, der ſonſt gar nicht aufkommt, befeuchtet. So iſt es auch mit den Pappeln. Der Wind und die Vögel vielleicht führen den Samen herbei, er geht nicht auf, weil er nicht Nahrung hat, und in einem beſtehenden Walde auch nicht aufkommen kann; iſt aber der Wald abgebrannt, ſo hat er Luft und Nahrung ꝛc. Ein Gegenbeiſpiel von Preußiſcher Holzwirthſchaft aus unſerer Nähe: Ein gewiſſer — — der mehrere Güter geſchenkt bekommen hatte, verkaufte den Stamm für 3 Rthlr. Nun kamen die Stabholzſchläger, machten aus ſo einem Stamme, einen Ring Stabholz, der ſchlecht gerechnet 16 Rthlr. gilt, und aus dem Abraum wurden noch 8 Klaftern Brennholz geſchlagen, die Klafter nur zu 1 Rthlr. gerechnet, macht wieder 8 Rthlr. Das Knippelholz und die Spähne bekam der Herr wieder. Iſt das nicht gute Wirthſchaft? — Und ſolcher Beiſpiele giebt es mehrere. Das Birkenholz wird ſchon als lebendiges Holz behandelt, freilich nicht überall. Anſaaten giebt es wenig, doch fehlen ſie nicht, und gerathen auch mit unter, wo ſie geſchont werden. Auch pflanzt man hier und da Akazien zu Wald an. So ſind mir 4 ſolche Anlagen bekannt, die gut gedeihen und ſelbſt den vergangenen Winter überſtanden haben. Mit dem Heitzen wurde bisher das meiſte Holz verſchwendet. Unſere Zimmer ſind ſchlecht verwahrt, und die Oefen ſo ungeſchickt gebaut,

gebaut, daß in einem Winter mehr Holz verbrannt wird, als in wirthſchaftlichen Gegenden Teutſchlands in 10 Wintern; auch geht viel Holz zum Bauen auf, indem die Häuſer der Bauern gewöhnlich geſchroten werden; deßgleichen zu Zäunen. — Schon jetzt giebt es Gegenden in Südpreußen, wo der Bauer den ganzen Winter nicht einheitzen kann, und nur Gott danken muß, wenn er Holz zum Kochen und Backen hat. Sie erfrieren aber doch nicht, ja man ſieht öfters Kinder im härteſten Winter barfuß im bloßen Hemde herum laufen.

Von der Viehzucht, S. 224 ff. redet der Verf. ganz wahr: die wenigen Wirthſchaften, wo beſſere Zucht und auch Schweizervieh eingeführt iſt, kommen nicht in Betracht, und der Nutzen davon iſt geringe. Doch bringt eine Kuh jährlich 5 bis 10 Rthlr. Nutzung, je nachdem die Lage des Orts, und der Abſatz iſt. Die Ställe ſind häufig aus Ruthen geflochten, und darüber iſt ein ſchlechtes Strohdach gehangen, daher iſt auch in dieſem ſtrengen Winter ſo viel Vieh erfroren, verſteht ſich bei den leibeigenen Bauern. — Die Schweinezucht geht ins Große, nicht weil der Pohle ſelbſt ein Schwein iſt — denn er geht beſſer, und in Tuch gekleidet, ißt auch beſſer, als der Schleſiſche. Ich habe kürzlich Schleſiſches Geſinde: und Bauernbrot geſehen, das ſo ſchwarz war und mit Hexel vermiſcht zu ſein ſchien, daß ich es kaum für eine Speiſe für

Men:

Digitized by Google

Menſchen hielt. Unſer Geſinde- und Bauernbrot iſt kräftig und gut; ich eſſe es ſehr gern und lieber, als Weiß- oder wie man hier ſagt Lichtebrot.

Von den Schafen mag der Verf., S. 232, Recht haben, doch iſt die Wolle nicht ſo ſchlecht, wie er meint, denn der Stein wird gewöhnlich für 7 Rthlr. verkauft. In dieſem Jahre wird der Preis des Steines gewiß auf 12 Rthlr. ſteigen, weil zwei Drittheile der Schäfereien im Winter ausgeſtorben ſind. Schon jetzt gilt ein Mutterſchaf 3 Rthlr.

Von dem Wildpret, S. 235, hat der Verf. wieder Recht, doch iſt, wenigſtens bei uns, mehr Ordnung, und nicht Jeder jagt, wenn und wo er will. Wölfe giebt es noch ungeheuer viel, ſie kommen bis zu den Wohnungen der Menſchen, und haſchen vor ihren Augen weg, was ſie bekommen können. Dieſen Winter haben ſie viel Menſchen ums Leben gebracht. Die Regierung hatte einen Preis von 5 Rthlr. auf die Erlegung eines Wolfes geſetzt: allein es ſind ſo viel erlegt worden, daß ſie den Preis auf 3 Rthlr. hat herabſetzen müſſen. Die verhältnißmäßige Armuth an Wilpret iſt eine große Wohlthat für das Land, die jeder Oekonom und Forſtverwalter wünſchen muß. Mögen uns daran die Preußen ja nicht reicher machen!

Die Brauerei, S. 236, iſt nicht in ſo ſchlimmen Zuſtande, als angegeben wird. Wir haben hier herum vortreffliches Bier, und wenn es in den Wirthshäuſern, beſonders im Sommer, nicht viel

taugt, ſo ſind die Wirthe und ihre ſchlechten Keller daran Schuld. Auf Flaſchen gefüllt, iſt das meiſte Bier ſehr gut. Ein ganz vorzügliches Bier wird in Grätz gebraut, und hat einen allgemeinen guten Ruf, ſelbſt im Auslande. Nur aus einem einzigen Brunnen dieſer Stadt kann es gebraut werden, es braucht keine Hefen, giebt keinen Eſſig und dauert auch nicht über 4 Wochen. Mit der Branntweinbrennrei und Potaſchſiederei hat es ſeine Richtigkeit. Sonſt gab es auch viele Glashütten hier; allein ſo wie die Wälder abgenommen haben, haben ſie ſich auch vermindert, und es muß jetzt mehrentheils ausländiſches Glas eingeführt werden.

Ein ſehr großes Verderben der hieſiegen Landwirthſchaft iſt, wie ſchon geſagt, daß die meiſten ihre Güter vermiethen — faſt alle Miether oder Pächter ſind Edelleute — daher kommt das meiſte Böſe in der Landwirthſchaft, daher ſind die Wohnungen der Edelleute, die, ob ſie gleich guten Bauerwohnungen ſehr ähnlich ſind, doch Schlöſſer genannt werden, ſo ſchlecht; daher bleiben die Wüſten und Oeden, was ſie ſind u. ſ. w. Südpreußen könnte alles hervorbringen, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört: der Boden iſt gut, das Klima vom Teutſchen nicht ſehr verſchieden; allein Vorurtheile und Mißmuth verhindert vieles. Der Pohle hat ſeine ganze Munterkeit abgelegt, und iſt verdrüßlich etwas zu unternehmen.

Noch

Noch habe ich die Gärten vergeſſen. Der Bauer hat keinen Sinn dafür, ſelbſt der ſo genannte Hauländer nicht. Die Herrſchaften aber haben mit unter ſehr ſchöne Obſt- Gemüſe- und Luſtgärten. Alle Arten von Obſt gedeihen, nur die Pfirſchen und Aprikoſen ſind dieſen Winter gänzlich erfroren, auch haben die Baumſchulen ſehr gelitten. Die wilde Fiſcherei in den beträchtlichen Seen und Flüſſen iſt ſehr ergiebig: allein von künſtlicher Deichwirthſchaft verſteht man noch nichts.

Im Innern der Erde ſteckt noch manches verborgen, das nicht hervorgeſucht wird, theils weil man nicht kann, wie man will; theils weil das Bedürfniß noch nicht dazu treibt. Wir haben Torf in großer Menge, Mergel deßgleichen, auch Kalkſteine und Eiſenerde ꝛc.

In Kleinpohlen wachſen ſo viel gelb blühende Akazien oder Siberiſche Erbſen, daß man daſelbſt die Schweine, wie bei uns in die Eichel- und Buchelmaſt, ſo in die Akazienmaſt treibt.

Auch hat es in Groß- und Kleinpohlen Wälder von Lerchenbäumen gegeben, und giebt ihrer weiter hinten noch.

Ein Südpreußiſcher Landwirth.

IV.

Von der Zurückſetzung der ſpäten Frühjahrs-hutung bis zum 1. Mai, in dem Voigtländiſchen Städtchen Münchenbernsdorf, unter dem Amtsbezirk Weida.

Wenn Herrſchaften und Unterthanen die wahren Vortheile einſehen, die natürlicher Weiſe aus der Abſchaffung der ſchädlichen ſpäten Frühjahrshutung auf den Wieſen bis zum 12. Mai in Anſehung des Heues und Grummets zur Winterfütterung erfolgen müſſen; ſo kann eine ſolche Aufhebung keinen großen Schwierigkeiten unterworfen ſein. Ein Beiſpiel davon hat der nun verſtorbene Kammerherr und Kreishauptmann im Kurkreiſe, Anton von Leubnitz auf ſeinem Rittergut Münchenbernsdorf gegeben. Das Rittergut hatte das Recht, wie gewöhnlich, mit den Schafen bis zum 12. Mai allenthalben auf den Wieſen der Unterthanen zu hüten. Hingegen hatte aber auch die Kommun das Recht, ihr Anſpannvieh bis dahin auf den herrſchaftlichen Wieſen zu weiden, und, da es daſelbſt die Landesart mit ſich bringt, daß zur Beſtellung der Aecker, anſtatt der Pferde und Ochſen, mehrentheils Kühe gebraucht werden; ſo belief ſich die Anzahl derſelben in dieſem Städtchen über 300. Jeder Einwohner hütete nun ſeine

ſeine Anſpannkühe bis zum 12. Mai auf den Wieſen, wo er glaubte, daß er für dieſelben die beſte Sättigung finden könnte. Ein Gleiches geſchah von Seiten des Pachters des Ritterguts mit den Schafen. Dadurch mußte denn in den mehreſten Jahren der Heu- und Grummetertrag ſehr ſchlecht ausfallen, und konnte zur langen Winterfütterung gar nicht mehr hinreichend ſein, da zumal der Viehſtand eher vermehrt, als vermindert wurde. Es entſtand daher der allgemeine Wunſch, daß dieſe nachtheilige ſpäte Hutung auf den Wieſen bis auf den 1. Mai zurückgeſetzt werden möchte, damit der Graswuchs zum Heu nicht mehr ſo gehindert würde. Die Kommun gab ihr Verlangen darnach zu erkennen, daß ſie ihrer Seits die Hutung mit den Kühen auf den herrſchaftlichen Wieſen einſtellen wollte, wenn von Seiten der Gerichtsherrſchaft mit den Schafen auf ihren Wieſen ein Gleiches geſchähe. Und ob wohl das Gut ſchon lange Zeit verpachtet geweſen war; ſo wurde doch vom Kammerherrn, als einem einſichtsvollen Oekonomen, dieſer Antrag ſogleich genehmiget und darüber noch folgender unwiderruflicher Vergleich geſchloſſen, der zum Nutzen und zur Nachahmung für Andere mit ſeinen Dokumenten in dieſen Heften bekannt gemacht zu werden verdient.

„Nachdem zu Münchenbernsdorf die ſämmtlichen Wieſen nicht nur des Ritterguts, ſondern auch der Pfarre und der begüterten Einwohner allda mit

ihrem Rind- und Schafviehe im Frühjahr bis zu Altwalpurgis, oder bis den zwölften Mai ſeit undenklichen Jahren gemeinſchaftlich betrieben worden ſind, dieſe dem Graswuchſe ſo hinderliche Hutung aber nunmehro verkürzet, und zum Theil gar aufgehoben werden ſoll; Als ſind Endesunterſchriebene dießfalls über nachfolgende Punkte mit einander einig worden, und haben ſich von nun an und zu ewigen Zeiten unwiderruflich anheiſchig gemacht. Nämlich

1) Sollen alle und jede Wieſen in der Münchenbernsdorfer Flur ohne Ausnahme, welche ſonſt mit des Ritterguts, auch Pfarrers und der Kommun Rind- nnd Schafvieh bis zu Altwalpurgis oder bis zum zwölften Mai betrieben worden ſind, beſtändig von Neuwalpurgis oder dem erſten Mai an mit aller Hutung ohne Ausnahme verſchonet werden; womit auch bereits im vorigen Jahr der Anfang gemacht iſt, dergeſtalt, daß mit Ende des Monats April auch die Hutung auf den Wieſen ſich endigte. Und da

2) Des Ritterguts Rindvieh im ganzen Frühjahr auf keine einzige Wieſe getrieben wird, mithin auch die Wieſen des Pfarrers und der Kommun nicht betritt; ſo ſoll und will der Pfarrer und die Kommun ſich im ganzen Frühjahr der Hutung auf den ſämmtlichen Rittergutswieſen mit ihrem Rindviehe auch enthalten.

3) Jeder

Digitized by Google

3) Jeder Uebertretungsfall in Anſehung vorher befindlicher beider Punkte ſoll förderſamſt bei der Behörde zur Beſtrafung gerügt werden.

Hiermit ſind allerſeits Intereſſenten wohl zufrieden, und wollen dieſer Vereinigung jederzeit unverbrüchlich nachleben, haben auch zugleich für ſich, auch ihre Erben und Nachkommen, allen und jeden ihnen darwider zu ſtatten kommenden Ausflüchten und Rechtsbehelfen, ſolche mögen Namen haben, welche ſie wollen, tam in genere, quam in ſpecie, vornämlich aber des Miß- oder Nichtverſtandes, liſtiger Ueberredung, oder die Sache ſei anders verabredet, als niedergeſchrieben worden, ſammt der General-Regel, daß eine allgemeine Verzicht nicht gelte, wenn nicht eine jede insbeſondere vorhergegangen ſei, wohlwiſſend und wohlbedächtig entſaget.

Urkundlich und zu mehrerer Beglaubigung iſt dieſe Konvention von den geſammten Intereſſenten eigenhändig und resp. mit geführter Hand unterſchrieben, auch resp. mit meinem angebornen Petſchaft beſiegelt. So geſchehen zu Wittenberg und Münchenbernsdorf am 4. und 17. Febr. 1796.

* * *

Univerſität Wittenberg,
den 9. Febr. 1796.

Haben bei derſelben Ihro Hochwohlgeboren Herr Anton von Leubnitz, Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf Rakith und Münchenbernsdorf, kurfürſtl. Sächſ. Kammerherr und Kreishauptmann

mann im Kurkreiſe, ſich zu vorſtehendem Vergleich nach deſſen ganzem Inhalt bekannt, und ihre darunter befindliche Namens Unterſchrift für ihre Hand und das dabei gedruckte Siegel für ihr angebornes Petſchaft rekognoſciret; daher hierüber gegenwärtige Regiſtratur von mir gefertiget und ſolche mit dem kleinern akademiſchen Siegel korrobriret worden. So nachrichtlich ꝛc.

Johann Georg Friedrich Lechel,
Academiae Proton.“

Dieſer getroffene Vergleich wurde alsdann zur höchſten Genehmigung an die kurfürſtl. Sächſ. Regierung eingeſendet, worauf nachfolgende Konfirmation erging:

„Wir Friedrich Auguſt von Gottes Gnaden Kurfürſt zu Sachſen ꝛc. thun hiermit kund und zu wiſſen, daß wir auf Unſerer lieben Getreuen, der Leubnitziſchen Gerichte zu Münchenbernsdorf erſtatteten anderweiten unterthänigſten Bericht vom 13. Juli a. c. die, von ihrer Gerichtsherrſchaft, dem Veſten Unſern Kammerherrn und Kreishauptmann des Kurkreiſes Anton von Leubnitz wegen Aufhebung der Koppelhutung, mit der ſämmtlichen Koppeltrifft berechtigten Gemeindemitgliedern zu Münchenbernsdorf errichteten Vergleich unterm dato den 4. und 7. Febr. in originali vorgetragen und davon vidimirte Abſchrift bei Unſerer Kanzlei behalten worden, beſtätiget haben; konfirmiren, ratificiren und beſtätigen auch denſelben, aus landesfürſtlicher

licher Macht und von Obrigkeitswegen, hiermit und in Kraft dieſes, und wollen, daß ſolchem in allen und jeden Punkten, Klauſuln, Inhalten und Meinungen nachgegangen und darwider nicht gethan, noch gehandelt werde; jedoch Uns, Unſern Erben und Nachkommen u. ſ. w. auch männiglich ohne Schaden. Zur Urkunde. Dresden den 10. November 1797."

Nachdem hierauf die Kommun um die 1788 ausgeſetzte Prämie bei Aufhebung der Koppelhutung gebührende Anſuchung gethan; ſo erfolgte darauf noch nachfolgendes gnädigſte Reſkript:

„Auf angehörten Bericht vom 31. Jan. dieſes Jahres haben wir der Gemeinde zu Münchenbernsdorf wegen des in Betreff der Frühjahrshutung auf den dortigen Wieſen getroffenen Vergleichs, ob wohl auf die in den Prämien-Avertiſſement vom Jahr 1788 dießfalls ausgeſetzte Prämie, da die hierzu beſtimmte Zeit abgelaufen iſt, kein Anſpruch gemacht werden kann, dennoch eine außerordentliche Gratifikation von 58 Rthlr. bewilliget. Unſer Begehren iſt daher, nebſt Remiſſion 1 Faſc. Akten, ihr wollet dieſe mit 29 Rthlr. in klingender Münze und 29 Rthlr. in Kaſſen-Billets hier beigehende Gratifikation an die Mitglieder beſagter Gemeinde nach Verhältniß der Anzahl des Rindviehes, mit welchen jedes Individuum vorhin die Hut exerciret, mittelſt einer darüber aufzunehmenden Regiſtratur, welche von ſämmtlichen Empfängern zu unterſchreiben iſt, aus-

aushändigen, und erſtere zur Kanzlei Unſerer Landesökonomie- Manufaktur- und Kommercien-Deputation förderſamſt einſenden. Daran geſchiehet unſer Wille und Meinung. Gegeben Dresden den 4. Juni 1798.“

Dieſe Prämie iſt alsdann nach dem Verhältniß der Kühe, die unter den Einwohnern vorhanden waren, wirklich vertheilet worden.

V.

Von Anbauung des Holzes an ſolchen Orten, wo der vielen Samenbäume ungeachtet keins wächſt.

Wenn in Wäldern und Hölzern an manchen Orten, ungeachtet der vielen herumſtehenden Samenbäume, kein neuer Anwuchs durch den Anflug aufkommt, ſondern die Gegend nach und nach ganz leer von Bäumen wird, ſo iſt es mit dergleichen Oertern bereits ſo weit gekommen, daß die Natur für ſich allein nicht mehr im Stande iſt zu wirken und etwas hervorzubringen; und es muß ihr durch Arbeit der Menſchen zu Hülfe gekommen werden. Der Boden iſt gemeiniglich ſo beraſet, daß kein Anflug von Samen, auch nicht einmal von den darauf ſtehenden Bäumen, als Eichen, Buchen u. dgl. in denſelben ein-

eindringen kann. Wenn ferner zu viel große Bäume auf dem Platze ſtehen, ſo verhindern ſie durch ihren Schatten, daß kein junges Unterholz aufkommen kann. In dieſem Falle muß man ſeine Zuflucht zum Beſäen oder Bepflanzen nehmen.

Ehe man aber zu einem dieſer Mittel ſchreitet, muß man unterſuchen, ob vielleicht ſo viel Wild an dem Orte vorhanden iſt, daß dadurch das junge zu ziehende Holz niedergehalten, und durch das Verbeißen zerſtört werden könne. Iſt dieſes der Fall, ſo muß man das Wild ſo viel als möglich zu vermindern ſuchen.

Ferner muß man dahin ſehen, daß ein ſolcher Ort 10 bis 12 Jahr von allem Vieh verſchont bleibe, oder wenn dieſes in Anſehung der Gerechtſame nicht füglich angeht, daß zum wenigſten jedes Mal ein Drittel von dieſem Orte auf ſo viele Jahre mit den Viehe verſchonet werde.

Sind obige Hinderniſſe beſeitiget, ſo iſt die Beſäung das wohlfeilſte, beſte und ſicherſte Mittel; und man verfährt damit auf folgende Weiſe.

Man ſehe vor allen Dingen dahin, daß auf einem Acker von 160 □ Ruthen nicht mehr als 12, höchſtens 15 Stück ſchon erwachſene geſunde Eichen und Buchen ſtehen bleiben; denn wenn mehrere darauf ſtehen; ſo verurſacht ihr Schatten, daß das Unterholz nicht fortkommen kann. Beſonders

muß

muß man keine Buchen mit zu großen Kronen oder Aeſten ſtehen laſſen; denn dieſe Art Bäume ſind es vorzüglich, welche einen weiten Umkreis unter ſich beſchatten und weder Thau noch Regen durchlaſſen. Es giebt Buchen, welche einen Raum von 12 bis 16 Ruthen im Umfange beſchatten, und wo keine junge Pflanze fortkommen kann.

Iſt nun der Platz auf dieſe Weiſe lichte gemacht, ſo werden 4 Fuß von einander gerade Linien gezogen, und eine viertel Elle in der Breite und Tiefe umgehackt, und in die lockere Erde der Same geſäet.

Es kommt nun darauf an, was man für Holz erzeugen will, und was für eine Art wegen des Grundes und Bodens ſich für den Ort am füglichſten ſchickt, und hiernach wird der Same ausgeſucht. Die beſte Saatzeit auf hoch gelegenen Plätzen iſt im Herbſt; auf tief gelegenen oder ſeichten Plätzen im Frühjahr: Vor allen Dingen verlangt die Eiche einen ſehr guten Boden, ausgenommen die Steineiche, deren Wachsthum dagegen auch ſehr ſparſam iſt.

VI. Der

VI.

Der beſte Honig.

Wir ſchneiden aus unſern Bienenſtöcken dreierlei Art Honig: braunen, weißen und zuckerigten.

1) Der zuckerigte hat von Alter und Kälte dieſe Beſchaffenheit bekommen. Wir treffen ihn gemeiniglich da in, den Stöcken an, wo wir entweder ſeit mehrern Jahren mit dem Schnitt nicht hinkamen, oder wo er, entfernt von dem Winterlager der Bienen, von der Kälte erreicht wurde. Durchs Feuer kann er wieder aufgelöſet und zu ſeiner vorigen Flüſſigkeit gebracht werden. Dieß muß dann vorzüglich geſchehen, wenn wir ihn zum Bienenfutter gebrauchen wollen, ſonſt laſſen die Bienen — beſonders bei kaltem Wetter — die harten Zuckerkörner zurück.

2) Der weiße iſt entweder friſch eingetragener junger Honig, oder er befindet ſich an einem ſolchen Orte im Stocke, wo nur eine temperirte Wärme war, wo er ſo wenig durch die Brut der Bienen braun, als durch Kälte zuckerigt wurde.

3) Der braune iſt vom Alter und durch das Bebrüten der Bienen braun, und durch ununterbrochene

brochene Wärme flüſſig erhalten worden. Wie er denn eben dieſe Eigenſchaft bekommt, wenn er von der Hitze des Feuers bis zum Kochen gebracht wird.

Welcher iſt nun wohl von dieſen 3 Arten der beſte? — Sollte man dieſe Frage darnach beantworten, welcher am mehreſten geſucht und am liebſten gekauft wird; ſo würde der größte Werth auf den weißen fallen. Denn dieſer wird faſt allgemein den beiden erſtern vorgezogen. Ich weiß aber nicht, ob man ſich hierin nicht irren mag. Wahr iſt es, der weiße hat ein reinlicheres und eßluſtigeres Anſehn, als der übrige; aber dieß iſt auch vielleicht ſein ganzer Vorzug. Sein Geſchmack iſt lange ſo gut nicht als der des braunen. Er iſt faſt noch roher Blumenſaft, dem man's noch abſchmecken kann, von welcher Blumenart er eingeſammelt wurde, und hat die Süſſigkeit des braunen nicht. So allgemein geſund iſt er auch nicht, wiewohl man dieß ganz vorzüglich von ihm glauben will. Er treibt das Geblüt zu ſehr, und Vollblütige haben ſich vor ihm zu hüten. Er verurſacht zuweilen Zahnſchmerzen, Gliederreißen, Verſtopfung ꝛc. *)

Nein,

*) Man verſtehe mich wohl. Es ſei fern von mir, zu behaupten, daß der junge Honig jedes Mal und bei Jedem, der ihn genießt, dieſe Wirkung hervorbringen ſollte. Nein, dieß geſchieht nur bei Einigen: bei Andern auch nur zu gewiſſen Zeiten und unter gewiſſen Umſtänden und körperlichen Diſpoſitionen.
St.

Digitized by Google

Nein, der braune Honig iſt der beſte. Dieſer iſt durch das Bebrüten der Bienen der eigentliche koncentrirte Honig mit einer recht ätzenden Süßigkeit geworden. Er iſt ſehr geſund, löſet den Schleim auf und führt ihn zuweilen durch einen gelinden Durchfall ab, ſtatt, daß jener durch ſein zu ſtarkes Treiben des Geblüts innerliche Hitze und Verſtopfung erzeugt. Ich für meine Perſon bewahre mir den Honig, den ich zuweilen oben aus den kleinen Ständern ſchneide, wenn ſo einer weiſellos geſchwärmt hat, ſorgfältig zu meinem Gebrauch auf. Dieſer ſcheint mir der allerbeſte unter allen Honigarten zu ſein.

Kurz, es iſt mit dem Blumenſaft, wie mit dem Rebenſaft: der alte iſt beſſer, als der junge.

Staudtmeiſter.

VII. Re-

VII.

Recenſion.

Bereitung, Aufbewahrung und Anwendung des Apfel- und Birnmoſtes. Eine Preisſchrift. Von Johann Georg Bothmann, Handelsgärtner zu Sönderborg. Aus dem Däniſchen, mit einigen Anmerkungen und einer ziemlich vollſtändigen Literatur über dieſen Gegenſtand verſehen vom Herausgeber. Mit einem Kupfer. Göttingen 1798. 50 S. 8. (5 Gr.)

Wenn der Verleger gegen den Ueberſetzer und den Herausgeber dieſes Schriftchens nicht mit einigen Thalern dankbar geweſen iſt, ſo werden ſie wenig Lohn von ihrer Arbeit haben. Wenigſtens wird es ihnen dasjenige Publikum, dem z. B. Chriſts Baumgärtner auf dem Dorfe bekannt iſt, ſchlechten Dank wiſſen, daß ſie eine urſprünglich für Dänemark geſchriebene Teutſche und ins Däniſche überſetzte Schrift in einer ſchlechten Ueberſetzung wieder auf Teutſchen Boden verpflanzten. Mag auch die Schrift von B., welche 1783 die erſte Silber-Medaille von der königl. Däniſchen Landhaushaltungsgeſellſchaft zu Kopenhagen bekam, manches Gute enthalten, ſo iſt ſie doch für unſere Zeiten, in welchen ſo viel Gutes über die beſſere Kultur und Benutzung des Obſtes geſagt

geſagt worden iſt, viel zu unvollſtändig, als daß man ſie Landleuten vor Andern empfehlen könnte. Dieſe finden das Nöthige über den Obſtwein in Beckers Noth- und Hülfsbüchlein, und wollen ſie mehr davon wiſſen, ſo giebt ihnen Chriſts Baumg. a. d. D. die beſte Auskunft. Sollte das Schriftchen ja für Teutſche Landleute zugerichtet werden, ſo mußte alles, was auf Dänemark Bezug hat, abgeändert, die Obſtarten nach den in Teutſchland bekannten Namen genannt, die in dem angehängten unvollſtändigen Verzeichniſſe angegebenen Schriften zweckmäßig benutzt, beſonders die in England, wo ſo viel Cider gemacht wird, gewöhnliche Verfahrungsart deutlich angegeben und, was die Hauptſache iſt, der ganze Vortrag verſtändlicher werden. Daß die Ueberſetzung ſchlecht iſt, davon zeugen mehrere Sprachfehler und unteutſche Stellen, wie S. 15: Alle Herbſt- und Winterobſtſorten, welche im Monat September von den Bäumen fallen, ſind alle ſchlecht — halbgewachſen — angekommen. S. 29: Die insWerkRichtung der Sache. S. 5: ihn dazu anrathen und aufmuntern u. a. m. Durch ſolche Schriften wird aber überhaupt oft mehr geſchadet, als genutzt; denn, wenn der Landmann ſie kauft und darin keine Befriedigung findet, ſondern immer wieder auf andere Bücher verwieſen wird, ſo wird er in ſeinem Vorurtheile gegen alle Bücher beſtärkt und von mancher Verbeſſerung abgehalten.

VIII. Gar-

Digitized by Google

VIII.

Garten- und officinelle Pflanzen, welche die Schafe freſſen, oder unberührt laſſen; *) aus dem Schwediſchen von J. G. L. Blumhof.

Um zu ſehen, welche Gewächſe die Schafe freſſen oder unangerührt ſtehen laſſen, ließ ich im Auguſt einige junge Schafe in einen von meinen Gärten bringen, wo ſie wenigſtens 14 Tage in völliger Freiheit blieben. Der Verſuch kam mir aber theuer zu ſtehen. Unten bei dieſem Garten iſt eine große Strecke, mit rothem und weißem Klee beſäet, und noch weiter unten ein ſchmaler gegrabener Kanal mit friſchem rinnenden Waſſer.

Anfangs hielten ſich dieſe Schafe unten auf dem Grasfelde auf, ohne daß man bemerkte, daß ſie von dem jungen Klee mehr fraßen, als von dem übrigen Graſe; nachher aber begaben ſie ſich, weil ſie völlige Freiheit hatten, zu allen Pflanzen und Kräutern, und verzehrten einige mit der größten Begierde, während ſie andere ganz unberührt ſtehen ließen.

Die, welche mit Begierde verzehrt wurden, waren: Blätter von Zuckererbſen, von Türkiſchen Bohnen

*) S. Ny Journal uti Hushållningen. 1795. S. 21 ff. Bl.

Bohnen und Cichorien, Kirſchen- und Pflaumenblätter. Ferner die Blätter von Paſtinaken, Peterſilien, rother Bete, Moorrüben, grünen Plümagekohl und Johannisblumen.

Auch fraßen ſie, obgleich nicht ſo begierig, die Blätter von Süßholz (Glyzyrrhiza glabra), Provinzroſen (Roſa centifolia), Garten-Nelken (Dianthus Caryophyllus), Sonnenblumen (Helianthus annuus), Melde (Atriplex hortenſis), Blaukohl, Blumenkohl, die Spitzen von Stachelbeerbüſchen, Pimpinelle (Bibernell) (Poterium ſanguiſorba), zarte Spitzen von Sammetroſen (Tagetes patula.)

Seltner fraßen ſie oder koſteten gleichſam nur die Blätter von Bartnelken, Syrenenholz, Lupinen (Lupinus albus), Zuckerwurzeln (Sium ſiſarum), Welſchen Bohnen, Wermuth, Endivien, Haberwurzeln, Skorzonerwurzeln und Spinat.

Unter den Gewächſen, die ſie nicht anrührten, waren: Betonica officinalis (gemeine Betonie), Lamium album (weiße Taubneſſel), und purpureum (rothe Taubneſſel), Glecoma hederacea (gemeine Gundelrebe), Aſarum Europaeum (Europäiſche Haſelwurz), Veratrum album (weißes Nießkraut) Lavendel, Juniperus Sabina (Sadebaum), Stabwurz, Rheinfarrn (Tanacetum vulgare) Verbascum Thapſus (Färber-Wollkraut), weißen Kohl, Salvei, Krauſemünze (Mentha Criſpa) und Waſſermünze (Mentha aquatica), Katzen-

nepte (Nepeta cataria), Iſop (Hyſſopus officinalis), Gartenſaturei, Satureja hortenſis), Herbſt-Adonis (Adonis Autumnalis), Rettige, Rüben, Spargel, Löffelkraut (Cochlearia officinalis) und Meerrettig (Cochlearia Armoracia), Ackertäſchelkraut (Thlaspi arvenſe) und Burſa paſtoris, Tropeolum Majus (große Kapuziner-Blume), Thimian, Majoran, Rumex patientia (Gartenampfer), Oenothera biennis (zweijährige Nachtkerze), Daphne Mezereum (gemeiner Kellerhals), Polygonum Biſtorta (Schlangenknöterig), Rheum Rhaponticum (Rhopantik), Spaniſcher Sauerampfer, Körbel, Kartoffeln (Solanum tuberoſum,) Steigender Nachtſchatten (Solanum Dulcamara), Johannisbeere (Ribes rubrum und nigrum), Himbeeren, alle Laubarten, Kohlrüben, Jasmin (Jasminum officinale), Liguſtrum vulgare (gemeine Rheinweide), Helianthus tuberoſus (Erdäpfel) wurden dann und wann gekoſtet; Achillea Ptarmica und Millefolium niemals; Matricaria Chamomilla noch weniger, ſo wie auch folgende: Iris von allen Sorten, Papaver ſomnifera, Lathyrus odorat. Bothrys oder Chenopodium Ambroſioides.

Von Viola odorata, Cyanus ſegetes, Reſeda odorata, Koriander, Senf, Weinraute, Dille, Brombeeren, Haſeln, Ulmen, Eichen, wilde oder Roßkaſtanien, Gichtbeeren, Linden, Digitalis purpurea, Aquilegia, Althea, Saponaria, Kümmel,

Flieder,

Flieder, Alſine media; Hopfen, Blätter von Kürbis und Gurken, Conium maculatum, Cerinte major, Paeonia officinalis, Angelica Archangelica, von Calendula officinalis und Cynogloſſum officinale biſſen ſie einige Mal die jungen Schößlinge an. Dagegen rührten ſie niemals an: Dens Leonis, Eryſimum barbarea, Lepidium ſativum, Alchemilla vulgaris, wilde Peterſilie (Aethuſa Cynapium.)

Es könnte wohl ſein, daß die Schafe unter der Menge von Gewächſen, worunter ſie zu wählen hatten, jetzt einige von denen verwarfen, welche ſie ſonſt freſſen. Nach Birkenlaube fragten ſie eben nicht viel, obgleich ſie an einigen jungen Birken aufſtiegen; aber das Laub mit den jungen Zweigen von Pflaumen fraßen ſie begierig; auch als ſie zuerſt alle Blätter von Cicorium Intibus auf mehrern Beeten verzehrt hatten, ſo ging es an Peterſilien- und Moorrübenblätter, auch rothe Bete. Die Blätter von Erdbeeren (Fragaria hortenſis) berührten ſie nie. Unter aller dieſer Wahl von Gewächſen gediehen ſie ſehr wohl, blieben munter, rein, ſahen äußerlich ſchön aus, wurden aber nicht fetter, und ich merkte nachher, daß die trocknen Heideſtrecken mit dem feinen Graſe ihnen vortheilhafter waren.

Halmſtad den 30. Oktbr. 1794.

E. Seſſt röm.

Anmerkung.

Verſchiedenes in der vorſtehenden Abhandlung widerſpricht zwar dem, was Linnée in ſeinen Pan Suecicus, Upſ. 1749. gefunden, als: daß Herr Seffström niemals wahrgenommen, daß die Schafe Achillea Ptarmica und Millefolium, Matricaria Chamomilla, Brombeeren, Ulmen, Eſchen, Linden, Alchemilla vulgaris etc. freſſen, nebſt noch einigen andern, von welchen Linnée fand, daß ſie damit vorlieb nehmen: allein der Erfahrung widerſpricht man nicht gern. Es dürfte doch viel darauf ankommen, wie dieſe Verſuche angeſtellt werden. Die Eßluſt eines Thiers ſo wie eines Menſchen iſt nicht immer gleich; oft wird eins gewählt und das andere verworfen, bloß aus einer Art Kaprice. Derſelbe Verſuch muß daher mehrere Male wiederholt werden, und beſonders muß das Thier dabei etwas hungrig ſein und ihm dann mehrere Arten Kräuter vorgelegt werden. Geht es in der Weide, dann wählt es gewiß zwiſchen den wohlſchmeckendſten, und verſchmäht andere, beſonders wenn es auf einer gewohnten Stelle weidet; auf ungewohnten Stellen hingegen hat man wahrgenommen, daß das Vieh auch ſolche verzehrt, welche giftig und ihm ſchädlich ſind, denen es, wenn es an die Stelle gewohnt iſt, beſtändig auszuweichen weiß.

Herr Seffströms letzte Bemerkung beſtätigt auch die lange erkannte Wahrheit, daß den Schafen

das feine Gras auf dürren Höhen weit beſſer bekomme, als wenn ſie unter mehreren Arten Gewächſen wählen können und in fetter Weide gehen.

Stockholm den 29. Nov. 1794.

A. J. Hagström.

IX.

Ueber den Weinbau, vorzüglich in Teutſchland.

Teutſchlands Bewohner waren ehedem, ſo wie die des ganzen Europa, mit Thierfellen bekleidet, und weideten ſorgenlos ihre Herden in den dicken Wäldern. Nahrung und Kleider lieferten ihnen ihre Herden, und ſauers Holzobſt war ihre Erfriſchung. Kaum war aber Rom die Beherrſcherin der Welt geworden, ſo brachten die Römiſchen Feldherrn aus den fruchtreichen Waldungen der Griechen und Aſiater, oder der Afrikaner eine Menge neuer Gewächſe und Früchte im Gefolge ihrer Siegeszeichen mit nach Rom. Auch die Kreuzfahrer brachten verſchiedene Zweige und Gewächſe aus Aſien und Egypten mit.

Unter dieſen Aſiatiſchen Gewächſen kam auch der Weinſtock aus den gebirgigen Gegenden Aſſyriens

nach Europa. Matthias Corvinus verpflanzte im 4. Jahrhunderte die edlern Gattungen des Weins von Syrmien nach Ungarn; und von da kam er endlich nach Teutſchland. Denn der Römer, der Gallier, und ſelbſt der wilde Unger, ergötzten ſich ſchon lange bei dem Weine, ehe der etwas bedächtige und langſame Teutſche den Werth deſſelben kennen lernte. Erſt zu den Zeiten des Kaiſers Probus wurden die erſten Weinreben am Rheine und an der Moſel gepflanzt.

Europa war ehedem ein einziger zuſammenhängender Wald, den bloß hier und da einige hohe Wieſen und niedrige Moräſte unterbrachen; man wird daher leicht einſehen, daß mehr als die bloße Wirkſamkeit der Natur dazu gehörte, um es in den blühenden Garten umzuſchaffen, der jetzt die Stelle der ehemaligen Wälder einnimmt. Es würde ohne Zweifel die jetzige Kultur noch weit ſpäter, oder gar nicht haben Statt finden können, wenn ſich nicht mit den Kräften der Natur die Hände der Menſchen vereiniget hätten. Die mit der Volksmenge ſteigende Summe von Bedürfniſſen machte die Hände der Menſchen, in Abſicht auf mehrere und verfeinerte Kultur, immer geſchäftiger und die Pflanzung ausländiſcher Gewächſe immer ausgebreiteter.

Unter letztere gehörte auch der Weinſtock, welcher nun faſt in allen Gegenden Teutſchlands gebaut wird, obgleich in einer immer beſſer als in der andern.

Ja

Ja der Weinbau macht in vielen Gegenden Teutſchlands einen Haupttheil der Oekonomie aus, vorzüglich in den bergigen Gegenden, wo man ſehr wenig Zeit auf die Erbauung des Getreides verwendet, oder vermöge des Bodens nicht darauf verwenden kann.

Der Weinſtock iſt ein kriechendes Staudengewächs, das ſich ohne Hülfe nicht aufrecht erhalten kann, das wegen ſeiner löcherigen und markigen Subſtanz ſehr weichlich iſt, und wenig Kälte verträgt, einen ſehr lockeren Boden erfordert, und zur Zeitigung ſeiner Trauben viel Sonne und Wärme verlangt. Daher, und weil er, wie ſchon gemeldet, aus den wärmern Aſſyrien zu uns gekommen, erfordert er eine beſondere Wartung, wenn er unter einem kältern Himmel gedeihen, und einen trinkbaren Wein geben ſoll; es folgt hieraus, daß der Weinſtock nicht in allen Himmelsſtrichen fortkommt, denn über den 50. Grad der Breite gedeihet er nicht, und auch in wärmern Ländern erfordert er einen gebirgigen Boden, welcher aus ſanften, von weiten Thälern durchſchnittenen Bergen beſteht, ſo daß die Berge einander nicht beſchatten, und den ganzen Tag über der Sonne ausgeſetzt ſind. Daher die mittägige Lage für dieſelben die vortheilhafteſte iſt.

Es giebt ſehr vielerlei Arten von Weinſtöcken und Trauben, und faſt jede Gegend hat ihre eigene Art. Der vornehmſte Unterſchied beſteht in der

Farbe

Farbe der Trauben, welche entweder weiß d. h. grünlich, oder roth iſt, worunter auch die blauen und ſchwarzen gehören. Jede Gattung hat wieder eine Menge Unterarten, die oft ſehr ſonderbare Namen haben, oft aber auch, wie die Obſtbäume, in jeder Gegend anders heißen. Folgendes Bezeichniß enthält diejenigen verſchiedenen Sorten, welche in Teutſchland wachſen:

Unter den weißen gehört:

Der Gutedel,
Der Schönfeiler,
Der Grünfränkiſche,
Der blanke,
Der Lampiſche,
Der Elblinger oder Elbiſche,
Der Heimiſche,
Der weiße Muskateller,
Der weiße Tranimer oder Gänſefuß.

Unter den rothen gehört:

Der Rüßling,
Der ſchwarze Muskateller,
Der kleberrothe oder kleinbraune,
Der große blaurothe Veltliner,
Der Schwarzwälſche,
Der Großwiener und Kleinwiener,
Der kurzrothe,
Der hartrothe,
Der ziegelrothe,

Der

Der zottelrothe,
Der ſchleerothe,
Der feldrothe,
Der Hungerling.

Dieſe ſämmtlichen Arten werden nicht allein auf Bergen gezogen, ſondern auch verſchiedene davon in Gärten gebaut, wo er hauptſächlich zu Gängen und Lauben gebraucht als auch an Spalieren gezogen wird.

Die Fortpflanzung des Weinſtocks geſchieht theils durch Senken oder Abſenken, wenn man Reben von einem alten Stocke neben demſelben in die Erde ſenkt oder gräbt, bis ſie Wurzeln ſchlagen; theils durch Abzüge, eine von der vorigen nur darin verſchiedene Art, daß der Rebe nicht ſo tief in die Erde kommt; theils durch Schnittlinge, Schnitt- oder Knotholz, da man junge Reben abſchneidet, und tief in die Erde legt, wo ſie Wurzeln treiben. Das Pfropfen iſt bei dem Weinſtocke faſt gar nicht üblich, und die Fortpflanzung durch den Samen oder die Kerne der Trauben iſt wohl möglich aber nicht nützlich.

Die gewöhnlichſten Arbeiten, welche der Weinſtock erwartet, ſind:

Das Aufziehen oder Ausſchütten, wenn er im Frühjahr von der Erde, mit welcher man ihn im Herbſte bedeckt hatte, befreiet und aufgerichtet wird, womit zugleich das Räumen verbunden iſt,

da

Digitized by Google

da die aufgeſcharrte Erde wieder herbei gezogen wird; doch iſt dieſes Auſſchütten nur in einigen Gegenden gewöhnlich.

Das Beſchneiden, wodurch er von dem überflüſſigen Holze befreiet wird. Dieſe Arbeit erfordert eine vorzügliche Geſchicklichkeit.

Die Steckung der Pfähle, worauf die erſte Hefte folgt, dann die zweite und eigentliche Pfahlſteckung, womit das Binden verknüpft iſt.

Die zweite Heftung, auf welche dann Das Hacken oder Krauten, eines der Hauptgeſchäfte, folgt, wodurch der Boden aufgelockert, und von dem Unkraute befreit wird, und welches den Sommer über verſchiedene Mal geſchehen muß. Hierauf wird der Weinſtock vor dem Blühen zum dritten und nach der Blüthe zum letzten Male geheitet.

Das Verhauen oder Abküpfeln zu Ende des Auguſts, wodurch die überflüſſigen Reben, welche über den Pfahl hinauf wachſen, abgeſchnitten werden. Hierauf folgt endlich, wenn die Trauben reif ſind, die Weinleſe und die Kelterung der Trauben; nach welcher Arbeit die Pfähle ausgezogen und die Weinſtöcke gedeckt werden; d. h. man beugt die Weinſtöcke in eine daneben gegrabene Grube, überdeckt ſie zur Sicherung vor dem Winterfroſt mit Erde; jedoch iſt dieß, wie oben angeführt, nur in einigen Gegenden gewöhnlich.

Daß

Daß der Moſt oder ausgepreßte Saft der Weintrauben in Gährung übergehen, oder brauſen muß, ehe er auf Fäſſer gelaſſen und nach einiger Zeit als Wein getrunken wird, iſt eine bekannte Sache, und braucht weiter keine Erwähnung.

Da Teutſchland in einem gemäßigten Himmelsſtriche liegt und in vielen, beſonders ſüdlichen Provinzen denjenigen Boden hat, welchen der Weinſtock verlangt; ſo iſt der Weinbau im Ganzen genommen einträglich, obgleich die Teutſchen Weine die Süßigkeit und Stärke nicht haben, wie die aus wärmern Ländern. Indeſſen leidet der Teutſche Weinbau noch immer Verbeſſerungen und unſere Landweine werden in Zukunft noch immer veredelt werden, je mehr man ſich angelegen ſein läßt, die alten Vorurtheile zu beſiegen, und über den Bau deſſen gehörig nachzudenken.

Viele unſerer Landweine ſind ſauer, und mehr ſtatt Eſſig als Wein zu gebrauchen. Dieſe Säure rührt gewöhnlich daher, daß die Trauben nicht zu ihrer gehörigen Reife kommen, woran eines Theils der kalte Himmelsſtrich, zuweilen aber auch der naſſe Herbſt ſchuld iſt. Die Urſache, daß die Früchte überhaupt reifen, iſt die Hemmung der Bewegung des Nahrungsſaftes, welche derſelbe von der Sonnenhitze erhält, wodurch die Ausdünſtung der wäßrigen Theile verſtärkt wird, und die Frucht an die Gährung d. h. zur gehörigen Reife gebracht wird.

Nach dieſem Grunde kann man das Reifen der Weintrauben in etwas befördern, wenn man mit einem ſcharfen Gartenmeſſer in die Stiele der Früchte einen kleinen Einſchnitt macht. Man thut es zu Anfang des Septembers, oder überhaupt zu der Zeit, wenn die Früchte völlig ausgewachſen ſind; nur muß man den Einſchnitt nicht über die Hälfte der Fruchtrebe oder des Stiels der Traube machen. Dieſe Schnitte hemmen den Zufluß des Saftes in die Traube; und die Sonne kann den in den noch harten Trauben vorräthigen Saft mit mehrerem Nachdruck und wirkſamerer Kraft kochen und verſüßen.

Wir wollen nun diejenigen Teutſchen Provinzen, in welchen Wein gebaut wird, mit Rückſicht auf die Beſchaffenheit des letztern, nach der Reihe folgen laſſen:

Schleſien und Mähren bauen wenig, und ſehr ſchlechten Wein, daher er auch nicht ausgeführt wird.

Böhmen erzeugt wegen ſeiner Berge vielen Wein; der beſte iſt der Prager, der Leutmeritzer, der Launaiſche im Satzer Kreiſe, der Außiger, der Chrudimer, der Zalesler, der Tſchernoſchecker, und beſonders der angenehme rothe Mellnicker im Buntzlauer Kreiſe.

Der Oeſtreichiſche Wein gehört unter die guten Weine Teutſchlands, ob er gleich wegen des vielen Weinſteines nicht der geſündeſte ſein ſoll.

Um

Um Kloſter Neuburg wird er in großer Menge gebaut.

Tyrol hat ſeinen beſten Weinwachs längs der Etſch, und der Tyroler Wein, beſonders der rothe, nähert ſich ſchon dem Italieniſchen, nur daß er ſich nicht lange hält. Der beſte iſt der Traminer, von den Dorfe Tramin an der Etſch, der Brixener, worunter der rothe der ſtärkſte und berühmteſte iſt, der Botzener und Tridenter. Die weißen Weine nach Görz und Grätz zu ſind ſehr dick von Subſtanz.

Die Schweiz baut guten Wein, der nicht ſo hitzig als der Oeſtreichiſche, und nicht ſo kältend als manche Rheinweine, angenehm von Geſchmack und leicht zu ertragen iſt. Allein er wird nicht in Menge gebaut, und hält ſich nicht lange. Die vorzüglichſten Weingegenden ſind die Kantons, Schafhauſen, Baſel, Zürich und Bern, das Walliſer-Land, und Graubünden, in welchem letztern Lande der Veltliner Wein der berühmteſte iſt, ſo wie das Pays de Vaux im Berniſchen den rothen coté rôtie hat.

Schwaben kann auf ſeinen Neckarwein ſtolz ſein. Er wächſt beſonders in Würtemberg und Baden häufig, und iſt geſund, leicht und wohlſchmeckend. Die vornehmſten Orte, wo er gebaut wird, ſind Offenthal, Baden, Brackenheim, Durlach, Eyburg, Gretzingen,

Heil-

Heilbronn, Marbach, Markdorf, Mersburg, Mindelsheim, das Neckarthal, das Remsthal, Pfaffenhofen, Stetten (deſſen ſchöner Wein, welcher blank und ſtark iſt, Brotwaſſer genannt wird), Sulzberg, Sellingen, Wangen, Weinsberg, das Zabergau, Stuttgard, welches in ſeinem Weichbilde über 2600 Morgen Weinberge hat, und in denſelben über 200,000 Eimer Wein bauet.

Franken giebt dem vorhergehenden Lande wenig nach, doch ſind ſeine Weine von verſchiedener Güte. Der vornehmſte iſt der Steinwein bei Würzburg, welcher am öſtlichen Ufer des Mains, auf dem Stein, einem Berge, der dem Biſchof, Domkapitel, Julienhoſpital und Magiſtrat zu Würzburg gehört, und in guten Jahren etwa 100 Fuder giebt, wächſet, daher auch nur wenig davon, und zwar ſehr theuer verkauft wird. Indeſſen werden jährlich viele hundert Fuder anderer Frankenweine unter dem Namen des Steinweins verkauft, beſonders der von Diſtelhauſen an der Tauber, und der Klingenberger, welche dem echten Steinweine am nächſten kommen. Der Werthheimer iſt bekannt. — Faſt der ganze weſtliche Theil von Franken bis ins Mainziſche bauet Wein in Menge.

Der Rheinwein iſt der vornehmſte, gleichſam der König unter den Teutſchen Weinen; ſein langſames Feuer und gelinde Säure gleichen dem bedächti-

dächtigen Ernſte des Teutſchen. Sein eigentliches Vaterland iſt das Rheingau oder Ringau, wie die Gegend am Rhein zwiſchen Mainz und Bacharach heißt, und wo die Orte Hochheim, Bacharach, Hambach, Pfeffersheim, Ridberg, Affenſtein, Wormsgau und Rüdersheim den vornehmſten Weinbau haben.

Nebſt dem Rheinweine iſt der leichte Moſler der gangbarſte, worunter auch diejenigen Weine mit gerechnet werden, welche im ehemaligen Lothringiſchen, Luxemburgiſchen und Lüttichſchen wachſen.

Die Oberſächſiſchen Weine, oder diejenigen, welche in Meißen, der Lauſitz und Thüringen gebauet werden, kommen den vorigen an Güte und Annehmlichkeit nicht gleich, werden daher auch wenig ausgeführt, ſondern mehrentheils im Lande ſelbſt getrunken. Der beſte wächſt um Meißen, der, wenn er gut behandelt worden und ein gewiſſes Alter erreicht hat, dem Rheinweine wenig nachgiebt. Nach demſelben folgt der Naumburger. Der ſaure Erfurter und der kratzende Jenaiſche nehmen als die ſchlechteſten den letzten Platz ein.

Die Mark Brandenburg erzeugt einen leichten angenehmen Wein, der aber nicht aus dem Lande geführt wird. Der Potsdamiſche, Werderiſche, Fahrländiſche und Scharmündiſche iſt beſſer als der Berliniſche und Frankfurtiſche.

In

In unſern Gärten werden ſehr oft noch verſchiedene ausländiſche Arten gezogen, welche aber Fleiß und Mühe verlangen, wenn ſie gehörig gedeihen ſollen. Ich glaube Manchem einen Dienſt zu leiſten, wenn ich noch das Bemerkenswerthe von einigen ausländiſchen Weinen hier mit anführe.

Der Champagner wird bei uns ſehr theuer verkauft, und dennoch iſt es ſehr glaublich, daß derſelbe noch nicht einmal echt iſt, da er ſchon an dem Orte, wo er wächſt, das Maß oder die Kanne 20 Gr. nach unſerm Gelde gerechnet, koſtet. Die Theuerung deſſelben läßt ſich auch ſehr leicht einſehen, denn obgleich 1) die Weinberge auf 15 Meilen lang ſind, ſo geben doch nur ſehr wenige Berge den rechten Wein. Die mehreſten gehören reichen Privat-Perſonen in Paris, die das meiſte für ſich brauchen; 2) muß er aus Bergen ſein, wo die Stöcke alle auf ein Mal geblühet, die Beeren auf ein Mal reif geworden, und gleich groß ſind. Das Leſen geſchieht mit äußerſter Vorſicht; daher mehrere Arbeiten und Koſten. 3) Die Beeren werden nicht gekeltert, ſondern nur der Saft, der beim erſten Zuziehn abläuft, genommen und ſogleich auf Bouteillen gezogen, wodurch viele zerſpringen: der Eigenthümer bringt folglich alle dieſe Koſten bei dem Verkauf mit in Anſchlag; ohne der Abgaben zu gedenken, welche er davon noch zu entrichten hat.

Der

Digitized by Google

Der beſte Madera-Wein kommt von den Trauben, die auf Befehl des Infanten Don Heinrich aus Kandia gebracht wurden. Er heißt Madera-Malvaſier, Madeira Malmſey. Es iſt ein ſehr köſtlicher Wein, fällt aber nur ſparſam und die Pipe *) koſtet auf der Stelle 240 bis 250 Rthlr. Die nächſte Sorte iſt ein Trockenbeerenwein, die Pipe zu 180 bis 190 Rthlr. Geringere Sorten für Oſt- Weſtindien und Nordamerika 160 bis 170 Rthlr. Es werden jährlich etwa 30,000 Pipen gewonnen, von den beſten Sorten 13,000 ausgeführt, der übrige wird konſumirt, auch Branntwein, der nach Braſilien geht, und Weineſſig daraus gemacht.

Der ſchönſte Kapwein von Spys Plantage zu Konſtantia kommt nicht nach Europa. Jährlich werden nur 30 Faß zu 432 Maß Engliſch eingeerntet. Die Stöcke ſtammen aus Schiras in Perſien her. Derjenige der bei uns unter dem Namen Konſtantia verkauft wird, wächſt in den andern nahe gelegenen Weinbergen.

Der Tropf-Wermuthwein kommt aus Peterwardein in Ungarn und wird daſelbſt folgender Maßen zubereitet. Man thut die allerbeſten Trauben unzerquetſcht in leinene Säcke, aus welchen der Saft von ſelbſt herauströpfelt, der ſodann

*) 5 Eimer oder 315 Leipziger Kannen. d. Verf.

ſodann mit gewürzhaften Kräutern und Wurzeln ein Mal aufgekocht wird. Die Sage von den Goldfäden an den Weintrauben in Ungarn rührt von dem ausgetretenen und an der Sonne am Stock, wie Harz zähe gewordenen Safte der Trauben her.

Der Wein, Lacryma Chriſti, ſoll ſeinen Namen daher bekommen haben, weil die Tropfen, nach erhaltener Reife, von ſelbſt aus den Beeren abfließen.

Der Tokayer Wein wächſt in der Zempliner Geſpannſchaft. Die köſtlichſte Sorte iſt unter dem Namen Eſſenz bekannt, der von den Trockenbeeren von ſelbſt abſinkt.

Ob nun wohl der Wein nicht allein für die Oekonomie und Handlung ein ſehr vortheilhafter Artikel, ſondern auch, mäßig getrunken, für die Geſundheit ſehr zuträglich iſt, ſo muß man ſich doch ſehr in Acht nehmen, daß man nicht ſtatt Wein ein langſam ſchleichendes Gift trinkt, denn ſo wohl einheimiſche als ausländiſche Weine ſind ſehr oft und mit ſehr ſchädlichen Sachen vermiſcht und angemacht; beſonders ſind junge und ſauere Weine die täglichen Gegenſtände der Gewinnſucht gewiſſenloſer Weinhändler. Am unſchädlichſten wären noch die Zuſätze von Zucker, Heidelbeeren, Holunderbeeren u. dgl.; allein die mineraliſchen Beimiſchungen (welches die gewöhnlichſten ſind) von Kalk oder andern verſchluckenden Erden, um dem Weine einen Theil ſeiner Säure zu benehmen, oder auch die Digerirung einer kleinen

Por-

Portion Weins mit Silberglätte, ſo wie der aufgelöſte Bleizucker, wovon jährlich einige 100 Pfund an die Weinhändler nach Frankreich und Spanien, aus Holland verſendet werden, ſind äußerſt gefährlich und die traurige Erfahrung beſtätigt es, daß von ſolchen vergiſteten Weinen, Magenkrämpfe, Verſtopfung, Kolik, Lähmungen, und Auszehrung hervorgebracht werden.

Ueberſchwefelter Wein, denn etwas Schwefeldampf erhält den Wein, erweckt Durſt, Hitze, trockene Zunge, Hautausſchläge, eine kupfrige Naſe, Kopfweh, Betäubung, Zittern der Glieder und Herzklopfen.

Von der Verfälſchung des Weines durch bleiiſche Zuſätze, verſichert man ſich durch folgende Probe. Man nimmt Auripigment 2 Loth, ungelöſchten Kalk 4 Loth, reibt beides wohl zu Pulver, kocht es eine halbe Stunde in 24 Loth Waſſer, oder läßt dieſe Species 24 Stunden in heißer Aſche digeriren, filtrirt die Auflöſung und behält ſie in einer Flaſche zum Gebrauch. Läßt man hiervon einige Tropfen in ein Glas des verdächtigen Weins fallen, ſo machen dieſe einen ſchwarzen oder braunen Niederſchlag, wenn der Wein mit Blei verfälſcht iſt. Doch zeigt ſich ebenfalls ein dunkler Niederſchlag in Weinen, die durch Zucker verſüßt ſind, im eingekochten Moſte, von Holunderſaft, oder auch bloß von der adſtringirenden Schärfe der eichenen Fäſſer. Daher iſt folgende Weinprobe dieſer noch vorzuziehen.

Man koche 2 Maß eines verdächtigen Weins gelinde bis zur Trockne ein, brenne die getrocknete Subſtanz in einem offenen Schmelztiegel zu Aſche, dieſe Aſche reducire man durch einen phlogiſtiſchen und ſalzigen Zuſatz, wofern darin Blei geweſen, zu Blei, und man verſichert ſich durch das Bleikorn, von dem bleiiſchen Inhalte des Weinfaſſes.

Ob ein Wein mit Waſſer verdünnt ſei, erkennt man daran, wenn man Wein auf ungelöſchten Kalk gießt, und ſich derſelbe löſcht; oder, wenn man Wein auf kochendes Baumöl gießt und dieſer Aufguß praſſelt.

X.

Noth- und Hülfs-Tafel zur Verhütung der Rindviehpeſt oder Viehſeuche. Entworfen vom Hofrath Fauſt, Doktor in Bückeburg. *)

Der Gerechte erbarmet ſich ſeines Viehes.
Sal. Spr. XII, 10.

I. Grundſätze.

1. Die wahre länderverheerende Viehſeuche, Löſerdürre, Uebergälle oder beſſer Rindviehpeſt (welche jedes

*) Dieſe Tafel iſt ſeit ihrer erſten Erſcheinung im J. 1797, in Bückeburg bereits fünf Mal aufgelegt und außer-

jedes Mal durch kranke Ochſen aus oder über Ungarn oder Pohlen nach Teutſchland, vorzüglich in Kriegszeiten, zuerſt gebracht wird) entſtehet in Teutſchland einzig und allein durch Anſteckung.

II. Dieſe anſteckende giftige Krankheit wird in Teutſchland durch Unvorſichtigkeit von einem Orte zum andern, von einem Lande zum andern, vorzüglich mittelſt des Viehhandels und der Rindviehmärkte weiter gebracht und verbreitet.

III. Wer zur Zeit der Rindviehpeſt kein Rindvieh kauft oder tauſcht; ſein Rindvieh in Obacht nimmt; es allein hält; keine fremden Menſchen dazu läßt; und dafür ſorgt, daß kein fremdes Rindvieh zu dem Seinigen, in ſeine Ställe, auf ſeine Weiden und zu den Herden komme; und ſo die Anſteckung verhütet: deſſen Rindvieh bleibt geſund.

IV. Jede

außerdem in Leipzig, Gotha, Stuttgard, Dresden, Ansbach, Lemgo, in der Schweiz, und auf Koſten des Verf. Franzöſiſch in Hamburg und Paris gedruckt worden. Auf öffentliche Koſten wurde ſie in Wirtemberg, Wirzburg, Bamberg, Ansbach, Bayreuth, Sachſen, Naſſau-Weilburg, Minden, Lippe und Schaumburg vertheilt. Um ſie, wo möglich dem Wunſche des Verf. gemäß, noch allgemeiner zu verbreiten, und dadurch etwas zur Verhinderung der ſchrecklichen Rindviehpeſt beizutragen, iſt die einzige Abſicht, warum man ſie auch in dieſe Hefte aufgenommen hat. d. Red.

IV. Jede Gemeinde, die zur Zeit der Peſt dafür ſorgt: daß die zwiſchen mehreren Gemeinden gemeinſchaftlichen Huten und Weiden zeitig getheilt und getrennt, und daß die Herden bewacht werden; daß kein fremdes Rindvieh in die Gemeinde und zu den Herden komme; daß ihr Rindvieh allein ſei; und daß jeder Gemeindsgenoſſe ſeine Pflichten erfülle: die erhält ſich frei von der Peſt.

V. In Kriegszeiten: man vertheile dieſe Noth- und Hülfs-Tafel! man wende auf die Rindviehherden aus Ungarn oder Pohlen, welche auf den Grenzen dieſer Länder Quarantaine halten ſollten, die größte Aufmerkſamkeit; man gebe ihnen Aufſeher durch das Land bei; man mache den Oertern, welche ſie paſſiren, es 24 Stunden vorher bekannt; man bereite ihnen Futter und Weiden, und Lagerſtätten außerhalb des Orts; man halte ſein und der Gemeinde Rindvieh auf das ſorgfältigſte entfernt von dieſen Herden und ihren Wegen, Tränken, Weiden und Lagerſtätten: den Miſt und das zurückgebliebene Futter dieſer Herden verſcharre man tief; und Niemand kaufe Ungariſches oder Pohlniſches Vieh.

VI. Zu Kriegsfuhren in Peſtzeiten nehme man, wo möglich Pferde; hat man aber Rindvieh genommen: ſo ſei man äußerſt vorſichtig! bringe

es

es in keine groſſe, mit vielem Vieh angefüllte, an Herſtraßen liegende verdächtige oder gar angeſteckte Ställe, in keine angeſteckte Oerter, und zu keinem kranken Rindviehe; gebe ihm kein verdächtiges oder zurückgelaſſenes Futter; warte und pflege ſeines Viehs! und kommt man wieder zurück, ſo ſondere man es 10 Tage lang von dem zu Hauſe gebliebenen und von den Herden genau und ſorgfältig ab.

II. Aeußerliche Kennzeichen der Rindviehpeſt.

Die Krankheit fängt mit einem ungewöhnlichen, kurzen, trocknen Huſten an.

Der ganze Körper des Thieres wird mehrere Male des Tages und einige Tage nach einander von einem Schauder und vom Zittern ergriffen; und die Hörner und Ohren ſind bald kalt, bald heiß.

Das Thier wird ſtiller, träger und ſchüchterner, als es ſonſt war.

Die Freßluſt wird geringer; und viele Thiere wollen nicht recht ſaufen.

Das Wiederkauen und Maullecken nimmt ab.

Die Kühe geben weniger Milch.

Das Thier wird traurig, läßt Kopf und Ohren hängen, ſchüttelt den Kopf, und knirſcht manchmal mit den Zähnen.

Die Haare werden rauh und borſten ſich in die Höhe.

Die

Die Augen haben ein eigenes, gleichſam gläſer-nes Anſehen.

Das Thier krümmt ſich oft, beſonders beim Stallen und Miſten.

Es ſtellt die Vorder- und Hinterfüße näher an einander; und die Hinterfüße ſtehen auf den Spitzen.

Das Thier iſt im Anfange der Krankheit ge-wöhnlich verſtopft; der Miſt iſt trocken.

Die Freßluſt und beſonders das Wiederkauen ver-lieren ſich ganz; das Verlangen nach kaltem Saufen nimmt zu.

Die Kühe hören nach und nach auf, Milch zu geben.

Am 2. oder 3. Tage, nach dem deutlichen Aus-bruche der Krankheit, fangen Augen, Naſe und Maul an zu fließen; der Ausfluß iſt zuerſt wäſſerig, er wird nachher dicker und endlich eiterartig, rotzig und ſtinkend.

Das Thier holt ſchwer Athem und ſtöhnt.

Die mehrſten Thiere bekommen den Durchfall, wobei dünner, aashaft ſtinkender Miſt abgeht. Die-ſer Durchfall iſt oft mit Zwang und Drängen ver-bunden; oft geht der Miſt auch unwillkührlich ab.

Einige Thiere bekommen keinen Durchfall, ſon-dern ſie bleiben verſtopft.

Gegen das Ende der Krankheit wird dem Thiere das Athemholen noch beſchwerlicher; der Athem wird ſtinkend; das Thier ächzt und ſtöhnt; wird ruhig — und ſtirbt.

Eini-

Einige andere Thiere ſind ſehr unruhig und wild, und ſie ſterben unter Schnauben, Stampfen, Zähneknirſchen und Zuckungen.

Merke: Alle die vorhergehenden Zufälle finden ſich nicht immer bei allen und jeden kranken Thieren, und nicht zu allen Zeiten ein.

Die mehrſten Thiere ſterben am dritten, vierten oder fünften Tage der ſichtbaren Krankheit; wenige erleben den ſiebenten Tag.

III. Innerliche Kennzeichen der Rindviehpeſt.

Wenn man die Thiere, die an der Peſt krank waren, öffnet, und die Magen unterſucht: ſo findet man den dritten Magen (den man Pſalter, Buch, Mannigfalt oder Löſer nennt) faſt immer ſehr angefüllt und hart.

Und ſchneidet man dieſen dritten Magen auf: ſo findet man das in demſelben und zwiſchen ſeinen vielen Blättern befindliche Futter (welches im natürlichen Zuſtande brei- oder mußartig iſt) meiſten Theils ſo verhärtet und ausgetrocknet, daß man es in Pulver zerreiben kann.

Und nimmt man das vertrocknete Futter aus dem Magen heraus: ſo löſet ſich gewöhnlich die innere Magenhaut mit ab; und man findet im Magen oft rothe und blaue, manchmal ſchwarze und brandige Stellen.

Der

Der vierte Magen und die dünnen Därme haben gewöhnlich rothe, blaue, ſchwarze Flecken; und die Gallenblaſe enthält ſehr viele Galle.

Merke: Die vorhergehenden Zeichen findet man nicht bei allen kranken Thieren, und nicht im Anfange und zu allen Zeiten der Krankheit.

Merke: Wenn die Peſt in der Nähe von 30 oder wenigeren Stunden Weges herrſcht; ſo muß jedes Stück Rindvieh, das an einer Krankheit ſtirbt, geöffnet und der Pſalter muß innerlich unterſucht werden.

Merke: Bei der Oeffnung todter Thiere müſſen die Magen nebſt den Därmen jedes Mal aus dem Leibe herausgenommen werden; weil man ſie ſonſt nicht recht unterſuchen kann.

Merke: Findet man zur Zeit und in der Nähe der Peſt bei einem geöffneten Thiere verhärtetes, trocknes Futter im Pſalter; ſo muß man annehmen: daß das Thier an der Peſt könne krank und anſteckend geweſen ſein.

IV. Tödtlichkeit der Rindviehpeſt.

Berechnungen über ganze Länder lehren: daß im Durchſchnitte, man brauche Arzneien oder nicht, von 4 kranken Stücken 3 Stück ſterben.

Viele hundert tauſend Stück Rindvieh ſind ſeit 1795 bis 1798 in Teutſchland von der alles verwüſtenden Peſt getödtet worden. Und

Teutſchland iſt wieder in Gefahr der Rindviehpeſt!

V. Na-

V. Natur und Eigenſchaften der Rindviehpeſt.

Die Rindviehpeſt iſt einzig und allein eine Krankheit des Rindviehs.

Sie iſt von jeder andern Krankheit des Rindviehs verſchieden.

Sie iſt im Sommer und Winter, bei trockner und naſſer Witterung, und in jedem Lande im Weſentlichen ſich immer gleich.

Sie ergreift und tödtet altes und junges, ſchwaches und ſtarkes Vieh.

Vieh- oder Rindviehſeuche, Löſerdürre, Uebergälle ſind falſche Namen; der rechte, deutliche und beſtimmte Name iſt Rindviehpeſt.

In Teutſchland entſteht die Rindviehpeſt nicht durch Witterung, Hitze, Kälte, Trockniß, Feuchtigkeit, Regen, Nebel, Thau, Fütterung, Weide, verſchlemmtes Gras, moderiges Heu, Tränkung, Wartung, Pflege, übertriebene Arbeit, Hunger und Noth: dadurch entſteht nicht die Peſt.

Die wahre, länderverheerende Rindviehpeſt, die jedes Mal, auch 1795, aus oder über Ungarn nach Pohlen kommt, entſteht in Teutſchland einzig und allein durch Anſteckung, durch Uebertragung des anſteckenden Peſtgifts von einem kranken zu einem geſunden Thiere.

VI. Anſteckung, und deren Eigenſchaften und Arten.

Das ganze an der Peſt kranke Thier und alle ſeine Theile (Hörner, Haut, Fleiſch, Fett, Blut, Milch, Eingeweide, Knochen und Klauen) ſind anſteckend.

Auch anſteckend, und zwar im höchſten Grade, ſind der Schleim, Rotz und Geifer, der aus Augen, Naſe und Maul fließt; und der Eiter, der aus Geſchwüren und Haarſeil-Oeffnungen kommt.

Auch der Athem und die Ausdünſtung durch die Haut ſtecken an.

Auch der Harn und vorzüglich der Miſt der kranken Thiere, letzterer ſelbſt bei einem Alter von einigen Monaten, ſind ſehr anſteckend.

Und auch todte Thiere, die gar nicht, oder nicht tief genug verſcharrt, oder die in Flüſſe, Graben oder Deiche geworfen worden ſind, ſtecken an.

Ob kranke Thiere ohne Berührung, durch die freie Luft in einer Entfernung von 20 und mehreren Schritten anſtecken: iſt nicht erwieſen.

Die Anſteckung, mittelſt der Berührung des Peſtgifts, geſchiehet:

1. Indem kranke Thiere zu und mit geſunden Thieren — auf Wegen, an Tränken oder Brunnen, in Ställen oder gar auf Weiden — in Gemeinſchaft und Berührung kommen und ihnen die Peſt bringen.

Merke: Dieß iſt der häufigſte und gefährlichſte Fall; ein einziges krankes Thier kann eine große

Weide

Weide vergiſten und eine ganze Herde anſtecken. Man muß daher die größte Sorge tragen, daß kein krankes, auch kein Ungariſches oder Pohlniſches Rindvieh unter eine Herde komme.

2. Indem geſunde Thiere zu und mit kranken, oder mit dem Peſtgifte, das dieſe zurück ließen, — auf Wegen, an Tränken, in Ställen oder auf Weiden — in Berührung kommen und die Peſt holen.

3. Indem Menſchen, Thiere und Sachen, an denen Peſtgift haftet, mit geſunden Thieren in Berührung kommen und die Peſt verſchleppen.

Verſchleppet wird das Peſtgift von einem Stalle zum andern, von einer Weide zur andern, von einem Orte zum andern:

1) Durch die Viehbeſitzer, welche ſich auf eine unvernünftige Art in den kranken Ställen verſammeln, theils um ihre Neugierde zu befriedigen, theils um die Wirkungen der gebrauchten Hausmittel und Arzneien zu erfahren, und welche von da das Gift an ihren Händen, in ihren Kleidern, an ihren Schuhen, dem geſunden Viehe unwiſſend mitbringen.

2) Durch Viehhändler, Kurſchmiede, Fleiſcher und Juden, welche aus angeſteckten Ortſchaften kommen und zu geſundem Viehe gehen.

3) Durch die um ſolche Zeit herum irrenden Pfuſcher und Quackſalber, die von dem kranken Viehe, dem ſie ihre Quackſalbereien eingaben, zu geſundem Viehe, um ihnen vielleicht ihre vorgeblichen

un-

Digitized by Google

unnützen Vorbeugungsmittel einzugeben, kommen und ihnen die Peſt bringen.

4) Durch Hirten, Viehtreiber, und beſonders durch Abdecker.

5) Durch Knechte und Mägde aus angeſteckten Oertern.

6) Durch Fuhrleute und Reiſende mit Wagen, Futter und Geſchirr.

7) Durch Bettler und Landſtreicher, die oft in Ställen übernachten.

8) Durch Pferde, Hunde und andere Thiere aus angeſteckten Oertern.

9) Mit rohen Häuten, Hörnern, Fleiſch, Talg und Klauen von Rindvieh, das die Peſt hatte. Auch durch Fuchsbälge. Und

10) mit Heu, Stroh, Häckſel, Futter, Wolle, Kleidungsſtücken, Lumpen, Wagen-Ackerbau- und Stall-Geräthſchaften aus angeſteckten Oertern — wird die Peſt, beſonders in Kriegszeiten, leicht verſchleppet.

Merke: Von der Zeit, daß ein Thier iſt angeſteckt worden, bis zu der Zeit, daß es ſichtbar krank wird, verſtreichen gewöhnlich 4, 6, 8 und mehrere Tage, während welcher es ganz geſund zu ſein ſcheint. Und

Merke: da man ein angeſtecktes Stück Rindvieh während jener 4, 6, 8 Tage leicht 20 bis 30 Stunden Weges treiben kann, ſo kann die Peſt leicht 20 bis 30 Stunden Weges weit unvermuthet gebracht werden.

VII. Un-

VII. Ungültigkeit der Rindviehpäſſe und Gefährlichkeit des Viehhandels und der Viehmärkte.

Merke: Wenn die Peſt herrſcht, ſo geſchehen ſehr viele Betrügereien im Rindviehhandel; und man kann nicht vorſichtig genug ſein.

Merke: In den Ländern, wo die Peſt herrſcht, und auch in den Ländern, denen die Peſt ſich auf 30 oder wenigere Stunden genähert hat; da ſind (weil man unmöglich wiſſen kann, ob ein Stück angeſteckt ſei oder nicht) alle und jede Päſſe über die Geſundheit des Rindviehs unſicher und ungültig: und man kann und muß keinem Paſſe trauen. Auch aus Oertern, die man geſund glaubt, kann angeſtecktes Vieh kommen.

Merke: Der freie Handel mit Rindvieh und beſonders die Rindviehmärkte in Ländern, denen die Peſt auf 30 Stunden nahe gekommen iſt, ſind für dieſe Länder äußerſt gefährlich. Und ſind in Ländern, denen die Peſt ſich auf 15 oder wenigere Stunden genähert hat, freier Viehhandel und Rindviehmärkte erlaubt, ſo kann dadurch die Peſt ſehr leicht weit und breit verbreitet werden.

VIII. Vorbeugungs- und Heilmittel der Peſt.

Durch Arzneien bewirken: daß Rindvieh, wenn es von Peſtgift berührt würde, weder angeſteckt, noch krank werden ſollte: das iſt unmöglich.

Mer-

Merke: Alle Vorbeugungsmittel ſind unnütz und, da ſie ſorglos machen, auch ſchädlich und verderblich. Und durch drei Kreuze, Zäuberei, Hexenbannerei, Segenſprechen und abergläubiſche Mittel die Anſteckung und die Peſt abhalten zu wollen: deſſen ſchämt ſich jeder vernünftige Mann.

Von der 1777, 1778 und 1779 im Mecklenburgiſchen herrſchenden Peſt ſagt ein glaubwürdiger Mann: „Kein Kraut, keine Wurzel, keine Pulver und keine Tränke aus den häuslichen und künſtlichen Apotheken ſind unverſucht geblieben; man hat ernſtliche und lächerliche, kluge und widerſinnige, abergläubiſche und vernünftige Mittel durch einander gebraucht und alles vergebens; ſo das Geld verſchwendet, und damit nur die traurige Gewißheit erkauft: daß man, wenn die Peſt ein Thier wirklich ergriffen hat, ſich auf gar kein Mittel verlaſſen könne.“

IX. Verhütung der Rindviehpeſt.

Merke: Wenn die Peſt ſich auf 30 (oder wenigere) Stunden genähert hat; ſo iſt Gefahr da! die Ein- und Durchführung von fremdem Rindviehe und von rohen Rindshäuten wird verboten; der Rindviehſtand des Landes wird aufgenommen; Rindviehverſicherungs-Anſtalten werden angeordnet; jedem Eigenthümer von Rindvieh wird eine Noth- und Hülfs-Tafel gegeben; die Oerter, wo die Peſt herrſcht, werden jede Woche öffentlich bekannt

bekannt gemacht: und Jedermann muß aufmerkſam und vorſichtig ſein; die genaueſte Aufſicht auf ſein Rindvieh und auf die Herden halten; krankes Rindvieh der Obrigkeit anzeigen; und einer muß den andern zur Vorſichtigkeit und zur Erfüllung ſeiner Pflichten ermahnen.

I. Wenn die Peſt ſich auf 30 bis 15 Stunden genähert hat.

A. Vorſichtigkeits-Maßregeln jedes Gemeindsgenoſſen.

1) Er kauft und tauſcht kein Rindvieh von Ungariſchen oder Pohlniſchen Herden, auf Viehmärkten, oder von Viehhändlern, Fleiſchern und Juden.

Krankes Rindvieh, oder Rindvieh aus angeſteckten Oertern kaufen, tauſchen oder herbergen, iſt Verbrechen.

2) Neu angekauftes Rindvieh aus andern Gemeinden zeigt er der Obrigkeit an, und ſtallt es, um zu ſehen, ob es auch wirklich geſund ſei, 10 Tage lang auf, ehe er es zu anderm Viehe und zu Herden bringt.

3) Fremdes Rindvieh läßt er nicht zu dem ſeinigen kommen, und nimmt es auch nicht in ſeine Ställe und Weiden auf.

B. Vorſichtigkeits-Maßregeln jeder Gemeinde.

4) Jede Gemeinde verfertiget genaue Liſten von ihrem Rindviehe; und alles ab- oder zukommende Vieh wird ab- oder zugeſchrieben.

5) Sie befiehlt den Hirten: die genaueſte Aufſicht auf die Herden zu halten; und krankes Rindvieh gleich abzuſondern und anzuzeigen.

6) Sie verbietet den Hirten: fremdes oder neu angekauftes Rindvieh, früher, als wenn es nach 10 tägigem Ausſtallen (Einſtellen in Ställe) iſt geſund befunden worden, zu den Herden kommen zu laſſen.

II. Wenn die Peſt auf 15 bis 5 Stunden nahe gekommen iſt.

A. Vorſichtigkeits-Maßregeln jedes Gemeindsgenoſſen.

7) Von Ungariſchen oder Pohlniſchen Herden, von Viehhändlern und auf Viehmärkten kauft er kein Rindvieh, am wenigſten für halben Preis. Merke: Wohlfeilheit macht verdächtig und muß jeden abſchrecken.

8) Wer aus einer benachbarten, unangeſteckten Gemeinde Rindvieh kaufen will, der erforſcht vorher: ob der Verkäufer das zu verkaufende Stück ſchon eine geraume Zeit beſeſſen habe, und ob demſelben und ſeiner Gemeinde kein Rindvieh verſtorben ſei.

9) Wer aus einer andern Gemeinde Rindvieh gekauft hat, der ſtellt das gekaufte Stück allein und genau vom übrigen abgeſondert, und er behält alle ſein Rindvieh 14 Tage lang auf dem Stalle.

10) Zu

10) Zu Herden, zu welchen mehrere Gemeinden oder einzeln liegende Höfe ihr Vieh treiben, läßt er ſein Rindvieh nicht gehen.

11) Rindvieh, das nicht zur Gemeinde gehört, und fremde Menſchen, beſonders Viehhändler, Vieh-Doktor, Kurſchmiede, Fleiſcher und Juden, läßt er nicht zu ſeinem Rindvieh, in ſeine Ställe und Weiden kommen.

12) Er geht ſehr ſparſam mit ſeinem Futter um, damit er ſein Rindvieh im Stalle füttern könne.

B. Vorſichtigkeits-Maßregeln jeder Gemeinde.

13) Jede Gemeinde bittet die Obrigkeit a) um Aufhebung der Viehmärkte, b) um Einſchränkung des Viehandels, und c) um Theilung der zwiſchen mehrern Gemeinden gemeinſchaftlichen Huten und Weiden.

14) Die Grenzen der Huten, Weiden, Triften, durch einen leeren Raum von den daran gelegenen getrennt, werden durch Strohwiſche bezeichnet.

15) Sie hält Liſten von allem zu einer Herde gehörigen Rindviehe.

16) Sie ſetzt verſtändige Männer, nicht Knaben, zu Hirten an; und gebietet ihnen: krankes Vieh von der Herde gleich abzuſondern.

17) Sie verbietet den Hirten: Vieh, das nicht auf der Liſte ſteht, und das Vieh derjenigen, der neues Vieh gekauft und der alle ſein Vieh nicht 14

Tage auf dem Stalle behalten hat, zu den Herden kommen zu laſſen.

18) Sie läßt an jedem Tage durch einen Gemeindsgenoſſen die Herden, Huten und Weiden beſichtigen und unterſuchen. Und

19) jede Gemeinde wacht, daß ihr Vieh abgeſondert und allein ſei.

III. Wenn die Peſt nur noch 5 oder wenigere Stunden entfernt iſt.

A. Vorſichtigkeits-Maßregeln jedes Gemeindsgenoſſen.

20) Jeder rechtſchaffene Genoſſe einer Gemeinde kauft und verkauft kein Rindvieh. (Kuhkälber zieht er zur Zucht auf.)

21 a) Iſt es möglich, ſo behält er alle ſein Rindvieh im Stalle. Und

21 b) hat er 8 oder mehrere Stücke; ſo theilt er ſie, wo möglich, in mehrere Ställe ab, und hält ſie beſtändig genau von einander abgeſondert.

22) Kann er unmöglich alle ſein Rindvieh aufſtallen; ſo ſucht er die Hälfte und vorzüglich die trächtigen Kühe im Stalle zu behalten.

23) Das ausgetriebene Vieh geht nur zu einer einzigen Herde.

24) Das ausgetriebene Vieh läßt er nicht zum aufgeſtallten kommen.

25) Er läßt ſein Rindvieh nicht einzeln oder heimlich hüten.

26 a) Frem-

26 a) Fremdes Rindvieh und andere Thiere, b) fremde Menſchen (beſonders Viehhändler, Schlächter, Vieh⸗Doktor und Juden), und c) Sachen, die leicht vergiftet ſein können (rohe Rindshäute, Heu, Futter, Stroh, Wolle, Lumpen aus andern Gemeinden), läßt er weder zu ſeinem Rindviehe, noch in ſein Haus, in ſeine Ställe und auf ſeine Weiden kommen.

27 a) Er läßt ſein Rindvieh und ſeine andern Thiere an keinen angeſteckten Ort und zu keinem kranken Vieh kommen oder gehen.

27 b) Er tränkt ſein Vieh im Stalle, nicht an gemeinen Brunnen.

28) Er und die Seinigen, und Knechte und Mägde gehen in keinen angeſteckten Ort oder Stall, und zu keinem kranken und andern Rindvieh.

29) Er hält die genaueſte Aufſicht auf ſein Rindvieh; und fängt ein Stück an zu huſten, und ſcheint es nicht recht munter zu ſein: ſo ſondert er es augenblicklich von dem geſunden Viehe ab, zeigt es gleich der Obrigkeit an, und behält alle ſein Rindvieh in dem Stalle.

30) Und einer hält den andern zur Erfüllung ſeiner Pflichten an.

B. Vorſichtigkeits⸗Maßregeln jeder Gemeinde.

31) Sie ermahnt zur größten Vorſichtigkeit und geht unter obrigkeitlicher Erlaubniß mit allen ihren Gemeindsgenoſſen den Vertrag ein: kein Rindvieh

(außer

(außer zur Noth unter ſich) zu kaufen und zu verkaufen; und

32) Rindvieh, das nicht zur Gemeinde gehört, und Sachen, die leicht vergiftet ſein können (als rohe Rindshäute, fremdes Rindfleiſch, Heu, Futter, Stroh, Wolle, Lumpen), nicht in und durch den Ort zu laſſen, und auch nicht in Ställe und Weiden aufzunehmen oder zu herbergen.

33) Sie hält die Liſten (Artikel 4 und 15) in der größten Ordnung.

34) Sie ermahnt zum Aufſtallen alles, oder des meiſten Rindviehes.

35) Sie läßt reiheherum einen Gemeindsgenoſſen den ganzen Tag Wache bei einer Herde halten, der mit dem Hirten darauf zu ſehen hat: daß kein fremdes oder unaufgeſchriebenes Vieh zur Herde komme; daß die Herde die bezeichneten Grenzen nicht überſchreite; und daß krankes oder huſtendes Vieh augenblicklich von der Herde abgeſondert werde.

36) Sie verbietet: mit einzelnen Stücken, oder heimlich zu hüten.

37) Sie verbietet: von dem Hofe, wo Rindvieh krank oder geſtorben iſt, Vieh aus oder zu den Herden und an Tränken zu treiben.

38) Und ſollte in einer benachbarten Gemeinde die Peſt ausgebrochen ſein: ſo verbietet ſie das Austreiben des Rindviehes und der Herden, und bewacht und ſperrt ihre Grenzen, und alle Wege und Stege.

X. Ver-

Digitized by Google

X. Verhůtung der Verbreitung der Rindviehpeſt.

Wenn in einer Gemeinde ein Stůck Rindvieh an der Peſt krank geworden iſt: ſo ſollte man, um die weitere Verbreitung der Peſt in der Gemeinde und im Lande zu verhůten, das Folgende thun.

39) Das nach der Ausſage des angeſtellten ſachkundigen Auſſehers an der Peſt kranke Thier wird an einem abgelegenen Orte getödtet, und (im Anfange der Peſt mit Haut und Haar) 8 Fuß tief verſcharrt. Und

40) auch das mit demſelben während ſeiner Krankheit in Gemeinſchaft geweſene Rindvieh, wenn es nicht mehr als 10 Stůck ſind, wird getödtet. (Es iſt wahrſcheinlich angeſteckt und würde doch an der Peſt ſterben.) Sind

41) es aber mehr als 10 Stůck: ſo werden ſie wohl nicht getödtet, ſondern im Haufen von 10 Stůcken vertheilt, und auf das genaueſte von allem andern Rindviehe in beſondere Ställe oder Weiden abgeſondert, und auf das ſorgfältigſte 20 Tage lang bewacht. Und bricht die Peſt unter einem Haufen aus, ſo wird der ganze Haufen (wie Art. 39) getödtet.

Merke: Das todtgeſchlagene Vieh wird taxirt und bezahlt werden. Und deßwegen wird jedes Land Rindviehverſicherungs-Anſtalten machen.

Merke: Die Abſicht des Todtſchlagens einiger kranken oder angeſteckten Thiere iſt: ſehr viele Thiere von der Peſt und dem Tode zu retten.

In Flandern wurden 552 peſtkranke Thiere getödtet, und 137229 blieben unangeſteckt und geſund. In Holland und Friesland tödtete man die erſten kranken Thiere nicht, und es ſtarben daſelbſt (zwiſchen 1769 und 1770) in einem Jahr 210249 Stück an der Peſt. Was war beſſer?

Merke: Das Todtſchlagen der erſten kranken Thiere iſt das beſte und ſicherſte Mittel, der anfangenden Rindviehpeſt ein Ende zu machen.

42) Niemand verkauft oder kauft Rindvieh. Beides iſt ſehr unrecht.

43) Die Grenzen der Gemeinde und alle Wege und Stege werden bewacht und geſperrt, damit kein Rindvieh aus der Gemeinde oder in und durch dieſelbe komme. Auch Häute und Fleiſch werden nicht heraus gelaſſen.

44) Alles Austreiben des Rindviehes zum Hüten, Tränken iſt verboten.

45) Jeder Gemeindsgenoſſe ſtallt ſein Rindvieh in unangeſteckte Ställe auf, und zwar ſo lange, bis man ſeit 40 Tagen nichts mehr von der Peſt weiß.

Vieh, welches Tag und Nacht (wie in Marſchländern) auf Privat-Weiden, die vollkommen von den nächſt gelegenen abgeſondert ſind, des Sommers weidet, das kann, wenn die Obrigkeit es erlaubt, auf dieſen Weiden bleiben.

46) Auf

46) Auf Ställe oder Weiden, auf denen krankes Vieh war und die anſteckend ſind, darf in den erſten 40 Tagen kein Rindvieh gebracht werden.

47) Der angeſteckte Stall, Krippen, Raufen, Tränkgeſchirre, und alle Geräthſchaften müſſen alle 40 Tage lang durchgelüſtet, oder der freien Luft ausgeſetzt, mit ſcharfer Lauge oft und vielmals gewaſchen und auf das vollkommenſte und ſorgfältigſte von allem Peſtgifte gereinigt werden; die Stricke werden verbrannt, die Ketten ausgeglüht; die Wände werden abgekratzt und mit Lehm und Kalk bekleibt und geweißt; und der Fußboden wird neu und rein gelegt, nachdem er 2 oder 3 Fuß tief iſt ausgegraben und das Ausgegrabene iſt verſcharret worden.

48) Heu, Futter, Stroh, die in oder über dem angeſteckten Stalle waren, müſſen verbrannt, und der Miſt des kranken Thiers, der nach mehreren Monaten noch anſtecken kann, darf nicht in die Miſtgrube gebracht, ſondern er muß 6 Fuß tief an einem abgelegenen Orte verſcharrt werden.

Merke: Die genaueſte Erfüllung dieſes und des vorhergehenden Artikels iſt nothwendig, damit die Peſt nicht wieder aufs neue ausbreche.

49) Menſchen, welche die Wartung kranker Thiere beſorgten, dürfen nicht zum geſunden Rindviehe kommen oder dazu gelaſſen werden.

50) Haus, Hof und Stall, wo das kranke Thier war, werden 20 Tage lang bewacht, und aller Aus- und Eingang iſt verboten.

Digitized by Google

XI.

Kurze Nachrichten.

a) Naturbegebenheiten.

Am 29. Mai wurde in Brescia ein ziemlich ſtarkes Erdbeben verſpürt. Ein junger Mann von 18 Jahren vorlor in dem Hauſe eines Buchdruckers, das zuſammen ſtürzte, ſein Leben, und viele andere Perſonen in der Nachbarſchaft wurden beſchädigt.

* * *

In Schweden haben die Nachtfröſte erſt in den letzten Tagen des Mais aufgehört, welche bis dahin die Vegetation ganz gehindert hatten. — Als die Ausfuhr des Getreides aus Rußland verboten wurde, koſtete in den Schwediſchen Provinzen die Tonne Roggen 40 Mark und die Tonne Haſer 30 Mark nach Hamburger Geld.

b) Geſetze und Verordnungen, die das ökonomiſche Publikum angehen.

Am 19. März wurde von fürſtl. Polizei-Direktion in Weimar das Zirkulare vom 5. März 1798 wegen der Raupen, durch eine Verordnung erneuert, auch bei 6 Rthlr. Strafe anbefohlen, alle Neſter und Geſpinnuſte dieſer Raupen, ſo wie die

Raupe

Raupe ſelbſt fleißig aufzuſuchen und an nicht gefähr⸗lichen Orten zu verbrennen, nicht minder allen Feld⸗geſchwornen und Gerichtsſchöppen aufgegeben, von 14 zu 14 Tagen die Gärten, Hölzer, Bäume ꝛc. aufs genaueſte zu viſitiren und den Erfolg ihrer Aufmerkſamkeit an die Behörde zu berichten.

* * *

Unterm 28. April erließ die fürſtl. Sächſiſche Polizei⸗Direktion in Weimar eine Bekanntma⸗chung, worin vor dem Gebrauche zinnerner Ge⸗fäße bei Zubereitung und Kochung des Punſches, ſo wie auch bei den Materialiſten vor der Aufbewah⸗rung des Baumöls in zinnernen Behältniſſen, als der Geſundheit ſchädlich, wohlmeinend gewarnet wird.

* * *

Zu Folge eines königl. Publikandums vom 3. Juni iſt den Einwohnern Berlins die Erhö⸗hung ihrer Häuſer auf 5 Etagen unterſagt worden, weil ſie in den meiſten Fällen zur Beläſti⸗gung der Nachbarn und zur Unzierde der Reſidenz gereichen, nicht weniger bei entſtehendem Feuer die Gefahr vergrößern.

* * *

Unterm 4. Juni unterſagte die fürſtl. Sächſ. Po⸗lizei⸗Direktion in Weimar alle Frucht und Getreide⸗Ausfuhr aus den fürſtl. Landen bei Konfiskation des Getreides und außerdem bei 50 Rthlr. Strafe. Den benachbarten fremdherriſchen Unter⸗

Unterthanen iſt dieſelbe jedoch noch vor der Hand gegen Päſſe zugeſtanden.

* * *

Ein Beſchluß des Franzöſiſchen Direktoriums vom 17. Prairial 7. (5. Juni 1799) befiehlt die Vollziehung des Geſetzes, vermöge deſſen in einer Entfernung von 5 Kilometres (ungefähr 1327 Ruthen Rheinl.) von den Grenzen der Republik keine Getreide und Mehl-Magazine ſein dürfen. Die Kommiſſare, die Municipal-Agenten der Gemeinden, und vorzüglich die in der Gegend des Rheins und der Schelde, ſollen gemeinſchaftlich mit den Zollbedienten und der Gendarmerie jede Ausfuhr von Getreide in die Fremde zu verhindern ſuchen.

* * *

Am 8. Juni wurde auf Befehl des königl. General-Direktoriums in Berlin bekannt gemacht, daß für die Zukunft Niemanden geſtattet werden ſoll, innerhalb der Ringmauern dieſer Reſidenz eine Cichorien-Darre anzulegen. Es müſſen auch, wenn mit den jetzigen Eigenthümern ſolcher Darren durch Abſterben oder Verkauf des Grundſtücks Veränderungen vorfallen, die Darren ſofort eingeriſſen werden.

* * *

Zu Folge einer Bekanntmachung der Kurmärk. Kriegs- und Domainen-Kammer in Berlin vom 27. Juni, iſt beſchloſſen worden, daß die Aus- und Durchfuhr des Weitzens zu Lande nach dem

Aus-

Digitized by Google

Auslande in der Altmark bei Strafe der Konfis-
kation, oder des Werths der Ladung, verboten
ſein ſoll.

---

c) Neue Entdeckung.

Der Franzöſiſche Bürger Bonnemain in Paris iſt auf ein neues Mittel gekommen, die Fortſchritte der Vegetation zu beſchleunigen: es iſt das Waſſer, als ein Leiter der Wärme. Dieſes wird in einer Pfanne heiß gemacht, und läuft in Röhren um die Beete herum. Man hat mit dieſem Verfahren im Garten der Pflanzen (jardin des plantes) bereits den Verſuch gemacht. Sehr alte und trockene Spargelwurzeln wurden in auf dieſe Weiſe erwärmte Erde gepflanzt; nach 3 Tagen kam der Spargel aus der Erde hervor und am 8. konnte man ihn ſtechen. Er wurde ſehr geſund, zart und wohlſchmeckend und in allen Stücken dem gleich gefunden, welcher in freier Luft und der ihm natürlichen Jahreszeit wächſt.

---

d) Vermiſchten Inhalts.

Der Behauptung im vorigen Hefte, S. 89, Z. 9 v. u. „Nach Elbing iſt nichts gegangen" hat man in einem Briefe aus Elbing vom 7. Juni widerſprochen, indem ſeit Eröffnung der Schiffahrt in dieſem Jahre 3126 Laſt von allen Arten Getreide

aus

aus dem ehemaligen Pohlen daſelbſt angekommen ſind und noch grössere Zufuhren erwartet werden. Auch waren von Elbing bereits wieder 3307 Laſt Getreide ausgeſchifft worden.

* * *

Joh. Friedr. Dorn in Dresden, der ſich ſeit mehrern Jahren mit dem Anbau des Ingwers beſchäftigte, hat nun das Publikum mit den glücklichen Reſultaten ſeiner Verſuche in einer kleinen Schrift: „Anleitung und Aufmunterung zum Ingberbau für den Bürger und Landmann, von ꝛc. Leipzig, 1799. 2 Bog. (2 Gr.)“ bekannt gemacht. Er handelt darin von den Kennzeichen der Wartung und Pflege, der Ueberwinterung dieſer für die Oekonomie und Medicin gleich wichtigen Pflanze, und von dem Gewinn, den ſie im Durchſchnitt gewährt.

* * *

Der Graf von Einſiedel hat auf ſeinen Gütern in Sachſen eine Zucker-Fabrik von Runkelrüben errichtet.

* * *

Der ehemalige Erbprinz von Oranien hat auf ſeinen im Preuß-Pohlen im Kammer-Departement von Poſen gelegenen Gütern gegen 600 Familien aus dem Naſſauiſchen, als Ackers-Handwerks- oder Arbeitsleute etablirt, wozu ihm der König vorläufig 50,000 Thaler angewieſen hat.

* * *

Die

Digitized by Google

Die Unterſuchungen über die Kuhpocken werden in England immer lebhafter. Die Phyſical Society des Guis-Hospital hat für dieſes Jahr den Urſprung, die Verſchiedenheit und alle die Kuhpocken betreffende Unterſuchungen zum Gegenſtande ihrer Preisaufgabe gemacht. In dem ſeit dem März dieſes Jahres erſcheinenden London medical Review and Magazine iſt eine ausführliche Nachricht des darüber Geleiſteten enthalten. Dr. Woodvilſe hat auch eine Schrift über dieſen Gegenſtand angekündigt. Auch der Entdecker Jenner wird nächſtens ſeine fortgeſetzten Verſuche dem Publikum mittheilen. — In London hat man vom Januar bis zum Juni 160 Perſonen die Kuhpocken eingeimpft. Die Krankheit beſtand nur in einem unbedeutenden Ausſchlag am Arme und dauerte nur wenig Tage. Man inokulirte ſie hierauf auf die gewöhnliche Art; ja man ließ mehrere ſogar in einem Bette mit ſchweren Blatter-Patienten ſchlafen, ohne daß ſie im mindeſten afficirt wurden.

Inhalt.

Inhalt.

I. Wie kann man auch ohne hinlänglichen Dünger ſeine Felder in gutem Stande erhalten. S. 97 ; 111
II. Von der Kultur der Runkelrüben. Von S. 111 ; 120
III. Ueber die Landwirthſchaft in Südpreußen. Von einem Südpreußiſchen Landwirth. 120 ; 129
IV. Von der Zurückſetzung der ſpäten Frühjahrshutung bis zum 1. Mai, in dem Voigtländiſchen Städtchen Münchenbernsdorf, unter dem Amtsbezirk Weida. 130 ; 136
V. Von Anbauung des Holzes an ſolchen Orten, wo der vielen Samenbäume ungeachtet keins wächſt. 136 ; 138
VI. Der beſte Honig. Von Staudtmeiſter. 139 ; 141
VII. Recenſion von: Bereitung, Aufbewahrung und Anwendung des Apfel ; und Birnmoſtes. Eine Preisſchrift. Von Johann Georg Bothmann ꝛc. 142 ; 143
VIII. Garten ; und officinelle Pflanzen, welche die Schafe freſſen, oder unberührt laſſen; Von E. Seſſtröm. 144 ; 149
IX. Ueber den Weinbau, vorzüglich in Teutſchland. 149 ; 164
X. Noth ; und Hülfs ; Tafel zur Verhütung der Rindviehpeſt oder Viehſeuche. 164 ; 185
XI. Kurze Nachrichten.
a) Naturbegebenheiten. 186
b) Geſetze und Verordnungen, die das ökonomiſche Publikum angehen. 186 ; 189
c) Neue Entdeckung. 189
d) Vermiſchten Inhalts. 189 ; 191

Digitized by Google

Oekonomiſche Hefte
für den
Stadt- und Landwirth.

September, 1799.

I.

Beſchreibung der Oekonomie der Horniſſen, in Vergleichung mit den Bienen.

Unter den fliegenden Inſekten, die am Hinterleibe mit Stacheln bewaffnet ſind, haben Bienen, Weſpen und Horniſſen die größte Aehnlichkeit in ihrer Oekonomie mit einander. Sie haben einerlei körperliche Geſtalt und können ihre Oekonomie nur in Geſellſchaft betreiben; einerlei Bauart von ſechseckigen Zellen in ihren Neſtern, obgleich von verſchiedener Materie; vom Frühjahre an iſt in jedem Neſte nur eine Mutter, die alle Eier zu der zahlreichen Nachkommenſchaft legt, welche bald erzeugt

Digitized by Google

wird; ſie haben einerlei Art, die aus den Eiern ausgeſchlüpften Maden in den Zellen zu ernähren, und ſolche zu bedeckeln, wenn ſie ſich in Nymphen verwandeln ſollen; endlich trifft man auch in jedem vollkommen gewordenen Weſpen- und Horniſſen-Neſte dreierlei Arten, wie in jedem vollkommenen Bienenſtocke, an: eine große Menge Arbeiter, eine ziemliche Anzahl Männchen ohne Stachel und zuletzt auch junge Weibchen. Ich habe daher jederzeit geglaubt, daß aus der freilich noch etwas dunkeln Naturgeſchichte der Weſpen und Horniſſen, manches in der ebenfalls noch dunkeln Bienenlehre aufgeklärt werden könne, wenn man die Oekonomie der erſtern in ihren Neſtern genauer beobachtete und unterſuchte.

Wie weit ich hierin ſchon vor etlichen Jahren mit den Weſpen gekommen bin, habe ich im 2. Theil der kritiſchen Geſchichte der Meinungen vom Geſchlecht der Bienen, §. 17, angeführt; welche Beobachtung und Unterſuchung aber bloß darauf abzweckte, um gewiß überzeugt zu werden, daß die Weſpen, wie die Bienen, vom Frühjahre an nur eine Mutter haben, die befruchtete Eier zur Erzeugung einer ſo großen Menge legt, ob ſie gleich lange Zeit kein Männchen bei ſich hat, weil dieſe erſt ſpät im Sommer erzeugt werden. Da aber die Weſpen ihr Neſt bald verſchließen und den Bau inwendig fortſetzen, ohne daß man weiter etwas bemerken kann, wenn man nicht das ganze

Digitized by Google

Neſt zerſtören will, ſo trachtete ich lange darnach, ein Horniſſen-Neſt in einem meiner Bienenkörbe heranzuziehen und es bis in den Herbſt zu erhalten, an welchem man immer die unterſte Tafel offen vor ſich ſtehen hat, weil dieſe ihr Neſt bis auf die nöthigen Ausgänge nicht eher verſchließen, als bis ſie ihren ganzen Bau von ſechs Waben zu Ende gebracht haben. Im vergangenen Sommer (1797) iſt es mir damit gelungen, und ich will nun dasjenige, was ich daran bemerkt habe, andern Naturforſchern zur weitern Unterſuchung hier mittheilen. Ich glaube, daß dadurch manches, was bisher noch dunkel geweſen iſt, ſo wohl an dieſen Inſekten, als an den Bienen helle werden kann. Man hat mich zwar auf die Hummeln, als den Bienen weit ähnlicher ſein ſollende Inſekten, verwieſen; allein ich kann dieſe Aehnlichkeit nicht finden. Die Hummeln haben weder in ihrer körperlichen Geſtalt die Aehnlichkeit mit den Bienen, die die Weſpen und Horniſſen haben; denn der Stachel der Hummeln richtet ſich aufwärts nach dem Rücken zu, da der der erſtern ſich unterwärts nach dem Bauche kehret: noch iſt an denſelben ein ſich in die Höhe krümmender Legekanal zu entdecken, wie an dieſen. Es hat auch die Erzeugung der Jungen keine Aehnlichkeit mit der Erzeugung der Bienen und Horniſſen in ihren Zellen, indem die Maden der Hummeln ſogleich mit einem kleinen Sack umgeben ſind, der ſich mit ihrem Wachsthum immer weiter ausdehnt und daher

nichts von ihrem Zunehmen wahrgenommen werden kann.

Ich hatte im Frühjahr auf 20 alte ledige Körbe zwiſchen meinen Stöcken in der Bienenhütte aufgeſtellet, und erwartete nun, daß ſie, wie es immer geſchieht, von Weſpen und Horniſſen beſetzt werden ſollten. In der Mitte des Aprils fand ich auch daß in 5 Körben Horniſſen, und in 4 Weſpen ihr Neſt zu bauen angefangen, und mit einigen Eiern und Maden belegt hatten. Da aber dieſe Inſekten, weil eine große Anzahl derſelben mehr ſchädlich als nützlich ſeyn würde, ſonderlich im Frühjahre viele Feinde haben müſſen, daß ſelten ein angefangenes Neſt zu einer ganzen Kolonie erwächſet; ſo geſchahe es auch hier: nach 14 Tagen waren alle angefangene Weſpen-Neſter wieder leer und die wenigen Maden darin erſtarben. Auch von den 5 Horniſſen-Neſtern war nur noch ein einziges übrig, welches fortgebauet wurde. Ueberhaupt waren in dieſem Jahre, wie auch von Andern bemerkt worden iſt, äußerſt wenige Horniſſen und Weſpen zu ſehen. Man darf alſo nicht denken, daß es eine leichte Sache ſei, ſich alle Jahre dergleichen Neſter zur Unterſuchung heranzuziehen.

Meine Abſicht dabei war beſonders, folgende drei Stücke genau zu unterſuchen: 1) Ob auch bei den Horniſſen, wie bei den Bienen und Weſpen, vom Frühjahr an nur eine Mutter wäre, von wel-

cher

cher die ganze Kolonie erzeugt würde. 2) Wenn die Männchen oder Drohnen zum Vorſchein kämen, und ob dieſelben, wie bei den Bienen, von den Arbeits-Horniſſen gleich in den Zellen an der Größe und hernach auch am Körperbau durch gewiſſe Merkmahle zu unterſcheiden wären. 3) Wenn die Erbrütung der jungen Mütter geſchähe und ob ſich dieſelben auch gleich in den Zellen, durch eine beſondere Größe und Geſtalt von allen übrigen auszeichneten.

Daß auch bei den Horniſſen nur ein einziges Weibchen vorhanden iſt, welches das Neſt zu bauen anfängt, und ſo bald darin nur drei Zellen halb fertig ſind, dieſelben ſogleich mit Eiern belegt, davon kann ſich Jeder leicht überzeugen, der nur geſchehen läßt, daß ſich ein ſolches Inſekt in einem ſeiner Bienenſtöcke anbauet. Er wird weder am ſpäteſten Abend, noch am früheſten Morgen mehrere als dieſe einzige Horniſſe im Neſte antreffen, bis nach drei Wochen einige Junge von der Brut zur Reiſe gekommen, die aber lange nicht ſo groß als die alte Mutter ſind. Dieſe einzige Horniſſenmutter hat im Anfange neben dem Eierlegen auch alle Arbeit auf ſich. Sie erbauet ſelbſt die erſten Wände zum Neſt und hernach die Zellen, worin ſie die Eier abſetzen kann. Sie ſetzt dieſen Bau nicht nur gegen 4 Wochen allein fort, ſondern muß auch die ausgeſchlüpften Maden mit Futter verſorgen, daher man ſie bei Tage immer nur wenige Minuten in

ihrem

ihrem Neſte antrifft, weil ſie beſtändig mit dem Herbeiholen der Materialien zum weitern Bau, und dem Futter für die jungen Maden zu thun hat. Dieſe haben auch die Mutter zu ihrer Erwärmung und Erhaltung im Neſte nicht nöthig, weil ſie ſich durch ihre beſtändige zirkelförmige Bewegung in den Zellen die nöthige Wärme, auch zur Ausbrütung der neben ihnen befindlichen Eier, ſelbſt verſchaffen. Da nun dieſe einzige Mutter im Anfange durch beſtändiges Ausfliegen über 4 Wochen lang alles allein thun muß, was zur Errichtung und Erhaltung einer Kolonie nöthig iſt; ſo iſt leicht einzuſehen, warum ſo viele dergleichen Neſter in dieſer Zeit wieder eingehen. Denn kommt die Mutter bei ihrem Ausfluge ums Leben und nicht wieder zurück, ſo muß die angeſetzte Brut verderben. Sie bringt den erſten Kuchen, der immer offen ſtehen bleibt, bis auf 60 Zellen, worin die erſt erbaueten in der Mitten nach vierzehn Tagen verſpündet werden. Hier kann man recht deutlich ſehen, worüber auch viel in den Bienenbüchern geſchrieben worden iſt, wie es eigentlich mit dem Verſpünden der Maden bei dieſen Inſekten zugehe, die bis zur Verwandlung in Nymphen herangewachſen ſind. Kehrt man den Korb bei Tage um, und nimmt ſolchen vor ſich ans Licht, ſo kann man deutlich ſehen, wie die Maden eben ſo, wie die Seidenwürmer, die feinſten Fäden aus ſich ſelbſt hervorbringen, und daraus über ſich eine gewölbte Decke formiren. Dieſes feine Geſpinſt iſt im Anfange

ſange durchſichtig, ſo daß man alle Fäden unterſcheiden kann, wird aber immer dichter. Den darauf folgenden Morgen findet man es mit einer ziemlich dicken und harten weißen Materie überzogen, welches nun erſt die völlige Verſpündung ausmacht, und unſtreitig von der Mutter aufgelegt worden iſt, ſo wie bei den Bienen dieſes Geſpinſt mit einer wachsartigen Materie überzogen wird. Beſtändig kann man Deckel von bloßem Geſpinſt und von der darüber gebrachten weißen Materie neben einander ſtehen ſehen. Durch öfteres Aufheben des Korbes und Nachſehen wird die Horniſſe, wie die Bienen, deſſen gewohnt und läßt ſich in der Folge deßwegen in ihrer Arbeit nicht ſtören; doch muß dabei alles ſtarke Rücken oder Auffallen des Korbes vermieden werden. Vom Stechen hat man nichts zu fürchten: denn wenn ſie auch endlich beim langen Beſehen aus dem Neſte herausgeht und abfliegt; ſo geht ihr Flug gerade in die freie Luft, und ſie macht niemals Miene, als ob ſie einem ins Geſicht fahren und ſtechen wolle. Man muß nur auch hier, wie bei den Bienen, alles Schlagen nach ihr vermeiden und ſie ruhig abfliegen laſſen. So kann man hernach, auch wenn ſchon viele Junge ausgebrütet worden ſind, und der Bau ſich ſehr fördert, das Neſt täglich beſehen. Denn auch dieſe werden es gewohnt, und ich bediene mich dazu niemals einer Kappe, ſondern thue es mit unverdecktem Geſichte.

Der

Der Bau der Kuchen iſt darin von den Tafeln der Bienen unterſchieden, daß ſie alle zirkelrund geformt ſind, und ſo erweitert werden, daß ſie 12 Zoll im Durchſchnitt enthalten. Sodann iſt noch der Unterſchied, daß nur die untere Seite des Kuchens mit Zellen beſetzt iſt, die perpendikulär daran hängen, anſtatt daß bei den Bienen jeder Kuchen auf beiden Seiten Zellen hat, und dieſe darin horizontal ſtehen. Uebrigens ſind die Zellen ſelbſt, wie bei den Bienen, ſechseckig aus einer dem Löſchpapier ähnlichen Materie gearbeitet, ſie ſind aber einander an Größe alle gleich und man findet weder weitere zu den Männchen, noch beſonders geformte zu den Weibchen oder jungen Müttern, wie bei den Bienen. Der Unterſchied von den drei verſchiedenen Arten beſteht bloß darin, daß die Männchen eine von den Zellen der Arbeiter etwas höhere und breitere Bedeckelung, die Weibchen aber eine noch höhere, wenigſtens von acht Linien, als die Männchen haben. Es ſcheinen zwar dieſe Zellen, wenn ſie neben den andern zugeſpündet ſtehen, oben mehr Weite zu haben, ſie ſind aber den andern, ſo lange es noch an der Bedeckelung fehlt, völlig gleich, nur daß die Made etwas höher herausſteht, wornach zuletzt die Bedeckelung geformt wird. Die Zellen der Weibchen ſtehen am äußerſten Rande des Kuchens, hier und da eine einzeln, die der Männchen darneben und mehr einwärts, oft auch etliche mitten unter den Arbeitern. Das Stückchen Kuchen

chen, das ich habe abzeichnen laſſen, ſo gut es nach der perpendikulären Lage hat geſchehen können, enthält alle drei Arten von Zellen, obgleich der Unterſchied in der mehr höhern Bedeckelung nicht völlig hat dargeſtellet werden können. In der Mitte ſind Zellen mit wenig erhöheter Bedeckelung von Arbeitshorniſſen, nach den Seiten größere von Männchen und endlich am Rande 4 der höchſten, die mit 1, 2, 3, 4, gezeichnet ſind.

An demjenigen Kuchen, womit der Bau angefangen worden iſt, wird ſo lange fortgebauet, bis er über die Hälfte des Umfangs gebracht iſt. Alsdann wird gerade in der Mitte deſſelben ein neuer angefangen, welches folgender Geſtalt geſchieht: Es wird Anfangs aus der Mitte des erſten Kuchens eine Säule herunter gezogen, an welcher ſoglejch drei Zellen angeſetzt und bald mit Eiern belegt werden. So wie ſich nun der neue Kuchen erweitert, ſo werden immer mehr Säulen zur Befeſtigung an den obern angebracht, ſo daß man am Ende, wenn beide die gehörige Größe haben, deren wohl zwanzig zählen kann. Nun wird an beiden Kuchen zugleich fortgebauet, bis der obere ſeinen beſtimmten Umfang erreicht hat. Während dieſes Baues, da der untere lange kleiner als der obere bleibt, kann man beim öftern ſanften Aufheben des Korbes die Eierlage der Mutter, das Wachsthum der Maden, und wie ſie ihre gewölbte Bedeckelung ausſpinnen,

deut-

deutlich ſehen. Wenn der zweite Kuchen etwas über die Hälfte erbauet iſt, wird der dritte angefangen und ſo fort bis zum ſechſten, wozu ſie erſt Anfangs Auguſts gelangen; und damit hat ihr Bau ein Ende. Der untere Kuchen bedeckt alle Mal zuletzt den obern völlig, ſo daß nichts mehr von ihm zu ſehen iſt. Darneben werden die Wände am Neſte immer ſo weit fortgeführt, als die völlig ausgebaueten Kuchen ſtehen. An den Seiten werden zu jedem Kuchen beſondere Eingänge angebracht und offen gelaſſen, damit die das Futter für die Brut herbeitragenden Horniſſen nicht von den untern Kuchen, woran gearbeitet wird, zu den obern in die Höhe ſteigen und die Arbeiter verhindern dürfen, ſondern gleich von der Seite zu der Brut gelangen können.

Das Eierlegen der Horniſſenmutter, das man beſonders früh Morgens an den nur angefangenen Waben bemerken kann, geſchieht nicht auf die Art, wie von der Bienenmutter. Dieſe ſteckt ihren ganzen Hinterleib in die bereits fertigen Zellen und ſetzt ihre Eier gleichſam ſitzend in denſelben ab. Die Horniſſenmutter beſetzt aber die Zellen ſogleich mit Eiern, wenn ſie kaum halb fertig ſind. Mit dem Oberleibe befindet ſie ſich daher bei dem Eierlegen am Rücken des Kuchens und beugt nur den Hinterleib in die halb fertige Zelle hinein, worein ein Ei kommen ſoll. So geht ſie rund um den Kuchen herum und belegt die wieder angefangenen neuen

Zellen

Zellen mit Eiern, die alsdann von den Arbeits-Hornissen nach dem zunehmenden Wachsthum der Maden immer mehr erhöhet werden, bis ſie anfangen ſich einzuſpinnen. Man kann ſich davon auf das gewiſſeſte durch den Augenſchein überzeugen, daß dieſes feine Geſpinſt, welches die Höhe und den Umfang der nun nöthigen Bedeckelung bezeichnet, von der Made ſelbſt verfertiget wird, indem man deutlich ſehen kann, wie unter den erſten gezogenen Fäden immer mehrere entſtehen, bis dieſes Geſpinſt ziemlich dichte, und alsdann des Nachts mit einem weißen Firniß überzogen wird, der einen ſo feſten und haltbaren Deckel macht, als wenn er von Pergamentpapiere wäre. So iſt es auch mit der Bedeckelung der Bienenmaden beſchaffen, nur daß man es an dieſen, wenn man auch einen Glasſtock hat, doch wegen der noch feinern Fäden nicht ſo deutlich, als an den Hornissen bemerken kann. Die Made macht ebenfalls erſt die Grundlage zu ihrer gewölbten Bedeckelung, die hernach von den alten Bienen mit dünnem Wachs überzogen werden.

In der Mitte des Maies war der erſte Kuchen etwas über die Hälfte fertig, und alle bedeckelte Zellen waren von einerlei Größe und Höhe; zu einem Beweis, daß aus denſelben nur Hornissen zur Arbeit erbrütet werden ſollten. Der ausgebrüteten und flugbaren Jungen mochten ungefähr 30 bis 40 ſein. Nun ward aber auch ſchon der Anfang zum

zwei=

zweiten Kuchen gemacht, und dieſer Bau wurde ſo ſchnell befördert, daß zu Anfange des Juni nicht nur der erſte Kuchen völlig ausgebauet, und bis an den äußerſten Rand voll bedeckelter Brut, aber immer von einerlei Höhe war, ſondern auch der andere den erſten beinahe bedeckte, und bereits an dem dritten gearbeitet wurde. Die Anzahl der Arbeiter nahm nun täglich zu, und zu Ende dieſes Monats ward ſchon der fünfte Kuchen angefangen. Unter dem Korbe auf dem Standbrete ſammelte ſich eine ſchwarze Jauche, unſtreitig von ihrem Auswurf, beſonders des Nachts in ſolcher Menge, daß des Morgens ſehr viel davon auf die Erde herabge-floſſen war.

Bis hierher war die junge Brut mehrentheils von Fliegen und andern Inſekten, die ſie herbeitru-gen, gefüttert worden. Wie denn die Horniſſen ſogar die Weſpen fangen, ſolche zerfleiſchen und zu ihrer und der Brut Fütterung gebrauchen. Gegen die Bienen hatten ſie ſich aber immer noch ruhig verhalten, ob ſie ſich gleich ſo ſtark vermehrt hatten. Sie ſtanden mitten unter den Bienenſtöcken, kamen aber keinem Bienenſtock zu nahe und ſuchten auch keine Biene zu erhaſchen. Ich wußte das auch ſchon aus der Erfahrung, daß das letztere nicht eher als im Auguſt zu geſchehen pflegt. Im Juli ſuchen ſie ſchon ihre meiſte Nahrung auf den Obſt-bäumen an zeitigen Birnen, und da in dieſem Jahre

das

Digitized by Google

das Obſt ziemlich gerieth, ſo war in dieſem Monate der vierte Kuchen geendigt, der fünfte über die Hälfte fertig, und der ſechſte und letzte angefangen. Immer aber blieben noch die bedeckelten Brutzellen von einerlei Höhe und auch die Zellen in den obern Kuchen, worin ſchon ein Mal Junge ausgebrütet worden waren, wurden, wie bei den Bienen, wieder mit neuer Brut beſetzt. Die Anzahl der eintragenden Horniſſen mochte ſich nun ſchon über tauſend belaufen, denn ſie flogen ſo ſtark, daß das Flugloch, wie bei den Bienen, beſtändig von Aus- und Eingehenden beſetzt war. Da ſie nun zu Anfange des Auguſts volle Nahrung auf den Bäumen fanden, ſo trugen ſie davon nicht nur bei Tage, ſondern ſogar auch des Nachts ein. Man mochte noch ſo ſpät an die Bienenhütte gehen, ſo flogen die Horniſſen noch wie bei Tage in Menge aus und ein, und ſo war es auch früh Morgens, ehe der Tag anbrach.

Zu Anfange des Auguſts war über die Hälfte des Korbes mit dem Bau angefüllt. Die Wände an den obern Kuchen waren dreifach. Der ſechſte Kuchen war bald zur Hälfte fertig. Noch konnte ich, wie vorher, ſo groß die Menge der aus- und eingehenden Horniſſen war, den Korb aufheben und ihnen einige Minuten zu ſehen; ohne daß Unordnung unter ihnen entſtand oder ſie mich anfielen. Den 12. Auguſt bemerkte ich zum erſten Mal, daß ſie anfingen, nach den vom Felde heim kommenden

Bienen

Bienen zu jagen, und wenn ſie eine erhaſcht hatten, ſich damit auf einen Blumenſtock niederließen und ihr den Honig ausſaugten. Ich ließ dieſes geſchehen, weil ich mir es alle Jahre hatte gefallen laſſen müſſen, daß mir um dieſe Zeit von fremden Horniſſen Bienen weggefangen worden waren und ich vorausſetzte, da ſie die Bienen bisher in Ruhe gelaſſen hatten, daß ihnen vielleicht Honig zur Brut von Männchen oder jungen Müttern nöthig ſein möchte. Ich verdoppelte meine Beobachtung, um zu ſehen, ob keine größern oder veränderten Zellen zu entdecken wären und ich glaubte dergleichen an den noch etwas hervorſtehenden Rändern des vierten Kuchens zu bemerken. Ich ſahe indeſſen dem Morden einiger Bienen geduldig zu, bis den 31. Auguſt ein Umſtand eintrat, der mich zu dem Entſchluß brachte, den größten Theil der Horniſſen mit Schwefel zu tödten, um die Kuchen genau unterſuchen zu können, was ſie nun für Brut enthielten und den übrig gebliebenen die zwei obern Kuchen zum fernern Fortbau ſtehen zu laſſen, um zu erforſchen, ob ſie nicht ſchon junge Mütter hätten, von denen das Eierlegen fortgeſetzt werden könnte, wenn die alte Mutter getödtet worden wäre.

Der Umſtand war dieſer: Den 31. Auguſt, an einem ſehr heißen Tage, hatten ſich die Horniſſen, bei ihrer Jagd auf die mit Honig beladenen heim kommenden Bienen, ſo nahe an den gleich oben

darüber

darüber ſtehenden ſtarken Bienenſtock gewagt, daß die Bienen eine davon ergriffen, feſt hielten, und ſie todt ſtachen, ob es gleich auch manchen Bienen das Leben koſtete. Während dieſes einzelnen Kampfs fielen mehrere Horniſſen den Bienenſtock an, und da immer mehr Horniſſen und Bienen dazu kamen, ſo entſtand ein äußerſt hitziger Streit zwiſchen ihnen, worin zwar einige Horniſſen, aber ungleich mehrere Bienen umkamen. Die Meinigen, die ſich nicht zu helfen wußten, mußten dem Streite zu ſehen, bis ich aus der Schule, wo ich mich befand, nach Hauſe gerufen werden konnte. Ich bedeckte ſogleich den Bienenſtock mit einem Tuche, daß keine Horniſſe mehr an die ſich ſtark vorgelegten Bienen kommen konnte, worauf ſie ſich denn nach und nach wieder in ihren Stock zur Ruhe begaben. Die Horniſſen, die mit unter das Tuch gekommen waren, wurden bald von den Bienen vollends umgebracht und ich fand am Ende, daß in dieſem Streite auf 50 Horniſſen und mehr als 100 Bienen getödtet worden waren. Sechs bis acht Bienen faßten eine Horniſſe zugleich, fielen mit ihr vom Stocke herunter auf das Standbret und ruhten nicht eher, als bis ſie ſolche erſtochen hatten, obgleich auch die Biene, die von dem Stachel der Horniſſe erreicht wurde, umkommen mußte. Gegend den Abend, da ich das Tuch wieder wegnahm, ſchien alles vergeſſen zu ſein. Auch den darauf folgenden ganzen Vormittag flogen ſo wohl die Horniſſen, als die Bienen ordentlich

ſich aus und ein, ohne daß der Streit erneuert wurde. Nachmittags aber nahm derſelbe eben ſo, wie am vorhergegangenen Tage mit aller Heftigkeit wieder ſeinen Anfang. Ich machte demſelben durch Bedeckung des Bienenſtocks bald wieder ein Ende und beſchloß, des Abends die im Korbe befindlichen Horniſſen zu tödten. Dieſes geſchah mit angezündeten Schwefelfaden auf der Erde, worauf ich den zugeſtopften Korb einige Minuten ſetzte. Ich nahm darauf die vier unterſten Waben heraus und ſtellte ihn mit den darin gelaſſenen zwei oberſten Waben wieder an ſeinen Ort, worin ſich denn alle diejenigen, die noch mit dem Eintragen beſchäftiget geweſen waren, wieder verſammelten und deren wohl über 400 ſein mochten. Die Nacht über hatten ſie die erſtickten Maden in den Zellen meiſt herunter geräumt, und ſie ſchienen ordentlich zu fliegen und einzutragen.

Unter den Getödteten wurde die alte Mutter, die ſich von allen andern durch ihre Größe auszeichnete, bald heraus gefunden, und außer dieſer und den vielen Maden, die aus den Zellen gefallen waren, wurden von den Getödteten auf der Erde und zwiſchen den Waben 1523 Stück zuſammen gezählt. Unter denſelben waren nun einige bereits flugbare Männchen, wovon ich aber noch keines am Flugloche wahrgenommen hatte, leicht von den übrigen zu unterſcheiden. Sie ſehen mehr ſchwefel- als hochgelb

gelb aus, ob ſie gleich die übrige ſchwarze Zeichnung wie die andern haben; ihre Köpfe und Bruſtſtücke ſind dicker und breiter, als bei den Drohnen unter den Bienen, und obgleich der Hinterleib nicht ſo völlig wie bei den Drohnen zugerundet iſt, ſo iſt er doch kürzer und breiter, als der der übrigen, und auch ohne Stachel. In Ermanglung eines guten Mikroſkops konnte ich keine weitern Unterſcheidungszeichen entdecken; doch iſt der einzige Umſtand, daß ſie keinen Stachel haben, ſchon hinreichend, ſie leicht zu erkennen. Von den herausgenommenen 4 Kuchen enthielt jeder auf 500 Zellen. Die beiden untern hatten nur in der Mitte bedeckelte Zellen, die alle von einerlei Höhe waren, an den Rändern waren nur noch unbedeckelte Maden. Der dritte Kuchen hatte, ſo wie der vierte, an den Rändern eine Menge höher bedeckelte Zellen zu Männchen, und der letztere auch 4 noch weit höhere zu Weibchen einzeln ſtehen. Auch konnten in dem 5. Kuchen, der nun im Korbe wieder zu ſehen war, 6 ſolche ſo ſehr erhöhete Zellen von den übrigen unterſchieden werden. Die Hornisſen ſind alſo darin den Bienen wieder völlig ähnlich, daß Anfangs nur Brut zu Arbeitern angeſetzt wird, und erſt, wenn dieſe bis in den vierten Kuchen ſehr vermehrt worden iſt, an den Rändern derſelben Männchen und zuletzt auch junge Mütter erzeugt werden, die ſich an der Höhe der Zellen, wie bei den Bienen durch die beſondere Form, von allen andern unterſcheiden. Man trifft zwar auch hier

und da in der Mitte der kleinern Zellen, einzelne erhöhete an; die meiſten aber an den Rändern, und es werden ohne Zweifel dazu keine weiteren und größeren Zellen, wie zu den Drohnen bei den Bienen, erbauet, weil ſich dieſelben am Rande der Kuchen nach der Materie, woraus ſie beſtehen, und nach dem Wachsthum der Maden von ſelbſt mehr erweitern, als in den unbiegſamen, dicht an einander ſtehenden Wachszellen der Bienen geſchehen kann. Wiewohl auch bei dieſen Drohnen in kleinen Zellen erbrütet werden, die ſich dann auch durch eine höher geführte Bedeckelung von der Arbeitsbienenbrut unterſcheiden laſſen.

Die übrig gebliebenen Horniſſen räumten zwar die erſtickten Maden aus den Zellen, und fingen auch an, aufs neue an den Wänden zu arbeiten; ihre Anzahl wurde ſogar noch einiger Maßen vermehrt, indem von der bedeckelten Brut noch viele lebendig geblieben waren, die nach und nach flugbar wurden; allein von neuen Eiern und neuer Brut war nichts zu ſehen. Ich hatte ſchon einmal mit einem Weſpenneſt in der Mitte des Juli den Verſuch gemacht, und in den Mittagsſtunden die alte Mutter mit dem ganzen Gebäude weggenommen, und die flugbaren Weſpen wieder in den ledigen Korb eingehen laſſen, um zu erfahren, ob nicht, wie einige Naturforſcher behaupten, wenn mehrere Weibchen oder Mütter vorhanden wären, durch dieſe ein

neuer

Digitized by Google

neuer Bau und Brut angefangen würde, aber es erfolgte weiter nichts, als daß die übrig gebliebenen Weſpen, deren über 1000 waren, beinahe den halben Korb unordentlich voll Wände baueten, nirgends aber ein neuer Kuchen angefangen wurde. Eben ſo geſchahe auch jetzt von den Horniſſen nichts weiter, als daß ſie noch einige Zeit, aber alles unordentlich durch einander, an den Wänden fortbaueten, und es hatte mit dem Tode der alten Mutter die weitere Erzeugung völlig aufgehört.

Von der Mitte des Septembers an fand ich alle Morgen eine ziemliche Anzahl, worunter mehrere Männchen waren, auf dem Standbrete unter dem Korbe ermattet oder gar todt; und den 4. Oktober war das ganze Neſt von lebendigen Horniſſen leer, daher ich es vollends wegnahm.

Aus dieſer Unterſuchung laſſen ſich allerdings manche, bisher dunkel und geheimnißvoll gebliebene Lehrſätze in der Naturgeſchichte der Bienen aufklären. Was hat bisher den Beobachtern der Bienen, ſelbſt einem Reaumür, mehr Anſtoß verurſacht, als dieſes, wie es zugehe, daß die Bienenmutter, da ſie vom Oktober an keine Männchen um ſich habe, deſſen ungeachtet im Frühjahre befruchtete Eier lege. Es haben ſich daneben noch ein paar andere unerwieſene Sätze in die Bienenlehre eingeſchlichen, die in den meiſten Bienenbüchern

angetroffen werden, nämlich, daß ſich die Bienenmutter wegen der faſt unzähligen Eier, die ſie lege, auch ſehr oft zur Befruchtung derſelben begatten müſſe; und daß ihr Eierlegen auch im Winter fortgeſetzt, und ſonderlich, wenn dieſer gelinde wäre, viele Brut erzeugt würde. Dieſes zuſammen hat zu manchen Irrthümern in der Naturgeſchichte der Bienen Veranlaſſung gegeben, die immer ihre Vertheidiger gefunden haben.

Einige haben wegen der langen Abweſenheit der Drohnen behauptet, daß dieſe gar nicht die Männchen zur Begattung und Befruchtung der Bienenmutter ſein könnten, ſondern ſich vielmehr das männliche Geſchlecht unter den Arbeitsbienen befinden müßte, welche die Bienenmutter zu aller Zeit, und auch im Winter um ſich hätte. *) Allein, da bei der genaueſten Unterſuchung keine männlichen Zeugungsglieder in den Arbeitsbienen aufgefunden werden

*) Ich geſtehe es, daß ich lange geneigt geweſen bin, dieſer Meinung beizutreten; daher ich in der Praktiſchen Korbbienenzucht, 1788, das Heroldiſche Erzeugungs-Syſtem angenommen hatte. Genauere Unterſuchungen haben mich aber hernach eines Beſſern belehrt, wovon die Beweiſe in der Kritiſchen Geſchichte u. ſ. w. enthalten ſind. Sp.

Digitized by Google

werden können, in den Drohnen aber dieſelben nach der Swammerdamiſchen Zergliederung unleugbar vorhanden ſind; ſo wird es auch nie aus phyſikaliſchen Gründen widerlegt werden können, daß die Drohnen allein das männliche Geſchlecht unter den Bienen ſind, und daß ihrer Abweſenheit vom Herbſte an ungeachtet, die Bienenmutter von der Begattung mit ihnen im Frühjahre noch befruchtete Eier legen könne. Die Bienen gehören, wie die Horniſſen und Weſpen, unter diejenige Art von Inſekten, wovon im Winter nur die Weibchen übrig bleiben, wie ſchon Hunters *) bemerkt hat. Horniſſen und Weſpen geben alſo in ihrem Erzeugungsgeſchäfte eine Erläuterung ab, wie es auch bei den Bienen zugehe. Das iſt unleugbare Erfahrung, jene Weibchen legen im Frühjahre, ſobald ſie ihre Neſter zu bauen angefangen haben, befruchtete Eier und vermehren ihre Nachkommenſchaft zu Tauſenden, ohne daß ſie ein Männchen bei ſich haben. Im Herbſte waren dieſe, wie bei den Bienen, alle geſtorben, ſie hatten ſich alſo mit ihnen nur im Herbſte begatten können, und davon muß die Befruchtung der Eier im Frühjahre noch herkommen. Lächerlich wäre es in der That, wenn man wider alle Erfahrung annehmen wollte, daß an dem Orte, wo ſich die Weibchen den Winter über erhalten hätten,

*) Vergl. Oekonomiſche Hefte 1797, Juli, S. 53.
Sp.

hätten, auch Männchen geweſen ſein könnten, mit welchen ſie ſich im Frühjahre vor ihrer Erſcheinung ſchon begattet hätten. Wir ſehen es ja offenbar an den Bienen, ſo wie an dieſen, daß die Männchen nicht länger, als bis in den Herbſt leben können und ſollen. Denn daß ſich im Winter in keinem richtigen Bienenſtock, der noch ſeine Mutter hat, ein Männchen befinde, davon kann ſich Jeder überzeugen, wenn er nur die im Winter abgeſtorbenen genau unterſucht. Die Bienenmutter legt auch im Winter ſo wenig Eier, als Horniſſen- und Weſpenweibchen in ihrem uns noch verborgenen Aufenthalte. Man unterſuche in den gelindeſten Wintern die bis zum ſo genannten Peterstage abgeſtorbenen Stöcke auf das genaueſte, man wird in keinem die geringſte Spur von angeſetzt geweſener Brut antreffen. Vom Ende des Oktobers bis um dieſe Zeit hat das Erzeugungsgeſchäft bei dieſen, wie bei andern Inſekten, Stillſtand, obgleich die Mütter von der im Herbſte geſchehenen Begattung befruchtete Eier zu tauſenden bei ſich tragen. Nicht eher entwickeln ſich dieſe Eier, fangen an zu wachſen und werden legbar, als bis ihre vom Schöpfer beſtimmte Zeit herbeikommt, da ſie keine Männchen neben ſich behalten, ſondern den Winter allein überleben. Und kann uns denn dieſes wohl an der Bienenmutter ſo unglaublich vorkommen, da wir es ſo augenſcheinlich an den ihnen am ähnlichſten Inſekten, an Horniſſen und Weſpen, ſehen, daß es wirklich ſo iſt? Iſt

nicht

nicht den ſchon gelegten Eiern unzähliger ande-rer Inſekten eine eben ſo lange Zeit beſtimmt, ehe ſie ſich weiter entwickeln können? Wie oft iſt im Herbſte die Witterung noch anhaltend warm, ja weit wär-mer, als im Frühjahre, und dennoch kommen die von Inſekten im Freien angelegten Eier nicht eher, als in dem darauf folgenden Frühjahre, bei weit ge-ringerer Wärme, zur weitern Entwickelung. So iſt es auch mit den Eiern beſchaffen, die die im Herbſte befruchteten Inſekten-Mütter, weil ſie ohne Männ-chen allein übrig bleiben, im Frühjahre zur Fort-pflanzung ihres Geſchlechts legen ſollen.

Es wird alſo gewiß ein vergebliches Bemühen bleiben, andere Männchen als die Drohnen in der Bienen-Republik aufzufinden, oder die ganz ſon-derbare Begattungsart beweiſen zu können, die durch Beſchnäbelung der Bienenmutter mit Arbeits-bienen geſchehen ſoll, welche zuerſt D. Voigt 1778 aus dem Grunde angenommen hat, weil am Hin-tern mit einem Stachel verſehene Inſekten daſelbſt keine Zeugungsglieder haben könnten, und die im Reichs Anz. 1797, 2. Bd. Nr. 183, von einem Bienenfreund in Franken in der kurzen Geſchich-te der Drohnenmütter, aber ohne alle phyſi-kaliſche Beweiſe, wieder aufgewärmt worden iſt. Denn da ſowohl an der Bienenmutter, als an der Drohne die Zeugungsglieder, wie bei andern In-ſekten, am Hintern befindlich ſind, warum ſollte bei

den

den Bienen etwas ſo Außerordentliches in Anſehung der Begattung angenommen werden, das ſonſt im ganzen Reiche der Natur nicht angetroffen wird? Die Fliegen begatten ſich vor unſern Augen durch Zuſammenfügung ihrer Hinterleiber. Kann es wohl bei Bienen, Horniſſen und Weſpen anders ſein, da dieſe eben ſolche Zeugungsglieder wie die mancherlei Fliegenarten am Hintern haben?

Was noch das Bedenken betrifft, daß ſich die Bienenmutter bei ihrer ſo außerordentlich ſtarken Eierlage auch ſehr oft begatten müſſe; ſo haben wir ja an andern weit kleinern Inſekten, als die Bienen ſind, Beweiſe genug, daß von einer einmaligen Begattung viele tauſend Eier befruchtet werden, wie davon viele Beiſpiele in Swammerdams Bibel der Natur anzutreffen ſind. Ueberdieß bekommt ja die Bienenmutter ſchon zu Anfange des Aprils wieder Männchen, mit denen ſie ſich wiederholt begatten kann, wenn ſie es nöthig hat, und welches auch ohne Zweifel geſchieht.

Es bleibt zwar zwiſchen Bienen, Horniſſen und Weſpen noch der Unterſchied, daß die Weibchen der letztern den Winter ganz allein überleben, da die Bienenmutter immer noch in einer anſehnlichen Geſellſchaft von Arbeitern überwintert, die von den erſtern ebenfalls im Herbſte abſterben. Allein, da die Bienenmutter zu weit größerer Vermehrung und zu edlern Abſichten ihr Daſein erhalten hat, als

jene,

jene, ſo fehlt ihr das Vermögen, ſich ſelbſt ihr Neſt zu bereiten, Zellen zu erbauen, und die Brut mit Nahrung zu verſorgen. Es müſſen alſo neben ihr eine Menge Arbeiter übrig bleiben, die dieſes verrichten können. Die Männchen werden bei den Bienen eher als bei jenen erzeugt, weil die jungen Mütter zum Schwärmen ebenfalls eher erzeugt werden, und von ihnen befruchtet werden müſſen. Dennoch ſind ſie darin einander gleich, daß zuerſt eine große Menge Arbeiter erzeugt wird, ehe Männchen zum Vorſchein kommen. Endlich ſind bei beiden die Männchen, die doch ſpäter erzeugt werden, die erſten wieder, welche ermatten und ſterben, oder mit Gewalt ausgeſtoßen werden.

Wo ſich die Horniſſen- und Weſpenweibchen den Winter über verbergen und wie ſie erhalten werden, iſt freilich noch nicht völlig ausgemacht. Indeſſen da ſie im Frühjahre wieder zum Vorſchein kommen, ſo kann es gar keinem Zweifel unterworfen ſein, daß ſie erhalten worden ſind. Da ſich aber im Frühjahr nie ein Männchen wieder ſehen läßt, wir auch ihr Abſterben im Herbſte bemerken können, ſo kann davon keines übrig geblieben ſein. Wir ſehen es an den Bienen, daß kein Männchen den Winter über am Leben bleibt, und wenn ſich auch dieſelben in mutterloſen Stöcken bis zu Ende des Herbſtes erhalten, ſo findet man ſie doch mit angehendem Winter auf dem Standbrete todt, zum Beweis, daß ihr Leben nicht weiter reichen kann und ſoll.

Es

Es bleibt alſo kein Zweifel übrig, die Bienenmutter begattet ſich im Herbſte mit den Männchen, und von dieſer Begattung, da im Winter keine Eierlage Statt findet, kann ſie im Frühjahre, wie Horniſſen und Weſpen, eine große Anzahl Eier legen, ehe ſie wieder Begattung und Befruchtung nöthig hat. Und da ſchon zu Anfange des Aprils wieder Männchen erzeugt werden, ſo iſt es begreiflich, wie hernach die Eierlage der Bienenmutter, die ſo viele tauſende mehr, als Horniſſen und Weſpen, legen muß, dennoch ununterbrochen vermittelſt neuer Begattung fortgehen kann. Daß die Bienenmutter keineswegs, wie Manche meinen, nachdem ſie ihre Anzahl befruchteter Eier gelegt hat, ſterbe, und eine junge an ihre Stelle trete, glaube ich im 2. Thl. der Kritiſchen Geſchichte der Meinungen u. ſ. w. §. 4, 34. ff. ſo bewieſen zu haben, daß darwider keine gegründete Einwendung wird gemacht werden können, und wir ſehen es ja auch an Horniſſen und Weſpen, daß die Mutter, die im Frühjahre angefangen hat, das Neſt zu bauen, beim Leben bleibt, und wenn dieſelbe weggenommen wird, ſogleich wie bei den Bienen das fernere Erzeugungsgeſchäft gänzlich aufhört. Ob aber auch bei Horniſſen und Weſpen, weil ſie eben die drei Gattungen, wie die Bienen haben, das Vermögen anzutreffen iſt, ſich wie jene eine neue Mutter zu verſchaffen, wenn man ihnen nach der Hinwegnahme der alten einige Brut in Eiern und

Maden

Maden unverſehrt übrig läßt, darüber habe ich in Ermangelung mehrerer Neſter noch keinen Verſuch anſtellen können. Es ſoll aber künftig geſchehen.

Schließlich bitte ich alle aufmerkſame forſchende Bienenfreunde, meine hier mitgetheilten Erfahrungen an Horniſſen und Weſpen auf das ſtrengſte zu prüfen, und dieſe den Bienen ſo ſehr ähnlichen geſellſchaftlichen Inſekten nicht bloß als Bienenräuber und Verderber zu betrachten, wie ſie immer vorgeſtellt werden, ſondern ihre Oekonomie zur Aufklärung der ſo genannten Bienengeheimniſſe genauer zu unterſuchen, ſo wird manches aufgeklärt werden, was bisher noch dunkel war, und die Naturgeſchichte dieſer Inſekten ein begreiflicheres Syſtem gewinnen.

Trebitz, den 24. Februar, 1798.

M. Spitzner.

II.

Ueber die ökonomiſche Verfaſſung der Ehſten, ein Bruchſtück aus einem größern noch ungedruckten Werke über dieſes Volk: „Ehſtland und die Ehſten, ein Seitenſtück zu Merkel über die Letten.“

Die wahre Quelle des Reichthums in jedem Staate iſt der Ackerbau. Dieſen zu befördern, muß das wichtigſte

wichtigſte Augenmerk für den Regenten und jede untergeordnete Herrſchaft ſein. Ohne die Vermehrung des Glücks und Wohlſtandes derjenigen Klaſſe von Menſchen in einem Staate, welche den Ackerbau treiben, läßt es ſich nicht denken, daß darin große Vorſchritte werden gemacht werden. Es bleibt immer beim Alten, und jeder neue Vorſchlag, jede verſuchte beſſere Einrichtung wird als eine neue Auflage eines eigennützigen Herrn angeſehen. Dieß iſt der Fall bei den Ehſten, welche alle ihre Feld- und Hausarbeiten noch eben ſo verrichten, wie ihre Urgroßväter ſie verrichteten, ohne einer neuen Erfindung, Verbeſſerung oder Vervollkommnung Eingang zu verſtatten. Wir wollen es verſuchen, uns mit ihrer häuslichen Einrichtung, ihrer Oekonomie, Feldarbeit und Ackerbau etwas bekannt zu machen.

Wenn man in einen Ehſtniſchen meiſt verzäunten oder vergatterten Bauerhof tritt, ſo erblickt man um ſich herum gewöhnlich eine Gruppe elender, kleiner aus über einander gelegten Balken erbauter, vielfältig verfallener Hütten. Die Zwiſchenräume der Balken ſind gegen Wind und Kälte mit Werk und Moos ausgeſtopft, und das Hauptgebäude iſt mehrentheils das Wohnhaus. Unter einem Dache enthält dieſes die ſchmutzige, niedrige, finſtre und vom Rauche ſchwarze Wohnſtube, den Pferde- und Viehſtall und ein kleines Vorhaus. Die übrigen Hütten ſind die Scheune oder Darr-Riege, ein Vorratshäuschen (dort Kleete genannt), ein Schoppen,

bis-

bisweilen eine Badſtube. Von Küche und Keller weiß der Ehſte nichts. Er kocht im Ofen und bedient ſich ſtatt des Kellers einer Grube oder eines ſo genannten Dunks. Im Sommer errichtet er ſich in ſeinem Hofe oder vor dem Hauſe eine von langen Stangen oben zugeſpitzte Hütte, unter welcher er kocht. Gewöhnlich hat alles ein ärmliches, verfallenes Anſehen, und man kann ſich des tiefſten Unwillens kaum erwehren, wenn man an die ſteinernen Palläſte und ſchönen Wirthſchaftsgebäude der Herren dieſer gedrückten, leidenden Menſchen denkt. In naher Entfernung um die Dörfer herum, oft ſelbſt auch um die einzeln ſtehenden Häuſer, ſind die Felder der Bauern.

Kommt man näher und geht ins Haus hinein, ſo iſt das erſte, was ſich gleich der niedrigen Thür gegen über unſern Augen darſtellt, eine hölzerne Bettſtelle mit einem Strohſack oder Häckerlings-Matratze, dem Unterbett des Ehſten, und einer Decke von dickem wollenen Tuche, Beidermann auch Wattmann genannt, mehr einem Teppich als einer Bettdecke ähnlich. Dieſem Bett zur Seite ſteht ein Tiſch mit einer Bank, ein paar hölzerne Stühle, bisweilen eine Handmühle und dann der übrige armſelige Hausrath, Tröge, Fäſſer, Eimer, Mulden, kleine Milchbutten, Keſſel, hölzerne Schüſſeln und Teller, Beil u. ſ. w. Der Ofen hat gewöhnlich keinen Schorſtein noch Zugröhren, ſondern

iſt

iſt mehr einem Backofen oder groſſen Kamin ähnlich, und der Rauch zieht aller durch die Stube zur offenen Thür hinaus, die ſo lange aufgemacht wird, als die Heitzung dauert, denn Fenſter ſind im ganzen Hauſe nicht. Das Licht fällt zur Thür hinein, und im Winter iſt in manchen Häuſern eine Scheibe in einer Oeffnung, die aber vom Rauche ganz gelb iſt. Es iſt gar nichts ungewöhnliches, daß die Ehſten, ſo wie die Letten und Ruſſen, Enten, Gänſe, Hühner und gar oft auch Ziegen, Schafe und Schweine in ihren Häuſern und Wohnſtuben haben. Ihre Badſtuben beſuchen ſie wöchentlich wenigſtens ein Mal. Es iſt ihnen Bedürfniß, Dampfbäder zu gebrauchen, wodurch ſie Schweiß, Unreinigkeit und Hautausſchläge entfernen. Neben und hinter dem Ofen iſt bisweilen noch ein ſteinernes oder breternes Geſtell, auf welchem die Leute ohne alle Betten, in ihren Kleidern, höchſtens mit jener dicken Filzdecke bedeckt, ſchlafen. Ihre Wiege hängt gemeiniglich an einer elaſtiſchen Stange, die geſchwungen und hin und her bewegt werden kann.

Die Umzäunungen ſind in ganz Lief- und Ehſtland ſehr holzverſchwenderiſch. Sie werden ſo wohl um die Höfe als Kornfelder gegen das Anlaufen wilder und zahmer Thiere gemacht, und beſtehen aus zwei neben einander alle 3 oder 4 Schuh palliſadenförmig geſtellten Pfählen, meiſtens von jungen Nadelbäumen, zwiſchen welchen lange geſpaltene

Scheit-

Scheithölzer, Schleeten genannt, ſchräg gelegt und mit Bindewinden befeſtigt werden; bisweilen auch aus horizontal zwiſchen dicke Pfähle gelegten Stangen. Geflochtene und lebendige Zäune, grüne Hecken, Dornwände u. ſ. w. kennt man dort gar nicht, und werden nur auf einzelnen Herrenhöfen gefunden, deren Beſitzer in Teutſchland geweſen ſind, und ſie abgelernt haben. Eben dieſe fangen auch hin und wieder an, ſtatt der holzfreſſenden hölzernen Bauernhäuſer ſteinerne zu erbauen.

Die Bewirthſchaftung, Urbarmachung und Kultur ſo wohl der Edelgüter als der Bauernfelder hat vor der unſrigen viel Beſonderes voraus. Ohne deſſen zu gedenken, was die Ehſtländer mit unſrer Art der Wirthſchaft und des Ackerbaues gemein haben, ſchränke ich mich bloß auf das ein, was ihnen beſonders eigen iſt. Unter den Werkzeugen, die zum Feldbau erforderlich ſind, unterſcheiden ſich ihre Wagen, der Pflug und die Ege merklich von den Teutſchen. Die Ehſten ſo wohl als die Letten brauchen den Sommer hindurch allgemein kleine, von ihnen ſelbſt verfertigte, ohne das geringſte Eiſen, Nagel oder Beſchlag, aus lauter Holz zuſammengeſchlagene vierrädrige Wagen. Nach Maßgabe der niedrigen Räder, die von krummgebognem Erlen- oder Birkenholze gemacht werden, ſind auch die Axen ſchwach. Statt der Wagenleitern ſind einige dünne Breter oder Schalen, in Form eines

Schiffbodens, zuſammengelegt, in welche die Ladung gebracht wird. Von der Vorderaxe gehen zwei Stangen hervor, zwiſchen welche das Pferd geſpannt wird. Dieſe kleinen Wagen ſind alle einſpännig und mit keiner Deichſel verſehen. So klein ſie aber ſind, ſo haben doch die elenden Bauernpferde tüchtig an ihnen zu ziehen, vornämlich wenn ſie beladen ſind und der Kerl noch oben drauf ſitzt. Dabei ſchmieren die wenigſten Ehſten die Axen, ob es gleich Theer genug im Lande giebt. Ganz trocken läuft das Rad um die Axe herum, und verurſacht dadurch ein widriges Knarren und Quicken. Es geſchieht auch häufig, daß die Wagen, weil ſie von keinem Eiſen zuſammen gehalten werden, auf den Straßen zerbrechen, ſo daß man hier und da Stücke von Rädern und Leitern liegen ſieht. Gar leicht könnte dieſes Geſchirr verbeſſert werden, wenn es den Gutsherren damit ein Ernſt wäre. Die gewöhnliche Einwendung, wenn man auf dieſes Kapitel zu ſprechen kommt, die Wege wären nicht feſt und die Pferde nicht ſtark genug, fällt weg, da ja die Herren ſelbſt mit vier- und ſechsſpännigen Wagen im Lande herum fahren, ohne einzuſinken, und es bekannt genug iſt, daß die Heerſtraßen in ganz Lief- und Ehſtland vortrefflich ſind. Auch die Ruſſen kommen recht gut mit den größten Frachtwagen auf allen Haupt- und Nebenwegen im ganzen Lande fort. Die Pferde würden bald größer und ſtärker werden, wenn man ſie nicht ſo frühe angriff, und vier bis fünf Jahr

alt

alt werden ließ, ehe man ſie zu ſchweren Arbeiten brauchte. Der wahre Grund von der elenden Beſchaffenheit des Geſchirres der Ehſten liegt bloß in der Gleichgültigkeit und Nachläſſigkeit vieler Gutsbeſitzer, die keinen Rath annehmen, und keine Vorſtellung zur Verbeſſerung des Ackerbaues und Wohlſtandes ihrer Leibeigenen hören wollen.

Der Pflug unterſcheidet ſich von dem unſrigen dadurch, daß ihm die Stürze oder das hohlgerundete Eiſenſchar und die Räder fehlen. Statt des breiten Eiſens hat der Ehſtniſche Pflug ein ſpitziges, keilförmiges, am dicken Ende 6 bis 7 Zoll haltendes Eiſen, das an ein gabelförmiges Holz befeſtigt iſt, welches man mit der Hand faſſet, und zwiſchen den zwei Stangen nach der Erde zu geht, in die das Pferd geſpannt wird. Wegen des dicken, maſſiven Eiſens iſt er ſehr ſchwer, reißt aber die Erde, weil das Eiſen unter ſich geht, tief auf. Die Ehſtniſche Ege hat ſtatt der eiſernen Spitzen nur hölzerne zugeſpitzte Pflöcke und iſt weder ſo ſchwer, noch ſo durchgreiſend wie die Teutſche. Beide Werkzeuge ſind indeſſen den dortigen Anſpannen und dem Landbaue ganz angemeſſen. Der Teutſche Pflug würde nicht nur für die kleinen abgemergelten Pferde zu ſchwer ſein, ſondern auch in ſteinichtem und mit Gras- und Baumwurzeln durchwachſenem Boden gar nicht gebraucht werden können.

Im Frühjahr macht das Pflügen den Ehſten manche Sorge. Gemeiniglich iſt um dieſe Zeit durch

den langen Winter die Anſpanne entkräftet, bei lange anhaltender Näſſe trocknet das Land zu ſpät, und kann mithin nicht tüchtig bearbeitet werden. Gleichwohl ſoll die Saatzeit beobachtet werden, und andere Arbeiten, als Heuſchläge reinigen, neues Land machen u. ſ. w. wollen auch beſtellet ſein. Daher laſſen einige Oekonomen ſchon im Herbſt, wenn die Anſpanne noch bei Kräften iſt, ihre Aecker pflügen und unbeeget liegen. Im Frühjahr egen ſie ſolche alsdenn ſtark um, für den Hafer ein Mal, für die Gerſte zwei Mal, weil dieſe ſpäter geſäet wird, gewöhnlich kurz vor, bisweilen auch nach Pfingſten.

Ich ſprach vorhin von neuen Lande machen, das heißt, wenn man öde, unfruchtbare Stücke urbar machen, oder auch ſchon tragbares altes Erdreich, das aber ausgemergelt oder queckicht iſt, renoviren will. Es geſchieht dieß auf zweierlei Art, entweder durch das ſo genannte Rhödung ſchlagen, oder Küttis brennen. Iſt ein Stück trocknes Land mit Birkenbuſch, jungen Erlen und andern Geſträuchen bewachſen, ſo wird dieſes umgehauen und bis tief in die Wurzel zu Aſche verbrannt. Das Land wird hernach umgeriſſen, gepflügt und beſäet. Das heißt Rhödung ſchlagen oder neues Land machen. Ein gerhödetes Land trägt drei bis vier Jahr hinter einander vortreffliche Früchte, und wenn es von neuem gedüngt wird, auch wohl länger, ſelten aber über 7 Jahr. Dann muß es wieder 10 und mehrere

Jahr

Jahr wüſte liegen, ehe es wieder bebauet und beſäet werden kann. Indeſſen ſchießt auf demſelben wieder allerlei Buſchwerk und Geſträuch an, es wächſt gutes Gras da, und wird zur Viehweide gebraucht. Nach vielen Jahren kann es wieder einmal behauen und zu Rhödungslande gemacht werden, da es denn wie vorher trägt. — Iſt aber ein Stück Land nicht hinlänglich mit Strauchholz bewachſen, um Rhödung zu ſchlagen; ſo wird es tief umgepflüget, voll Reiſer, Torf, Wurzelwerk und anderer Brennmaterialien getragen, und damit überall belegt, ſo dick und hoch, daß man die Erde gar nicht durch ſiehet. Dieſes Reisbund wird angezündet, es ſchmaucht und lodert abwechſelnd, bis endlich der ganze Acker mit Aſche und Kohlen bedeckt iſt. Dieß giebt gute, lockere, ſchwarze Erde, und dient zugleich ſtatt des Düngers. Dieß nennt man Küttis brennen. Das Land wird dadurch ebenfalls auf 4 bis 5 Jahr fruchtbar; taugt aber nachher zu weiter nichts.

Von dieſem neu gemachten Lande unterſcheidet man die Mutterfelder, die aus ordentlichem Ackerlande beſtehen, und Jahr aus Jahr ein bebauet werden. Jene Buſchländer hingegen wechſeln immer. Durch das ganze Gebiet, ſo wohl auf Herren als Bauernland wird nach und nach alles Strauchland, das in 20 und 30 Jahren Wald geworden wäre, in Rhödung und Küttisland verwandelt, und

wenn man durch iſt, ſo fängt man wieder von vorn an. Das macht, weil es in Ehſt- und Liefland noch Wälder und Holz genug giebt, und man ſolchen Strauch wenig achtet. Allein der Schaden, der aus dieſen Rhödungſchlagen und Küttisbrennen entſteht, iſt unbeſchreiblich groß. 1) Werden dadurch die Waldungen ruinirt. Strecken Landes von 8, 10 und mehr Aeckern würden nach 20 bis 30 Jahren die ſchönſten Birken, Linden und Eichen tragen, und alsdann einträglicher ſein, als die eben ſo großen Felder von der erſten Güte. Aber Schonen und Anziehen ſolcher jungen Bäumchen kennt man in Liefland nicht. Dadurch iſt wirklich ſchon in manchen Gegenden Holzmangel entſtanden. Man hält ſich lieber an den nähern als entferntern Vortheil, und bekümmert ſich um die Erhaltung und Wartung der Wälder wenig. 2) Iſt dieſes Rhöden und Küttisbrennen eine der ſauerſten Plagen, und ein wahrer Verderb der Bauern. Nächſt dem Branntweinbrennen auf dem Edelhofe gehört es mit zu den härteſten Arbeiten, und unter die Urſachen der wenigen Bevölkerung des Landes. Wie Laſtthiere müſſen die armen Bauern, die ſich mit weit nützlicherer Arbeit beſchäftigen könnten, einen großen Theil des Frühjahrs und Sommers in Wildniſſen und Dickichten arbeiten, um ihren Großherren auf einige Jahre urbares Land zu ſchaffen. Gute Oekonomen haben daher auch längſt ſchon dieſe verderbliche Gewohnheit abgeſchafft und kultiviren dafür deſto beſſer die

Bruſt-

Bruſtäcker. 3) Wird hierdurch die Zeit zur Austrock- nung der Moräſte und zur Ausrottung des ſchlechten Holzes in demſelben weggenommen. Dieß wäre nicht nur eine leichtere Arbeit, ſondern auch ein wahrer Zuwachs und Gewinn an Land, das vorher ungenutzt da lag. Da, wo man es verſucht hat, gaben die Felder in den erſten Jahren 20, 30 fältig. Durch Abzugsgräben und Ausrotten der Wurzeln könnten nach und nach alle Moräſte in gutes urbares Land verwan- delt werden. Man wendet zwar ein, die Arbeit ſei zu ſchwer, koſtbar und erfordere zu viel Hände. Allein ſie iſt wenigſtens nicht ſchwerer, als das Küttis- und Rhödungsbrennen, und lohnt in der Folge reichlicher und auf beſtändig. Endlich leidet auch durch das Sengen und Brennen die Viehweide. Zwar hat Ehſtland Weideplätze genug, aber dadurch, daß man lauter ſolches Land, welches die ſchönſte Viehweide, und das herrlichſte, ſaftvolleſte Gras trägt, zum Küttis und zur Rhödung nimmt, wird deſſen mit der Zeit doch immer weniger, und wenn ſolches Erdreich nach 4 bis 5 Jahren ausgemergelt und entkräftet iſt, trägt es doch nur ſchlechtes und magres Gras. Daher die elende Beſchaffenheit der Viehzucht in Lief- und Ehſtland, beſonders bei den Bauern. Dieſe hat Mangel an Dünger zur Folge, und ſo fehlt es hernach auch den Aeckern daran, ſonſt würde Lief- und Ehſtland noch ein weit korn- reicheres Land ſein. Von der Stallfütterung und dem Kleebau wiſſen die Ehſtländer nichts. Sie

pflanzen

pflanzen noch nicht einmal allgemein die nützliche Kartoffel an, und wenn ihre Herrſchaft ſie dazu ermuntert, ſo ſagen ſie gewöhnlich: ihre Väter und Großväter hätten ſie auch nicht gekannt, und wären doch nicht verhungert. Das Vieh treiben ſie frühzeitig auf die Weide, von der es wegen der dürftigen Nahrung mager und kraftlos zur Melke zurück kommt.

Schafe halten die Ehſten nur ſo viel, als ſie zu ihrer Bekleidung brauchen, und zwar mehr braune und ſchwarze, als weiße, weil ihre Nationaltracht die braune Farbe iſt. Sie wollen in dem rauhen Klima auch nicht recht fort. Die Weide iſt einen großen Theil des Jahres zu naß und zu kalt, der Winter zu hart, und die räuberiſchen Wölfe ſind für ſie zu gefährliche Feinde. Dem letztern Uebel könnte jedoch durch gemeinſchaftliche Anſtalten zur Verminderung oder gänzlichen Ausrottung dieſer Thiere von Seiten der Herrſchaften bald abgeholfen werden, aber dazu ſind die Herren zu nachläſſig. Die dortige Wolle iſt weicher als die Teutſche, und kommt der Engliſchen bei, nur daß ſie kürzer iſt. Es kommt aus Ehſtland viele geſponnene Wolle und wollene Strümpfe nach Liefland, und der Verbrauch derſelben, beſonders der braunen und ſchwarzen, iſt größer, als in irgend einem andern Lande, weil ſie die einzige Bekleidung für die Bauern iſt, denn ſo wohl Männer als Weiber tragen Röcke und Oberröcke von ſelbſt gewirktem

Digitized by Google

groben braunen Tuche, das man dort Wattmann nennt.

Dieß führt mich auf die häuslichen Arbeiten der Ehſten und Ehſtinnen. Ein Bauer, der ein guter Wirth ſein will, muß ſich beinahe, den Hut und Pelz ausgenommen, alle ſeine Kleidungsſtücke, Geſchirre und Geräthſchaften ſelbſt machen können. Alles, was zum Feldbau gehört, Wagen, Pflug, Eze, Räder, Schlitten u. ſ. w. ſeine Möblen im Hauſe, ſogar ſein hölzernes Haus ſelbſt, ſeine Bekleidung vom Hemde bis zu den Schuhen, verfertigt er ſich ſelbſt. Er iſt ſich Schneider, Schumacher, Wollen- und Leinweber, Beutler, Strumpfwirker, Tuchmacher, kurz alles. Nur der Hutmacher, Kürſchner und Eiſenhändler löſt von ihm. Seine Schafe liefern ihm Wolle und Pelzwerk. Von der erſtern wirkt er ſich ſeinen groben Wattmann, der ihm zu Rock, Weſte, Kamiſol und Hoſen dient, und ſeine Gattin ſtrickt ihm davon Strümpfe, Handſchuhe, Gurte und Kniebänder. Kein Schneider in der Stadt löſt Geld von ihm, er nähet ſich alle ſeine Kleider ſelbſt zuſammen, die aber freilich auch das Gepräge ihres Meiſters tragen. Sehr viele haben Weberſtühle, die ſie einander borgen, daher jeder von Jugend auf ein gelernter Weber iſt. Leinen verfertigen ſie vom ſtärkſten Segeltuche bis zur Feinheit der Schleſiſchen, der nur die blendende Weiße fehlt. — Eine Bäuerin muß aber faſt noch mehr ver-

Digitized by Google

verſtehen. Außer den gewöhnlichen weiblichen Handarbeiten, Nähen, Stricken, Spinnen, Kornſchneiden, Waſchen, Kochen u. ſ. w., wirken ſie auch ihren Männern Gurte, ja verrichten auch den Ackerbau für ſie, und ich habe oft mit Verwunderung Weiber und Mädchen pflügen, ackern, ſäen, egen, einfahren und ſo gut reiten geſehen, als die Männer. Ueberdieß beſorgen ſie noch das Brotbacken in ihrem eigenen Ofen, das Weben in Wolle und Leinen, das Schlachten und Wurſtmachen, das Brauen; ſie hauen Holz im Walde, und fahren es ein; nähen, wirken und flechten für ihr Haus allerlei Bänder, Schnuren, Gürtel u. ſ. w. von Wolle und Flachs.

Ihre **Nahrungsmittel** den Sommer hindurch ſind Milch, Butter, Fiſche und andere kalte Speiſen. Im Winter kochen ſie Mehl- und Grützſpeiſen, Kohl und Kohlſuppe, Erbſen, Bohnen und auch Fleiſch, und dazu iſt ihre Stube und der Ofen darin die Küche. Ihr Küchengeſchirr beſteht in einem eiſernen Schrapen, einigen Kaſtrolen und einem eiſernen Keſſel, der an einem eiſernen Stabe oder Querholze über dem Feuer hängt. Feſte Käſe machen ſie ſelten, laſſen aber deſto öfterer die Milch käſig werden, gießen die Molken ab, und eſſen den weichen Käſe. Die geſalzenen Fiſche braten ſie nur ein wenig am Feuer oder über Kohlen. Ihr Getränk iſt gewöhnlich Waſſer, nach der Ernte aber bis gegen Weihnachten zu, ſo lange noch Korn da

iſt,

Digitized by Google

iſt, brauen ſie ſich auch Bier, und im Sommer trinken ſie häufig, ſelbſt bei ihren Feldarbeiten, Milch. Branntwein iſt ihr höchſtes Labſal, daher ſie aus Städten, wenn ſie gute Einnahme hatten, und aus Krügen (Wirthshäuſern) oft berauſcht nach Hauſe kommen. Gemüſe erzeugen ſie wenig, denn das giebt nach ihrer Meinung, nicht viel Kräfte, daher ſie ſich weder viel Mühe deßhalb geben, noch auch ſonderlich von ihren Herrn dazu aufgemuntert werden. Obſt gedeihet zwar im Lande recht gut, und es werden in den Hofgärten viele Aepfel, Birnen, Kirſchen und Pflaumen gezogen. Auch Gurken, Spargel, Rettige, Wirſing, Rüben, Möhren und Wurzelwerk kommen gut fort; die Prediger und Edelleute erzeugen alles dieß in ihren Gärten häufig, aber die Bauern wollen nicht dran. Kohl und Rüben iſt alles, was man ſieht, ſelten einen Obſtgarten an einem Bauernhauſe, kaum hier und da einzelne Aepfelbäume, und wo man die wahrnimmt, da wohnt gewiß ein fleißiger Wirth. Deſto häufiger erblickt man ganze Beete oder Länder mit Buchweitzen, welcher den Ehſten einen ſchmackhaften Brei giebt.

Auf den Hopfenbau legen ſich nur wenige Güterbeſitzer, noch ſeltener die Bauern. Statt aus dem Hopfen einen Handlungszweig zu machen, kauft man jährlich viele tauſend Centner aus andern Ländern, und bei dem geringſten Mißwachs befindet

man

man ſich in einer ſolchen Verlegenheit, daß einige Edelhöfe öfters kaum im Stande ſind, ihre Schenken und Wirthshäuſer (dort Krüge genannt) mit hinlänglichem Bier zu verſehen. In einem Lande, wo Bier das allgemeine Getränk für alle Einwohner iſt, muß der Hopfen ein unentbehrliches Bedürfniß ſein, und ſollte mehr angebaut werden. Er gedeihet recht gut, welches da, wo man Verſuche gemacht hat, durch den Erfolg iſt beſtätigt worden. Die Ehſtländer würden gewiß mehr Hopfen erzeugen, wenn ſie von ihren Herrſchaften dazu aufgemuntert würden. Doch bauen ſie deſſen mehr als die Letten, und wenn er gut ſortirt iſt, kommt er dem Braunſchweiger bei. Auf einigen Gütern beſteht eine Hof-Revenüe darin, indem die Bauern ein gewiſſes Maß dem Hofe liefern müſſen, daher die Benennung Ehſtländiſcher Gerechtigkeits-Hopfen, den die Brauer ſehr hoch ſchätzen. Es iſt ein Vorurtheil, daß man den Braunſchweiger Hopfen für beſſer hält, als den Ehſtländiſchen, der letztere giebt eben ſo gutes Bier, und iſt wohlfeiler als jener. Im Nothfall nehmen Einige Pomeranzenſchalen, und befinden ſich dabei beſſer, als bei dem theuren Braunſchweiger Hopfen. Seit einigen Jahren haben etliche Prediger angefangen, ſich mit mehrem Fleiße auf den Hopfenbau zu legen.

Zu einer Ehſtländiſchen Wirthſchaft gehört, wie geſagt, auch die Badſtube und das Baden. Der Ehſte muß, ſo wie der Ruſſe, wenigſtens alle Wochen ein

Digitized by Google

ein Mal, meiſten Theils des Sonnabends, ein Dampfbad haben. Er hält das in einem kleinen hölzernen Häuschen, das bei einem jeden Gute iſt, und gar häufig auch in den Dörfern gefunden wird. Es beſteht aus einer Stube mit einem kleinen Vorgemache und niedrigem Fenſter. Darin befindet ſich ein von Steinen geſetzter Ofen, der ſtark geheitzt, und zur Vermehrung der Hitze mit Waſſer beſprengt wird. Der Dunſt, Rauch und Qualm ſind daher ſo heftig, daß man erſticken möchte, beſonders wenn man es nicht gewohnt iſt. Die Badeweiber machen noch überdieß Feldſteine glühend, und werfen ſie in große mit Waſſer angefüllte Zober in der Badſtube. Dieſes, welches oft wiederholt wird, vermehrt die Hitze und den heißen Dampf. Einige Reihen breite Bänke und ſteinerne Stufen, oft auch eine Art langer Tiſche, auf welche ſich die Badenden legen, und die oft bis an die Decke der Stube reichen, wo die Hitze am ſtärkſten iſt, etliche Keſſel und Schöpfgeſchirre machen das ganze Meublement aus. Jetzt kommen die alten häßlichen Badeweiber und rufen den Badenden. Er muß ſich ganz entkleiden, und legt ſich auf die hohle Tafel oder breite Bank, die mit Laub oder Stroh belegt iſt. In manchen Badſtuben ſteht auch ein langer tiefer Trog. Das Badeweib macht indeſſen einige Eimer kaltes, laues und warmes Waſſer zurechte, und vermehrt durch beſtändiges Waſſeraufſprengen den Dampf und die Hitze immer mehr. Jetzt ſteigt eine andere zum Gerüſte

hinauf,

hinauf, beſchmiert den Leib des Badenden über und über mit Seiſe, die dieſer ſelbſt mitbringen muß, reibt ihn ganz ſanft mit einem Büſchel von Birken- oder Eichenzweigen, dann mit leinen oder wollenen Tüchern ſo lange, bis er blutroth an allen Theilen des Körpers wird. Hierauf liegt der Menſch einige Zeit wie in einer Ohnmacht, wird während derſelben mit einigen Güſſen lauen und dann kalten Waſſers überſchüttet, bis die Seiſe ganz abgeſchwemmt iſt, alsdann vollends mit Handtüchern abgetrocknet, und nun ſteigt er herab, kleidet ſich wieder an und begiebt ſich in ein anderes Zimmer. Die Teutſchen eſſen hierauf eine Badeſuppe, die von Kräutern und andern wohlſchmekkenden, zu dieſer Zeit dem Körper zuträglichen Ingredienzien bereitet iſt. Beim Baden der Bauern gehts aber viel ſchweiniſcher her, und meiſtens verrichten ſie obige Geſchäfte unter ſich ſelbſt. Zuweilen ſchwellen ſie vor Hitze und Aufgedunſenheit, wollen erſticken und ohnmächtig werden. Da gehen ſie heraus an die Luft, kühlen ſich ab, ſchütten kaltes Waſſer über ihre Köpſe, tauchen ſich in einen Fluß oder Teich, ja ſie wälzen ſich wohl gar im Winter nackend im tiefſten Schnee herum. Ich habe dieß mehr als ein Mal geſehen, und ſage die lautere Wahrheit. Dieſes Schwimmen in eiskalten Bächen, oder das Wälzen im tiefen Schnee mit hochroth aufgedunſenem Körper ſchadet ihnen nichts, vielmehr fühlen ſie ſich aufs neue geſtärkt und befinden ſich trefflich darauf. Viele gehen nach demſelben aufs neue in die Badſtube,

und

und endigen ihr Bad damit, daß ſie abermals in den Schnee oder ins Waſſer gehen, und ſich hinein legen. Daher die unglaubliche Abhärtung dieſer Menſchen, die auch wohl noch darin ihren Grund hat, weil ſie von Jugend an zu aller harten Arbeit und Beſchwerlichkeiten des Lebens gewöhnt, nicht verzärtelt, in keine weichlichen Betten gepackt, und an Froſt und Hitze, Näſſe und Regen gewöhnt werden. Sie genießen dafür auch einer dauerhaften Geſundheit, halten unglaublich viel aus, kennen eine Menge Krankheiten nicht, die uns foltern, und leben dabei froh und vergnügt, wenn ihnen ihr Erbherr nur ſo viel läßt, daß ſie einiger Maßen ſich des Lebens freuen können.

Nie ſchenken Stand, nie ſchenken Güter
Dem Menſchen die Zufriedenheit;
Die wahre Ruhe der Gemüther
Iſt Tugend und Genügſamkeit.

Erfurt.

Joh. Chr. Petri,
Doktor der Philoſophie und Profeſſor am Raths-Gymnaſium.

III. Be-

III.

Belehrung der Landleute über die Zeichen und Urſachen der Hornvieh-Seuchen, von Joh. Gottlieb Wolſtein, der Arzneiwiſſenſchaft und Chirurgie Doktor und Profeſſor. *)

Einleitung in die Kenntniß der Hornviehſeuchen.

Bei der Austheilung der Krankheiten, die die Natur ihren Geſchöpfen gab, erhielten alle lebende Weſen — die Menſchen, die Thiere und Pflanzen, nicht allein Anlagen zu gewöhnlichen, ſondern auch zu ungewöhnlichen Uebeln. Unter den erſtern werden die einfachen gutartigen Uebel verſtanden; unter den letztern hingegen die bösartigen; die um ſich greifenden, die gefährlichen und tödtlichen. Deßwegen werden ſie auch Völkerkrankheiten, Herdekrankheiten, Epidemien oder Seuchen, und Kontagionen oder Peſten genannt.

Jede

*) Obige Belehrung iſt zum Beſten der Landleute in der Gegend von Hamburg von der Hamburg. Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe herausgegeben, und der Expedition des Reichs-Anz. zur allgemeinern Bekanntmachung zugeſchickt worden, in deſſen 171. Nummer v. d. J. ſie auch abgedruckt iſt. d. Red.

Jede Gattung Thiere, auch die Pflanzen von jeder Art, haben von der Natur ihre eigenen Seuchen und ihre eigenen Peſten erhalten. Da der Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Benennungen nöthig zu wiſſen iſt, da beide im gemeinen Leben unter einander verwechſelt, und für einerlei gehalten werden, ſo iſt es nothwendig, den Sinn davon zu wiſſen, und den Nichtärzten deutlich zu machen.

Epidemien heißen Seuchen oder Völkerkrankheiten, wenn ſie die Menſchen ergreifen: Herdekrankheiten hingegen, wenn ſie die Thiere plagen. Die von Seuchen ergriffenen Thiere ſtecken die geſunden nicht an, wenn ſie dieſelben berühren; nur die peſtartigen, das heißt, die wirklichen Kontagionen vergiften ſie. Die erſtern hat man nur deßwegen Seuchen, Völker- und Herdekrankheiten genannt, weil ſie ſich von den gutartigen Uebeln darin unterſcheiden, daß ſie nicht einzeln herrſchen, ſondern immer viele Menſchen oder Thiere ſchnell oder langſam ergreifen, und in dieſem Gange ganze Länder überſchwemmen.

Rein und einfach betrachtet, unterſcheiden ſich die Seuchen von den wirklich anſteckenden Plagen bloß darin, daß ſie nicht anſteckend ſind, und folglich ihre Krankheit den Geſunden nicht mittheilen können. Uebrigens ſind ſie oft eben ſo heftig, eben ſo gefährlich und tödtlich als die kontagiöſen Seuchen. Von den richtigen Begriffen dieſer beiden

Be-

Digitized by Google

Benennungen, und von der Kenntniß der Krankheiten, die ſie beſtimmen und unterſcheiden, hängen die Einrichtungen gegen dieſe Plagen, die Polizeianſtalten, das Verfahren der Thierärzte, mit einem Worte, die Behandlung der geſunden und der kranken Thiere ab.

Aus dem bisher Geſagten folgt, daß es falſch iſt, wenn man glaubt, es gebe nur eine Seuche, eine Kontagion oder Peſt, die das Hornvieh plagt. Nicht allein die Ochſen und Kühe, ſondern auch die übrigen zahmen und wilden Thiere werden von vielen verfolgt. Einige plagen die jungen, andere die alten am meiſten; einige herrſchen unter dem männlichen, andere unter dem weiblichen Geſchlecht; einige ſind von der Art, daß ſie die Stärkern tödten, andere von der Natur, daß ſie die Schwachen umbringen. Einige verbreiten ſich vorzüglich unter den weißhäutigen und weißhärigen; andere verfolgen die rothen, die ſchwarzen, die geſcheckten u. ſ. f.

Am grauſamſten wüthen ſie gewöhnlich unter den Maſtochſen und Maſtkühen, und in den Orten, in welchen die Stallfütterung eingeführt iſt.

Auch in Anſehung der Theile, die dieſe Krankheiten ergreifen, herrſcht groſſe Verſchiedenheit. Manche nehmen ihren Siz im Kopfe, im Maule oder im Rachen: andere in der Bruſt oder im Bauche. Nicht allein die Eingeweide, auch die Klauen des Hornviehes ſind Seuchen unterworfen.

Die:

Diejenigen, die das Maul ergreifen, nennt man das Maulweh, die Zahnfleiſchfäule, das Wakkeln der Zähne, die Zungenſeuche, die Hals- oder Rachenſeuche. Die letzte hat ihren Sitz im Grunde des Mauls, und entſteht mit Peſtbeulen im Rachen.

Wenn die Krankheit die inwendigen Theile der Bruſt einnimmt, das Rippenfell, die Lunge oder das Herz ergreift, nennt man ſie die Bruſtſeuche, die Lungenſeuche, die Lungenentzündung, den Lungenbrand.

Im Bauche entwickeln ſich dieſe Plagen, in dem Magen, in den Därmen, in der Leber, Gallenblaſe und der Milz. Daher entſteht die Milzſeuche oder Milzbrand, die Leber- und Gallenſeuche, die Ruhr-, Gedärm- und Magenſeuche, oder die ſo genannte Löſerdürre.

Peſtartig, kontagiös oder anſteckend ſind vorzüglich die Löſerdürre, oder Magenſeuche; die Ruhroder Gedärmſeuche; die Gall- und Leberſeuche; die Rachenſeuche mit Peſtbeulen im Halſe oder am Grunde der Zunge; die Räudeſeuche bei den Schafen, dem Hornvieh und den Pferden, und alle übrigen Seuchen, die von denen entſpringen, die ſich anfänglich im Bauche des Hornviehes entwickeln; ſelbſt die Klauenſeuche wird anſteckend, wenn ſie mit dieſen entſteht.

Einige von dieſen Plagen herrſchen oft, einige nur zu gewiſſen Zeiten. Einige entſtehn im

Frühjahre, einige im Sommer, und einige im Herbſte. Einige davon gehn aus einer Jahrszeit in die andere über, das heißt, aus dem Frühjahr in den Sommer u. ſ. f. Einige werden durch dieſen Uebergang ſchlimmer, andere verlieren dabei einen Theil ihrer Hartnäckigkeit, und bisweilen ihre gänzliche Kraft, wenn die Natur oder die Kunſt die krank machenden Urſachen zerſtören.

Nach der Verſchiedenheit der Natur dieſer Plagen, nach der Verſchiedenheit der Lage der Orte, der Viehweiden, der Dörfer und Ställe; nach den Umſtänden, welche die Urſachen begleiten, die zu den Seuchen Anlaß geben; nach der Zu- oder Abnahme der kranken und geſunden Zeit; nach der Verſchiedenheit des Verhaltens, der Nahrung, Wartung und Pflege, machen die Seuchen mehr oder weniger Schaden, ſind ſie gelinder, gefährlicher, tödtlicher.

Von den Urſachen, die zu den Seuchen Gelegenheit geben.

Die anſteckenden und nicht anſteckenden Seuchen haben zweierlei Urſachen zum Grunde. Einige entwickelt die Natur, und einige der Zuſtand, in welchen das geſellſchaftliche Leben die Thiere verſetzt hat.

Diejenigen, die die Natur entwickelt, liegen in den Eigenſchaften der Witterung, in den ungeſunden und kranken Zeiten. Sie liegen in der Lage der Orte oder Gegenden, die den Thieren Luft,

Futter,

Futter, Waſſer und Wohnung geben. Sie entſpringen aus der Hitze, aus der Dürre und Näſſe, die weder den Jahrszeiten, weder dem Klima noch den Gattungen der Thiere angemeſſen ſind, die ihre Eindrücke nicht ertragen. Oft liegen ſie in den Eigenſchaften der Winde, die das Land beſtreichen, die Leiber der Thiere und ihre Nahrung verändern.

Daß in dieſen Urſachen geheime Giftkeime liegen, von denen wir die Beſtandtheile nicht kennen, beweiſen nicht nur die Seuchen und Krankheiten der Menſchen, ſondern auch aller übrigen zahmen und wilden Thiere. Beiſpiele davon liefern die Seuchen der Hirſche, der Haſen und aller übrigen Bewohner der Erde, der Flüſſe und Lüfte. Diejenigen Gattungen, welche die ſchädlichen Beſtandtheile, die der Dunſtkreis aufgenommen hat, nicht ertragen können, verfallen alsdann in Seuchen, in Peſten und Krankheiten, die bald dieſer bald jener Raſſe, Alter, Geſchlecht und Leibesbeſchaffenheit, großen Schaden zufügen.

Alle würden alsdann leiden und zu Grunde gehn, wenn die Natur allen einerlei Gefühle, einerlei Empfindungen, Leibesbeſchaffenheit, Nerven, Nahrung und Blut gegeben hätte; um ſie aber zu beſchützen, gab ſie jeder Gattung, jedem Alter und Geſchlecht, eigene Empfindungen, eigenes Blut, Nahrung, Leibesbeſchaffenheit u. ſ. f.

Wie es ſich mit den Nahrungsgattungen der verſchiedenen Thiere verhält, ſo verhält es ſich

Digitized by Google

auch mit der Verſchiedenheit der Schichten des Dunſtkreiſes und der Lüfte; nicht nur die Menſchen und die Thiere, auch die Pflanzen von jeder Art, ſaugen ihre eigenthümliche Nahrung aus ihnen. Daher kommt es, daß ſelbſt die ſchädlichſten Lüfte nicht für alle, ſondern nur für gewiſſe Thiere ſchädlich ſind. Jede Luftart iſt alſo reich an Lebensſtoff; dieß ſehen wir an den Geſchöpfen, die im Koth, im faulen Waſſer, in ſtinkenden Gemächern gedeihen.

Nichts iſt indeſſen für Menſchen, Pflanzen und Thiere ſo ſchädlich, als einerlei Luft und Winde. Kein lebendiges Geſchöpf erträgt ihre Eindrücke lange ohne Schaden. Ich ſchließe davon auch die geſundeſte und beſte nicht aus; damit aber dieſes Element für alle gedeihlich ſei, hat es die Natur durch die vielerlei Veränderungen für alle wohlthätig gemacht.

Dieß ſind die geheimen oder die ſo genannten phyſiſchen Urſachen, die nicht nur bei den zahmen, ſondern auch bisweilen bei den wilden Thieren ſo vielerlei Krankheiten, Seuchen und Peſten erregen. Durch folgende, die man die örtlichen nennt, werden ſie für alle, die mit uns in Wohnungen leben, gehäuft, verſchlimmert, vermehrt. Sie entſtehen von Fehlern im Verhalten, Warten und Pflegen; von der Unreinigkeit der Ställe, der Thiere, der Höfe, der Straßen in den Dörfern, den Ausdünſtungen der ſtehenden Waſſer, der Miſtpfützen u. dgl.

Digitized by Google

Die Seuchen entwickeln ſich, wenn zu viel Thiere in einem Stalle, auf einem und dem nämlichen Platze, in eingeſperrter Luft, ohne Sonne, ohne Licht, ohne geöffnete Fenſter, in einem engen Bezirke zuſammengedrängt werden; wenn ſie Mangel an Futter leiden, verdorbene Nahrung genießen und faules Waſſer trinken.

Zu dieſen gehören alle ſtehenden, alle entgeiſteten Waſſer, alle die in unreine, ſchlammige, verfaulte Waſſertröge geſchöpft werden, und von der Sonne erhitzt worden ſind. Eben dieſen Schaden erregt das verdorbene Heu und Stroh, das beim Einernten oder unter zerriſſenen Dächern ſeine Kraft verloren hat: beſonders aber der Häckerling, der in ſtinkenden Futterkaſten, beſonders am Boden derſelben, wo dieſe Nahrungsgattung ſelten oder nie umgerührt wird, verdirbt.

Die Thiere verfallen in Seuchen, wenn ſie im Frühjahre zu bald auf die Weiden gelaſſen, nüchtern aus den Ställen gejagt werden; weil ſie alsdann veraltetes, faules ſchneeſchlammiges Wintergras genießen, und Eiswaſſer trinken müſſen; weil ſie im Winter durch übles Verhalten, durch ſchlechte Nahrung und Pflege in heißen, niedrigen, ſumpfigen, ſtinkenden Wohnungen, ohne friſche Luft und Bewegung, Anlagen zum krank werden erhielten.

Im Sommer verfallen die Thiere in Seuchen, weil ſie von der Hitze geplagt, vom Durſte,

von

Digitized by Google

von Fliegen, von Inſekten gemartert werden; ſie werden krank, weil ſie auf den Weiden keinen Schatten, kein reines friſches Waſſer, keine Bäume, keine Unterſtandshütten finden. Sie ſterben, wenn ſie lange in niedrigen Gegenden weiden, wo verdorbene Waſſer ſtehen, oder auf Wieſen ihre Nahrung ſuchen müſſen, die durch Ueberſchwemmungen und faulen Schlamm vergiftet worden ſind.

Im Herbſte verfallen die Thiere in Seuchen, weil ſie in den kalten nördlichen Gegenden bis in die ſpäteſte Jahrszeit ausgetrieben werden; weil man ſie des Morgens nüchtern und früher auf die Weiden läßt, ehe die Sonne den Thau oder Reif aufgenommen und die Erde erwärmt hat; weil ſie in dieſer Jahrszeit keine geſunden Pflanzen, ſondern kaltes, durchnebeltes und erfrornes Gras auf dieſen Plätzen finden; weil die Leiber der Thiere des Tages hindurch von kalten Winden durchweht, von Eistheilen, von Schnee und Regen durchdrungen, und in der Nacht in heiße Ställe geſperrt werden.

Im Winter verfallen die Thiere in Seuchen, weil ſie im Herbſte durch die eben erwähnten Urſachen zu Seuchen vorbereitet worden ſind; weil man mehr Thiere einſtellt, als man ernähren kann; weil man ihnen ſchlechtes Heu und Stroh zum Futter giebt; weil die Thiere im Spätwinter gegen das Frühjahr Hunger leiden müſſen; weil man ihre Leiber, weder durch Bewegung, noch durch Luft und

Licht

Licht erfriſcht; weil man ihnen kein Stein- oder Kochſalz zu lecken giebt; weil man die Thiere unter halb bedeckten Heu- und Strohböden, im Staube und Spinnengewebe, wo ſie räudig und krätzig werden müſſen, ſtehen läßt; weil man ihre Leiber nicht ſtriegelt, nicht bürſtet, nicht putzt; weil ſie nicht ſelten bis an den Bauch im Miſte ſtehen und liegen müſſen; weil dieſe armen Geſchöpfe oft mehr Koth auf der Haut haben, als Fleiſch ihre Knochen bedeckt. Daß bei einem ſolchen Verhalten, bei ſolcher Nahrung, Wartung und Pflege ihre Körper, ihr Blut und ihre Säfte verändert, geſchwächt und bei ungeſunder Witterung zu Seuchen und Peſten vorbereitet werden, iſt nicht ſchwer zu begreifen.

Krieg, Hunger, Mißwachsjahre, Ueberſchwemmungen, theure Zeiten, haben faſt immer bei den Hausthieren, beſonders den Ochſen, Kühen und Pferden die ſchrecklichſten Peſten erregt.

Zu den Seuchen, die der **Krieg** entwickelt, geſellen ſich nicht nur die meiſten phyſiſchen und örtlichen Urſachen, die ich beſchrieben habe, ſondern auch Mißwachs, Hunger und theure Zeiten; weil die Felder verwüſtet, die Ernten verheert, die Futtergattungen verdorben, verſchleppt, verführt, verbrannt und von fremden Thieren gefreſſen werden.

Der Geſtank, den die Kriegslager aushauchen, macht den Dunſtkreis ungeſund. Das Schlachten

des

des Viehes, das vergoſſene Blut von Menſchen und Thieren, die liegen gebliebenen Aeſer und die nicht verſcharrten Todten von allerlei Art vergiften die Luft.

Zu dieſen geſellen ſich die Krankheiten, Seuchen und Peſten, die unter dem Schlachtvieh entſtehen, das bei veränderter Nahrung, Witterung, Waſſer und Luft, aus den entfernteſten Ländern in Eilmärſchen zu den Kriegsheeren getrieben wird; dann die Krankheiten, Seuchen und Peſten, ſo die Vorſpann-Ochſen und Pferde durch üble Behandlung, Anſteckungen, Hunger und Durſtleiden erben, und die hundertfältigen andern Urſachen, die in Kriegszeiten die Länder, Häuſer und Ställe, und Menſchen und Thiere vergiften. Dieſe Urſachen waren es, die im Herbſte 1795 und im Frühjahre 1796 das Hornvieh am Rhein und in Baiern und Schwaben verheerten.

Auch Mißbräuche und Vorurtheile, die die Menſchen im geſellſchaftlichen Leben erfunden, angenommen oder von ihren Voraltern ererbt haben, geben Anlaß zu Krankheiten, Seuchen und Peſten. Dazu gehören alle künſtliche Dinge im Ernähren, Warten und Pflegen, die die thieriſche Natur verändern, zerrütten und ſchwächen. Z. B. das Aderlaſſen überhaupt oder zu gewiſſen Zeiten; der Gebrauch von ſo vielen unnützen und ſchädlichen Arzneien; die langen Kontumazen und Quarantainen in engen Bezirken, die man die Thiere zu gewiſſen Zeiten an den Ländergrenzen machen läßt, wo ſie faſt immer

immer zu Krankheiten vorbereitet werden. Dann die ſo genannte ganze Stallfütterung, die den Thieren den Genuß der freien Luft und alle Bewegung raubt, dafür aber die Stierſucht oder die unheilbaren Franzoſen erregt, die ſie zur Fortpflanzung, zum Milchgeben und bei einem hohen Grade des Uebels auch ihr Fleiſch zum Genuſſe untüchtig macht.

Dieſe und noch ſehr viele andere Mißbräuche ſind ſchuld, daß die Hausthiere im geſellſchaftlichen Leben ſehr oft, die wilden und ſich ſelbſt überlaſſenen hingegen ſehr ſelten von Seuchen ergriffen werden.

Von den Wirkungen der Urſachen, und von den Zeichen, aus welchen man bei dem Hornvieh den Anfall der Seuchen erkennt.

Traurigkeit, Unmuth, Niedergeſchlagenheit des Geiſtes und der Kräfte ſind die erſten Zeichen, welche den Anfall der Seuchen verrathen.

Dieſen folgen: Gleichgültigkeit gegen die Nahrung, Gleichgültigkeit gegen das Nebenvieh, Huſten, eine gewiſſe Vergeſſenheit und Unluſt ſich zu bewegen.

Im Stalle hängen die Thiere den Kopf und laſſen die Ohren ſinken; im Treiben bleiben ſie gern ſtehen. Sie athmen langſam und ihre Lenden bewegen ſich nur ſchwach.

Wenn man ihre Haare betrachtet, findet man ſie ohne Glanz; ſie haben etwas rauhes, eine eigene matte Farbe,

Digitized by Google

Farbe, die ihrem gewöhnlichen Zuſtande nicht mehr ganz ähnlich iſt. Sie ſind ſteif; ſie richten ſich gerader auf als ſonſt, und bald hernach bürſten ſie ſich.

Was die Haare überhaupt anzeigen, drücken die Augen, die Ohren, die Glieder und der Körper aus. Alle verrathen eine kränkliche, widernatürliche Schwäche. Dieſer folgt Kopfſchütteln, beſonders nach dem Trinken.

Wenn man ihre Leiber berührt, zeigen ſie verminderte Wärme. Drückt man ihre Rücken, dann verrathen ſie Schmerzen. Die Hörner, die Ohren, die Naſe und die Unterſchenkel ſind kalt; die obern hingegen behalten die Wärme des Körpers.

Auf dieſe Zufälle folgt Schauder, Kälte am ganzen Leibe. Die Augen werden kleiner, und die Theile, die ſie halten, ſteif; keiner bewegt ſich ſo leicht, als im natürlichen Zuſtande.

Wenn ſich die Hitze entwickelt, ſenken ſich die ſträubigen Haare. Das Schaudern und die Kälte vergehen; dann entwickelt ſich eine ſteigende Wärme im ganzen Umfange des Körpers.

Nun fangen die Augen an zu glühen; die Ohren, die Hörner und die Schenkel werden heiß; das Athemziehen geht geſchwinder, das Blut in den Adern läuft ſchneller, das Herz und die Arterien ſchlagen nach den Graden des Fiebers in einer Minute funfzig, ſechzig Mal. Im geſunden Zuſtande bewegt ſich das Herz von einer ausgewachſenen Kuh,

nach

nach Beſchaffenheit der Jahreszeit, Witterung und Größe des Thieres — 36, 38 und 40 Mal.

Dieſen Anfall nennt man das Seuchenfieber. Es vertreibt den Kühen die Milch; es verkleiſtert die Feuchtigkeit, welche die Augen benetzt; es verdickt den Speichel; — es unterdrückt den Geſchmack zum Futter, das Wiederkauen, die Verdauung und nicht ſelten den Abſatz des Miſtes oder des Harns.

Mit dieſen Zufällen finden ſich oft noch Nebenzufälle ein; z. B. kleine Zuckungen unter der Haut — beſonders in den Muskeln des Halſes — Zähnknirſchen, Kopfzittern, Durchbruch, Angſt, veränderter Puls u. ſ. f.

Dieß ſind die gewöhnlichen Zufälle der Seuchen in der erſten Stufe der Krankheit: ſie entſtehen vom erſten bis zum dritten Tage. Bisweilen erſcheinen ſie ſchleichend oder erregen ſo wenig Beſchwerden, daß die natürlichen Verrichtungen keine großen Veränderungen leiden. Dann behalten die kranken Thiere noch Luſt zum Futter, ſie geben noch Milch und wiederkauen auch noch. Wenn ſie hingegen ſchnell erſcheinen, ſchnell einen hohen Grad erreichen, dann ſind die Thiere nicht ſelten am zweiten oder dritten Tage ſchon todt.

Wenn die Krankheit gelinder iſt; wenn die Zufälle langſamer ſteigen; wenn ſich der Ausgang des Uebels bis zum eilften, dreizehnten, funfzehnten

Tage

Tage verſpätet — dann wird die zweite Stufe der Seuche von folgenden Zufällen begleitet: die gewöhnlich vom dritten bis zum fünften Tage erſcheinen.

Die Thiere ſtehen alsdann mit geſenktem Kopfe und ſchlappend hängenden Ohren ein paar Schritte vom Troge entfernt, der ihr Futter enthält. Es graut ihnen vor der Nahrung, ſie geben keine Milch, ſie wiederkauen nicht mehr. Oft zeigen ſie großen Durſt, oft verſagen ſie alles Getränke. Sie gehen nicht gern vorwärts mit den hintern Schenkeln; ſie treten nicht gern auf die eine oder andere Seite; rückwärts ſcheinen ſie lieber zu gehen.

Dieß ſind die Zeichen, durch welche die Thiere ihre Krankheit im Stehen und Bewegen ausdrücken. Am Körper nimmt man folgende wahr.

Bald iſt er widernatürlich heiß, bald fehlt ihm der gewöhnliche Grad der Wärme, welcher der Geſundheit eigen iſt. Im erſten Falle ſchlagen die Pulsadern oft mehr als noch ein Mal ſo geſchwinde, als im natürlichen Zuſtande; im zweiten bewegen ſie ſich zwar ſchnell, allein der forſchende Finger fühlt ihre Schläge kaum.

Das Athemziehen iſt mühſam, kurz und geſchwinde; es wird oft durch Huſten erſchüttert. Die Haare ſind beſtändig entfärbt; bald gehoben, bald ſträubig, bald geſenkt. In der linken Lendengegend findet man einen runden feſten Ball, der das harte Futter im dritten Magen verräth.

Digitized by Google

In den Augen ſieht man Mattigkeit; ſie ſind bald mehr bald weniger entzündet; anfänglich mit Waſſer und ſpäter mit ſchleimiger Materie überzogen. Dieſe Materie iſt giftig.

Aus den Naſenlöchern fließt wäßriger, bisweilen freſſender ſtinkender Schleim. Auch dieſer Schleim iſt giftig. Je dünner, gelber, grüner und ſtinkender derſelbe iſt, deſto bösartiger iſt die Krankheit und das Gift, das aus der Naſe fließt.

Die Zunge iſt entweder ſchmierig, oder ſchlammig, oder trocken, und bisweilen an den Seitentheilen mit Blaſen beſetzt, die gelbes freſſendes Waſſer enthalten, und faule freſſende Geſchwüre anlegen. Am bösartigſten iſt die Seuche, die mit Peſtbeulen am Grunde der Zunge, oder im Rachen entſteht.

In der zweiten Stufe der Krankheit leiden die Eingeweide des Bauchs am meiſten — beſonders in der Magenſeuche. Die Verdauung ſteht alsdann ſtill, und das Wiederkauen iſt gänzlich unterdrückt, ſo bald die Entzündung die Magen u.ſ.w. ergriffen hat.

So wie die Magen in Stillſtand verfallen, wirken die Därme zu viel. Sie werden durch die Entzündung zu viel gereitzt. Dieß erregt bei den Thieren Zwang, der mit blutigen Bauchflüſſen oder Ruhren verbunden iſt, die den meiſten das Leben nehmen. Im Anfange ſpritzen ſie ſchleimigen Koth, dann

blutige,

blutige, ſtinkende Jauche. Zu dieſen Symptomen geſellen ſich in faulen bösartigen Seuchen die Trommelſucht in den Magen und Gedärmen, und die Windſucht unter der Haut.

Der Harn, den die Kranken in der zweiten Stufe der Seuche abſetzen, iſt im Eingange roth, und gegen das Ende derſelben braun; ſein Abgang iſt nach den Zufällen und den Eindrücken der Reitze verſchieden; bei einigen treibt ihn die Natur oft, bei andern ſelten ab.

Die Seuchen, die ſich gegen den eilften, dreizehnten oder funfzehnten Tag mit dem Tode oder der Beſſerung der Thiere endigen, bringen in der dritten Stufe folgende Erſcheinungen hervor.

Den ſechſten oder ſiebenten Tag vermindert ſich die Hitze; die Hörner, die Ohren und Schenkel ſind bloß nahe am Körper kalt. Die Augen liegen tief in ihren Hölen; bei der Magenſeuche ſind ſie in dieſer Stufe der Krankheit immer mit Giftmaterie bedeckt. Dieſe ſo wohl als jene, die den Kranken aus den Naſen fließt, iſt nach den Graden der Bösartigkeit der Seuche mehr oder weniger gutartig, freſſend, faul und ſtinkend.

Die hintere Lippe iſt ſchlaff, und das Maul geifert nicht mehr; gewöhnlich haucht es einen übeln Geruch. Die Zunge iſt welk, dünn, ſchlammig, oft rauh, oft trocken, mit Blaſen oder Geſchwüren beſetzt; der Puls klein, geſchwinde und matt; der Bauch geſpannt oder ſehr tief eingeſunken.

Die

Die Haut hängt feſt am Fleiſche. Bisweilen iſt ſie mit Beulen, mit Ausſchlägen am Maule, an der Naſe, am Rücken, oder an andern Theilen beſetzt. Alle dieſe Zeichen ſind gut, ſie verrathen die Geneſung der kranken Thiere.

Nach dieſer Verſchiedenheit ſind die Auswurfsmaterien des Afters und des Harns geartet. Der letztere iſt braun oder trübe — in mehr oder minderer Menge, nachdem die Auswürfe durch den After flüſſig, häufig oder ſelten ſind.

So iſt in den meiſten Seuchen (die nicht vor dem ſechſten, ſiebenten Tage tödten) der Zuſtand der Thiere bis zum zehnten, dreizehnten Tage beſchaffen. Wenn die Kranken ſo lange leben, iſt Hoffnung, daß die meiſten geneſen werden; beſonders aber diejenigen, die während dem Laufe des Uebels merkbaren Muth und Kräfte behalten haben; die von dem Bauchfluſſe und der Ruhr nicht zu viel mitgenommen worden ſind; die in der dritten Stufe der Krankheit einen Ausſchlag am Körper oder an irgend einem Theile deſſelben bekommen; die Neigung oder Sehnſucht zu irgend einer Futtergattung erhalten: kurz, alle diejenigen, bei welchen ſich die natürlichen Verrichtungen ſammeln, langſam erhöhen, ſteigen, und die Eindrücke der Krankheit erſticken.

IV.

Richtige Werthſchätzung des Bauernſtandes.

Das durch die gemeine Meinung den verſchiedenen Nahrungsgewerben zugetheilte Maß der Werthſchätzung iſt weder an allen Orten, noch zu allen Zeiten gleich, immer aber nicht nur für jedes dieſer Gewerbe, ſondern auch für den ganzen Staat ſelbſt von wichtigen Folgen. Die Ackerleute und die Schäfer, wovon ſich jene in China, und dieſe in Spanien auf der oberſten Stufe der Rangordnung befinden, waren ehemals in Teutſchland der tiefſten Geringſchätzung unterworfen, und die letztern ſogar mit einer Ehrloſigkeit behaftet, die ihre Nachkommenſchaft zur Aufnahme in Zünfte und Gilden unfähig machte. So genießen noch jetzt gewiſſe Zünfte in einigen Reichsſtädten Vorzüge der Achtung, die jenen in andern gänzlich mangeln. Der Teutſche Bauer iſt in den mehrſten Gegenden aus ſeiner Verächtlichkeit, theils mehr, theils weniger empor geſtiegen, in einigen noch darin zurück geblieben, und in einigen andern weit — vielleicht höher, als es für ihn ſelbſt und die bürgerliche Geſellſchaft dienlich iſt — hinauf gerückt. Dieß ſcheint mir immer einer bedachtſamen Prüfung werth zu ſein, die ich jetzt verſuchen will, ſie aber bloß auf dasjenige Verhältniß der Bauern ein=

einſchränken werde, nach welchem man ſie als wirk-liche Mitbürger des Staats – nicht als leibeigene Sklaven — betrachtet und behandelt.

Noch gar zu oft iſt dennoch der Bauernſtand einer unbilligen Geringſchätzung unterworfen: da es doch gewiß nur einer ſehr mittelmäßigen Kenntniß von der Stärke und Schwäche der Staaten und deren Urſachen bedarf, um mit völliger Ueberzeugung zu wiſſen, daß diejenige Klaſſe von Unterthanen, welche die ländlichen Nahrungsgewerbe betreibt, die vornehmſte Grundlage der inneren Glückſeligkeit eines jeden Staats, und daß ſie es hauptſächlich ſei, die dem Oberhaupte des Staats Glanz, Macht und Sicherheit, und ihren Mitbürgern Nothdurft und Bequemlichkeit verſchafft. Dieß giebt ihr gewiß die gerechteſten Anſprüche auf eine vorzügliche Werthſchätzung. Unbilligkeit und zugleich Undankbarkeit iſt es daher, wenn der Bauer noch jetzt eben ſo, als in ehemaligen barbariſchen Zeiten, verächtlich behandelt, und tief unter alle andere Stände der bürgerlichen Geſellſchaft herab geſetzt wird; wenn der Pacht und Juſtiz-Beamte, wenn jeder Civil- und Militair-Bediente — vom Kopiſten oder Unteroffizier bis zum Miniſter oder General — nicht bloß Höflichkeit und Achtung, ſondern ſklaviſche Ehrerbietung und Unterwürfigkeit, als ein wohlgegründetes Vorrecht, von ihm fordert, und die kleinſte Abweichung davon ihm zum ſtrafbaren Verbrechen anrechnet; wenn der

Landmann jedem ſtädtiſchen Schuhflicker und jedem in einen Lakeien des hochwohlgebornen Gutsherrn verwandelten Bauerjungen oder Bettelbuben, bei Hochzeiten und andern ländlichen Zuſammenkünften, den Vorgang oder Vorſitz überlaſſen, auch es dulden muß, daß er bei öffentlichen ſtädtiſchen Feierlichkeiten entweder ganz zurück, oder in die hinterſten Reihen der Zuſchauer verwieſen, und von jedem Handwerksburſchen von ſeinem Plätzchen verdrängt, und daß wohl gar von den Gerichten, in ſeinen rechtshängigen Streitigkeiten mit ſtädtiſchen Einwohnern, auf ſeine Vorträge weit weniger, als auf die Vorträge ſeines Gegentheils, geachtet, und dieſer offenbar begünſtiget wird.

Eine ſo unbillige Erniedrigung des einen Standes, und dagegen ſo ſichtbare andern Ständen theils wirklich beigelegte, theils von denſelben uſurpirte Vorzüge bringen ganz natürlich in dem menſchlichen Herzen einen Widerwillen gegen den erſtern, und eine Sehnſucht hervor, ſich aus dieſem in einen der letztern zu verſetzen. Gewohnheit und Erziehung machen freilich dem Bauer dieſen Abſtand weniger empfindlich, aber ihn doch nicht fühllos dagegen, und dann um ſo weniger, wenn es ihm nicht an Gelegenheit und Vermögen zur Veränderung ſeines Zuſtandes fehlt. Daher ſchickt der bemittelte Bauer gar zu gern ſeinen Sohn — oft mit den beſten Anlagen zum Landwirthe, aber mit den wenigſten

zum

zum Gelehrten — nach der Akademie; daher verläßt er ſelbſt wohl gar ſeinen Ackerbau oder ſein ländliches Handwerk, um in einer benachbarten Stadt ein ſtümperhafter und armſeliger Bierbrauer oder Stadtmeiſter zu werden; daher ergreifen ſo viele geſunde, ſtarke und wohlgewachſene Söhne und Töchter der Bauern begierig jede Gelegenheit, in ſtädtiſche Lakeien, Kutſcher und Dienſtmägde verwandelt, und dann mehrentheils an Leib und Seele verdorben zu werden, und daher verlieren die Dörfer und Landgüter eine Menge Arbeiter, die ihnen nöthig und nützlich waren.

Auf der andern Seite hat aber auch eine allzu weit ausgedehnte Begünſtigung des Bauernſtandes nicht minder nachtheilige Folgen. Bei aller meiner feſten Ueberzeugung von der Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit dieſes Standes — philoſophiſch betrachtet — werde ich doch nie die Chineſiſche Rangordnung, welche ihn in die erſte und oberſte Klaſſe erhöhet, und eine dieſem Range angemeſſene Behandlung der Bauern für unſer Vaterland paſſend und zuträglich erkennen, und weit eher der Behauptung beipflichten, daß es — in politiſcher Hinſicht — nicht nur rathſam, ſondern durchaus nothwendig ſei, daß gedachte Unterthanen ſich etwas mehr, als andere, in einer gemäßigten Unterwürfigkeit befinden, und darin erhalten werden, um gerade ſo völlig nützliche Mitglieder des Staats

zu bleiben, als es die Wohlfahrt des Ganzen erfordert. Auch hier liegt das Wahre und Gute zwiſchen dem zu Viel und zu Wenig, gerade in der Mitte zwiſchen beiden.

Wird aber z. B. der Bauer von allen und jeden, auch den leidlichſten Frohndienſten entledigt; ſo giebt ihm dieß gewöhnlich mehr Veranlaſſung zur Trägheit und Verſchwendung, als zum Fleiße und zur Sparſamkeit, *) und zerreißet außerdem ſeine Verbindung mit dem Haushalte großer Landgüter, woſelbſt ihm die Ableiſtung des Dienſtes die beſte Gelegenheit gab, die neueſten u. nützlichſten wirthſchaftlichen Einrichtungen kennen zu lernen, und ſich durch den ſichtbaren Erfolg von ihrer Thunlichkeit und von ihren Vortheilen zu überzeugen. Werden ihm unbegrenzte Freiheiten und Willkürlichkeiten in ſeinem Handel mit ländlichen Produkten zugeſtanden, ſo gereicht ſolches dem ſtädtiſchen Nahrungsſtande zum empfindlichſten Nachtheile. Steht ferner dem Bauer der Zutritt zu ſeinem Landesherrn zu allen Zeiten und ſolchergeſtalt offen, daß er denſelben — ohne alle Rückſicht auf die feſtgeſetzte Subordination der Landes-Kollegien und Gerichte — zu jeder ſcheinbaren An-

*) Dieſe Behauptung ſcheint ungefähr aus denſelben Vorausſetzungen gefolgert zu ſein, wie die jenes Fabrikanten, der ſeine Arbeiter durch geringes Lohn zu deſto größerer Thätigkeit anhalten zu können glaubte. d. Red.

Anklage gegen ſeine Vorgeſetzten ungeahndet miß- brauchen, derſelben hiernächſt entdeckten Ungrund mit ſeiner vorgeblichen Einfalt und Unwiſſenheit rechtfertigen, ſeine Vorgeſetzten, ſo oft er will, in dem Fall bitterer Verantwortung ſetzen, und durch beſtändige Beſorgniß vor unverdienten Verweiſen und Strafbefehlen in der Ausübung ihrer Dienſt- pflichten ſchüchtern machen kann; ſo ſind Hemmung der Juſtizpflege, ungerechte Kränkungen anderer Mit- glieder des Staats, Verachtung und Nichtbefolgung obrigkeitlicher Anordnungen, und wohl gar öffent- liche Empörungen die unglücklichen Folgen davon.

Ohne Zweifel ſind öffentliche von beiden Abwe- gen gleich weit entfernte Merkmahle der dem Bauern- ſtande gebührenden Achtung ganz wohl möglich, da- hin werden folgende, mir zweckmäßig ſcheinende Mittel gehören.

Um dem Bauernſtande ſolche Achtung da, wo es noch daran fehlt, zu verſchaffen, müſſen noth- wendig alle oben erwähnte verächtliche Behandlun- gen deſſelben nach und nach weggeſchafft werden, welches aber nicht wohl durch Landesgeſetze, ſon- dern weit eher dadurch geſchehen kann, wenn der Landesherr und ſeine erſten Staatsbedienten bei allen Vorgängen, da ſie dergleichen Behandlung wahrneh- men, ihr Mißfallen darüber öffentlich zu erkennen geben; dem ländlichen Unterthan in gleicher Maße, wie dem ſtädtiſchen, den mit Vorſicht eingeſchränkten

Zu-

Zugang geſtatten, und denjenigen Bauer, der ſeine Wirthſchaft mit vorzüglichem Fleiße und Geſchicklichkeit betreibt, eben ſo vieler Güte und Achtung würdigen, als den fleißigen und geſchickten Kaufmann und Fabrikanten. Der Landwirth, der ſeinen ſtädtiſchen Mitbürgern Getreide, Schlachtvieh, Butter, Käſe, Flachs, Tobak, Färberröthe u. ſ. w. in vorzüglicher Menge und Güte liefert, verdient ſogar — wegen ſeines größern Beitrags zum gemeinen Beſten — noch mehr Aufmerkſamkeit und Achtung, als der Kaufmann, der ſeine Mitbürger mit ausländiſchen Stoffen, mit Juwelen, mit den beſten Weinen, mit den neueſten Modewaaren u. ſ. w., oder der Fabrikant, der dieſelben mit Tapeten, Treſſen, den feinſten Liqueurs und Parfümerien u. ſ. w. verſorgt. Nöthig und nützlich iſt es ferner, daß der landesherrliche Bediente in ſolchen Angelegenheiten, welche ländliche Nahrungsgewerbe überhaupt, und beſonders die Mittel zu deren Verbeſſerung, oder zur Abſchaffung gewiſſer Mängel, Gewohnheiten und Mißbräuche betreffen, das Gutachten und Urtheil erfahrner Landleute ſeiner Nachfrage und Aufmerkſamkeit alle Mal werth achte. Niemand zweifelt daran, daß es nöthige Vorſicht und Klugheit ſei, wenn diejenigen, denen es aufgetragen iſt, ein ſolches landesherrliches Geſetz zu entwerfen, wodurch dem Fabrik- oder Handlungsweſen eines Landes überhaupt, oder auch nur einem Haupttheile deſſelben inſonderheit, oder auch bloß einer einzelnen

Haupt-

Hauptgattung der ſtädtiſchen Nahrungsgewerbe, z. B. dem Brauweſen, eine andere Einrichtung gegeben werden ſoll, zuförderſt über den bisherigen Zuſtand derſelben und über die Thunlichkeit und Nutzbarkeit der vorhabenden Veränderungen nicht nur von den Kollegien und Departements, zu deren Reſſort jene Gewerbe gehören, ſondern auch ſelbſt von einigen Perſonen, welche dieſelben betreiben, und davon genaue Kenntniß und vieljährige Erfahrungen haben, Erkundigung einzuziehen. Sollte es dann nicht gleichfalls weiſe und nöthige Vorſicht ſein, vor Abfaſſung eines den ländlichen Nahrungsſtand betreffenden Geſetzes, z. B. wegen Triſten und Hutungen, wegen Zehnten, wegen Ableiſtung des Herrendienſtes, wegen des Flachsbaues und deſſen Zubereitung, wegen ländlicher Handwerke, wegen Schäfereien und Holzungen, wegen Unterhaltung und Beſſerung gemeiner Brücken und Wege u. ſ. w. alte und als gute und erfahrne Wirthe bekannte Bauern um die bisherige Verfaſſung und um ihr Gutachten zu befragen? und ſich in ſolchen Fällen nicht mit den alleinigen Berichten der Juſtiz- und Pachtbeamten — wie doch gewöhnlich geſchiehet — zu begnügen? Gewiß würde nicht ſo manche Verordnung fürs platte Land in der Ausführung mißglükken, wenn das erſtere zuvor geſchehen wäre, auch ohne Zweifel dem Bauernſtande mehr Achtung verſchafft werden. Hierzu wird gleichfalls ungemein viel beitragen, wenn die Obrigkeiten nicht bloß

darauf

darauf bedacht ſind, die Vergehungen der Bauern aufzuſpären, und mit Verweiſen oder Züchtigungen zu ahnden, ſondern auch darauf ſeine guten Handlungen zu bemerken, und mit Lobe und Beifalle, auch Prämien zu belohnen. Das ſollte eigentlich der Zweck nnd das Geſchäft der in verſchiedenen Staaten gebräuchlichen jährlichen Landgerichte ſein, und deren Ausrichtung nicht bloß — wie gewöhnlich — darin beſtehen, daß der Kommiſſarius den aus 2 oder 3 Aemtern verſammelten Bauern gewiſſe landesherrliche Verordnungen vorleſen, ſich Leuchten und Gewehre vorzeigen, Sperlingsköpfe und Hamſterpfoten abliefern läßt, dann ſich gänzlich mit Nachforſchungen über die vorgefallenen und unterſuchten Verſündigungen gegen Polizei- und Forſtordnungen und mit Beſtimmung der verwirkten Strafen beſchäftiget und 2, 3 oder mehr Tage an einer wohl bedeckten Mittags- und Abendtafel, ſo wie an der Landgerichtstafel, präſidirt. Würde aber derſelbe auch die unter dem Landgerichte begriffenen Dorfſchaften bereiſen, ihren wirthſchaftlichen Zuſtand ſelbſt unterſuchen, durch eigene Erkundigung und Einſammlung der Stimmen von den Mitgliedern jeder Dorfſchaft den- oder diejenigen erforſchen, die ſich durch fleiſſige und geſchickte Wirthſchaft im Ackerbaue, oder Wieſewachſe, oder in der Viehzucht, oder in andern häuslichen Einrichtungen beſonders ausgezeichnet, oder in der Befolgung neuer nützlicher ökonomiſcher Veranſtaltungen das erſte Muſter zur

Nach-

Nachahmung gegeben haben: ſo würden den Landesregierungen dadurch die ihrer Achtung vorzüglich werthen, und in den oben angeführten Fällen brauchbaren Bauern kenntlich gemacht werden; und würden dann die baaren Landgerichts- und Forſtſtrafen nicht mehr — gewiß auf keine ſchickliche Weiſe — als ordentliche Kammer-Intraden betrachtet, ſondern, wo nicht ganz, doch größten Theils, zu Belohnungen des ländlichen Fleißes, Klugheit und Geſchicklichkeit — es ſei mit Geſchenken an baarem Gelde, oder Viehe, oder Ackergeräthſchaften, oder Bauholze u. ſ. w. — verwendet, und ſolche durch die Intelligenz-Blätter öffentlich bekannt gemacht: ſo würde dadurch unfehlbar eine richtige Werthſchätzung des Bauernſtandes unter ihnen ſelbſt und unter den übrigen Einwohnern des Landes verbreitet, und zugleich die ländliche Induſtrie merklich befördert werden.

Alles dieſes wird aber auch, ohne koſtbare jährliche Landgerichte, da, wo die Domainen-Aemter nach Lokal Departements unter die Mitglieder der landesherrlichen Kammer vertheilt ſind, durch dieſe Departements-Räthe, bei ihrer Bereiſung der Aemter von Zeit zu Zeit, füglich bewerkſtelligt werden können.

Helmſtädt.

H. J. Hinze,
Hof-Kommiſſair u. Mitglied der königl. Landwirthſchafts-Geſellſchaft in Celle.

V. Re-

V.

Recenſion.

Taſchehbuch für Gutsbeſitzer (,) Pächter und Wirthſchaftsbeamte (,) beſonders in Schleſien (.) herausgegeben von G. Brieger, K. P. Dom. Intendanten von der Intendantur Koſten in Südpreußen u. ſ. w. Viertes Jahr. Mit zwei Tabellen. Breslau, bei W. G. Korn. 1799. 209 S. 8.

Nicht nur Schleſiſche Oekonomen, für die es, wie der Titel ſagt, eigentlich beſtimmt iſt, ſondern auch auswärtige Liebhaber der Landwirthſchaft und praktiſche Ausüber derſelben werden in dieſem Taſchenbuche manches Intereſſante und Nützliche antreffen. Den eigentlichen Abhandlungen geht S. 1 — 58 ein kleiner Landwirthſchafts-Kalender voraus, worin die in jedem Monate vorkommenden landwirthſchaftlichen Arbeiten, nebſt Bemerkungen über die beſte Verrichtung derſelben angegeben werden. Der erſte Aufſatz: Ueber die Obſt-Kultur in Schleſien, S. 61 — 108, iſt mit wenigen Abänderungen ſchon im Teutſchen Obſtgärtner abgedruckt. — 2) Verſchiedene Arten mit angewendeter Holzerſparung zu bauen, S. 109 — 130. Die

Die erſte iſt der ſo genannte in Frankreich erfundene Piſe-Bau, welcher darin beſteht, daß man zwiſchen breternen Formen Wände von Erde aufführt, die weder zu fett noch zu mager, weder zu trocken noch zu feucht iſt, und vermittelſt eines hölzernen Stämpels feſt geſchlagen werden muß. Dann wird ein Dach darauf gebracht, und wenn die Wände gut ausgetrocknet ſind, ſo werden ſie mit einem ſpitzigen Hammer eingepickt, und ein aus Kalk und Haaren beſtehender Bewurf darauf getragen. Der Piſe-Bau iſt jedoch nur bei kleinen Gebäuden anwendbar. — Eine zweite holzerſparende Bauart iſt der Bau mit Lehmpatzen, einer Art Luftziegel, worüber der Hr. von Goldfuß eine eigene Schrift herausgegeben hat. *) Dieſe Bauart ſteht dem Bau mit Backſteinen wenig nach, und man muß ihr mit dem Verfaſſer in Anſehung der Holzerſparniß vor jeder andern den Vorzug einräumen. — Als eine dritte Art, beim Bauen das Holz zu ſparen, iſt die Wellerarbeit angegeben, die jedoch aus verſchiedenen Gründen nicht zu empfehlen iſt. Der beſte Bau bleibt immer der mit Back- oder Ziegelſteinen, und wenn dieſe mit Steinkohlen oder Torf gebrannt werden, welches beides in Schleſien üblich iſt, ſo wird zugleich der Zweck der Holzerſparung erreicht. — 3) Ueber den Aufbau beweglicher

Stal-

*) Feuerſicherer und dauerhafter Häuſerbau von wohlfeilen Lehmpatzen. Dresd. 1794.

Stallungen auf weit entlegenen Feldern. S. 131 — 136. In dem Taſchenbuche von 1797 hatte der Verf. einen vom Prof. Forſter projektirten und vom Prof. Meinert entworfenen Schuppen für die Sommerſtallung der Schafe, mit einigen Abänderungen vorgeſchlagen. Dadurch wurde der Hr. von Arnim im Erzgebirge auf eine ganz neue Idee geleitet, die er auch ſofort ausführte. Er ließ nämlich auf den entfernteſten und gebirgigen Feldern einen beweglichen Kuhſtall nebſt einer Sommermelkerei anlegen. Die Auseinanderſetzung der dadurch gewonnenen Vortheile und die Anweiſung, wie man dergleichen Stallungen auf dem platten Lande nachahmen könne, machen den weitern Inhalt dieſes Aufſatzes aus. — 4) Schleſiens wildwachſende Bäume und Sträucher, nach dem Linneiſchen Syſtem geordnet. S. 136—176. Es ſind deren 69 an der Zahl. Der Verf. hat ſie durchgehends mit naturhiſtoriſchen Bemerkungen begleitet, und auch ihren techniſchen und ökonomiſchen Gebrauch angegeben. Die eben ſo zahlreichen nach Schleſien verpflanzten Hölzer will er an einem andern Orte liefern. — 5) Futterbau; Fortſetzung eines im Taſchenb. für 1797 angefangenen Aufſatzes. S. 177 — 190. Er handelt von der Eſparſette, dem Franzöſiſchen Raigras, der Neſſel und dem Mariengras. — 6) Grüne Winterfütterung der Schafe. S. 190—200. Daß dieſe auf das Wohlbefinden der Schafe einen

einen vortheilhaften Einfluß habe, leidet wohl keinen Zweifel, daß aber die Geſundheit derſelben überhaupt darauf beruhen ſollte, kann mit dem Verf. nicht unbedingt angenommen werden. Wenn er ſchreibt: „Die junge Roggenpflanze iſt bekanntlich eine ſehr geſunde Nahrung der Schafe, aber minder geſund iſt das Abweiden durch dieſelben der Saat ſelbſt,“ ſo widerſpricht das geradezu demjenigen, was vorn im landwirthſchaftlichen Kalender, S. 5, ſteht: „Die Schafe erkälten ſich den Magen mit der gefrornen (Roggen) Saat, und legen den Grund zu künftigen unheilbaren Krankheiten.“ Unſere Gedanken hierüber ſind: ſo bald es ausgemacht iſt, daß das Abweiden der jungen Saat nachtheilig iſt, kann darüber, ob es den Schafen zuträglich ſei oder nicht, gar keine Frage ſein. Um dieſes Abweiden des jungen Getreides nicht nöthig zu haben, empfiehlt der Verf. folgende im Winter grün bleibende Pflanzen zu produciren: Bibernelle, Winterrübſen, Waid und gemeine weiße Rüben. — 7) Sparſame Winterfütterung der Schafe. S. 201—209. Sie beſteht in der Fütterung mit Hexel oder Siede. Der Verf. zeigt, wie man ſie den Schafen angewöhnen könne.

VI. Noch

VI.

Noch etwas über den Brand im Weitzen.

Die Bemerkungen, welche Herr M. Spitzner im Mai-Stück der Oekonomiſchen Hefte, 1799, S. 387—401, über Hatzels Meinung vom Brand im Weitzen macht, verdienen allerdings vielen Beifall, und man ſieht daraus, daß der Verfaſſer derſelben einer von denjenigen Oekonomen iſt, welche ſich bemühen, die Wirkungen einer Sache aus vernünftigen, auf Erfahrung gegründeten Schlüſſen zu folgern. Ich habe nun die Landwirthſchaft bereits 41 Jahr geführt, *) und während dieſer Zeit viele Beobachtungen über dieſes Uebel angeſtellt; ich fand auch hier und da Wahrſcheinlichkeiten, konnte jedoch niemals zur völligen Gewißheit gelangen. — Meine Erfahrungen ſind aber folgende:

„So

*) Der Verf. iſt der in des geheimen Raths Schubart von Kleefelds Oekonomiſch-Kameraliſtiſchen Schriften erwähnte brave Bauer und einſichtsvolle Landwirth (in dem Dorfe Podebulß bei Zeitz), welcher nach dem Beiſpiel und den Lehren des geheimen Raths den für die ganze Oekonomie ſo vortheilhaften Kleebau in daſiger Gegend zuerſt nachahmte.

d. Red.

„So bald als ſich die Weitzenähre aus dem Halm entwickelt, kann ich gleich beſtimmen, ob dieſelbe brandig ſei, oder nicht. Brandige Aehren ſind nämlich ungewöhnlich dicker, und die Hülſen, wo die Körner befindlich, ſind ſehr weit aus einander.“

Aehren mit dieſen Eigenſchaften werden jederzeit brandig. Die Urſache des Brandes iſt dieſe:

„So bald als das Körnchen anfängt zu reifen, bemerkt man in demſelben kleine rothe Würmchen, welche ihre Eier hinein legen, *) und hierdurch wird, wenn man nicht den Samen durch das weiter unten angegebene Mittel reinigt, der Brand im Weitzen alle Jahre mit den Körnern ausgeſtreut. Oeſters werden die Weitzenkörner ſo ſehr von dieſen rothen Würmchen beſchädigt, daß dieſelben nicht einmal die Kraft haben, gleich den andern Stengeln in die Höhe zu treiben, ſondern ſehr kurze Halmen, und ganz kleine brandige Aehren haben. Dieſes nennt man in hieſiger Gegend Stoppelbrand.“

Das beſte Mittel, daß dieſe Eier ſich nicht in der Erde entwickeln, ſondern zernichtet und dadurch unſchädlich gemacht werden, beſteht darin:

„Daß

*) Hierdurch wird alſo die Meinung, daß der Brand im Weitzen von kleinen Inſekten herrühre, aufs neue beſtätigt. d. Red.

„Daß man zwei bis drei Tage vor der Einſaat den Samenweitzen mit Waſſer, ungelöſchtem Kalk und etwas Salz vermengt.“

Alle übrige bisher bekannt gemachte Mittel gegen den Brand ſind, wo nicht unwirkſam, doch unnöthig.

Podebulß, den 6. Juli 1799.

Chriſtoph Schneider.

VII.

Kurze Nachrichten.

a) Naturbegebenheiten.

Noch in der Mitte des Juni ſind auf dem Biharrer Gebirge in Ungarn 5 Hirten durch die eingetretene heftige Kälte erfroren.

* * *

Einem Briefe aus London vom 9. Juli zu Folge, lag damals in Cumberland noch viel Schnee.

* * *

Bei der in der Mitte des Juli eingetretenen kalten Witterung hat es auf den Bergen und in den Thälern Tyrols ſtark geſchneiet.

* * *

In den Türkiſchen Ländern in Aſien hat die naſſe Witterung der Ernte ſehr geſchadet.

* * *

Zu

Zu Töplitz in Ungarn hat am 10. Juli ein Wolkenbruch vielen Schaden angerichtet. Die Badegäſte und die Einwohner flüchteten ſich auf hohe Berge; die zurück gebliebenen ſuchten Schutz auf den Dächern. In dieſer angſtvollen Todesgefahr ſchwebte man 4 Stunden; wo dann das Waſſer wieder eben ſo ſchnell anfing zu fallen, als es geſtiegen war.

* * *

In dem prächtigen Garten Marbeuf in Paris hat dieſes Jahr der Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera *Linn.* Franz. tulipier) geblüht, wodurch eine Menge neugieriger Zuſchauer dahin gezogen wurde. Der Tulpenbaum iſt einer von den ſchönſten Bäumen des nördlichen Amerika, den man an das Klima in Frankreich gewöhnt hat. In einem guten Boden wächſt er gegen 26 Metres (ungefähr 80 Fuß) hoch und trägt auf einem öfters $1\frac{3}{15}$ Metres (4 Fuß) ſtarken Stamme, eine breite, prächtige, obgleich etwas unregelmäßige Krone. Aber die Höhe und Stärke iſt es nicht eigentlich, was dieſen Baum beſonders merkwürdig macht: die ſonderbare Geſtalt ſeiner oft 9 Zoll breiten, glatten, winklichten und an den Spitzen gleichſam abgeſtutzten Blätter, hat keine Aehnlichkeit mit irgend etwas, das wir in dieſer Art kennen. Eine zweite Sonderbarkeit dieſes Baumes findet man in der Größe und Schönheit ſeiner Blüthen, die man mit Tulpen verglichen hat, und die einen der ſchönſten Anblicke gewähren;

Schade nur, daß ihnen die Natur keinen Geruch gegeben hat! — Erſt ſeit wenig Jahren blüht der Tulpenbaum in Frankreich, und giebt ſchon ziemlich gute Körner. In dicken Wäldern würde er ſchwerlich gedeihen; weil er ein freies Terrain liebt. Steht er eingeſchloſſen, ſo kommt er herunter und geht nach und nach ganz ein. — Wegen dieſer merkwürdigen Eigenheit, verbunden mit ſeinen majeſtätiſchen Wuchs, der Schönheit ſeiner Blätter und Blüthen, und endlich wegen der Nützlichkeit ſeines Holzes, hätte man ihn, einer Aeußerung des Profeſſor Lamarcks zu Folge zum lebendigen Sinnbild der Freiheit wählen ſollen. — In Teutſchland haben unter andern ſchon 1778 im Stadtgraben zu Nürnberg zwei Tulpenbäume geblüht, die der verſtorbene Waldamtmann von Oelhafen aus dem Samen gezogen hatte. — Nach Petri's Beobachtung hält dieſer Baum, ohne Schaden zu leiden, den 21. Grad der Kälte nach Reaumür aus. *)

* * *

Zu Folge eines Schreibens aus Bayonne vom 7. Juni ſind die Ausſichten auf die dießjährige Weinernte ſehr günſtig. Dagegen aber wird die Getreideernte nur mäßig ausfallen. Der Roggen inſonderheit hat von dem vielen Regen ſehr ge-

*) Vergl. deſſen Bemerkuugen der Kälte-Grade, welche mehrere Pflanzen u. ſ. w. ausgehalten haben; im Taſchenbuche für Garten-Freunde, von W. G. Becker. 1797, S. 284—322.

gelitten; der Weitzen ſteht etwas beſſer. Vom Türkiſchen Weitzen läßt ſich faſt gar keine Ernte erwarten, da die ungünſtige Witterung im Frühjahr das Ausſäen deſſelben über die Zeit hinaus verzögert hat.

---

b) Geſetze und Verordnungen, die das ökonomiſche Publikum angehen.

Im Gothaiſchen iſt durch eine Verordnung vom 18. Juni alle Ausfuhr des Getreides und der aus dem Getreide zu fertigenden Produkte, als Malz, Schrot, Mehl, Graupen, Stärke, Puder und Brot, was über 16 Pfund an Gewicht beträgt, verboten worden. Nur die Kurſächſ. und Weimariſchen Unterthanen erhalten gegen obrigkeitl. Zeugniſſe ihr Selbſtbedürfniß. Ferner iſt die Ausfuhr des Branntweins unterſagt. Auch ſoll vor der Hand das Branntweinbrennen eingeſtellt werden, weßwegen die Unterobrigkeiten die Helme und Hüte in Beſchlag nehmen ſollen. Wer ſich unterſtehet, einen andern Helm und Hut aufzuſetzen und Branntwein zu brennen, verfällt für jedes Gothaiſche Viertel Frucht, das die Blaſe in einem Tage konſumirt, in 5 Thaler Strafe.

* * *

Gleicher Geſtalt iſt auch im Sachſen-Weimariſchen das Branntweinbrennen verboten worden.

* * *

Die Landesregierung in Gotha hat unterm 13. April alles Wegſchießen und Fangen der Vögel, welche Raupen zu ihrer Nahrung haben, bei fünf Thaler Strafe unterſagt.

---

c) Neue Entdeckung und Erfindung.

Der Prof. Göttling in Jena iſt durch eine genaue chemiſche Unterſuchung der Mangold-Arten und alſo auch der Runkelrübe auf ein in Haushaltungen leicht ausführbares Verfahren gekommen, einen guten kriſtalliſirten Farin-Zucker daraus, ohne Maſchinen zum Zermalmen der Rüben und zum Auspreſſen des Safts, zu erhalten, und will dieſes Verfahren auf Pränumeration herausgeben, welche in einem vollwichtigen Dukaten beſteht, der bis zum Oktober d. J. poſtfrei eingeſandt werden muß. Gleich nach eingeſandter Pränumeration erhält Jeder darüber einen Empfangſchein, dem eine kleine Probe von dem zu gewinnenden Farin-Zucker beigelegt wird.

* * *

Karl August Koch in Dresden hat bei Verfertigung ſeiner Stärke eine neue Bearbeitungs-Methode erfunden, vermittelſt deren er aus jedem Dresdner Scheffel Weitzen $\frac{3}{4}$ Centner der feinſten Stärke und Puder verfertigt, welche ſo wohl die Hälliſche als auch alle bisher im Lande verfertigte Stärke von geſchrotenem Weitzen an Feinheit über-

übertrifft. Um dieſe nützliche Erfindung weiter zu verbreiten, offerirt er ſich gegen ein Honorarium von 50 Rthlr. und freie Reiſe- und Zehrungskoſten, demjenigen, der eine Stärken-Manufaktur nach ſeiner Methode einzurichten Willens iſt (es ſei im In- oder Auslande), nicht allein die nöthige Einrichtung bei Anſchaffung der dazu erforderlichen Bedürfniſſe zu treffen, ſondern auch bis zur völligen Erlernung praktiſchen Unterricht zu geben. Seine Stärke behält, auch nachdem ſie in Waſſer eingeweicht iſt, noch ihre vortreffliche weiße Farbe.

---

d) Vermiſchten Inhalts.

In Frankreich hat der Miniſter vom Innern am 9. Prairial des 7. Jahres der Rep. (28. Mai 1799) an die Central-Verwaltungen ein Cirkular-Schreiben erlaſſen, welches die Veredlung der Wolle zum Gegenſtande hat. Die Regierung hat das gute Einverſtändniß mit Spanien benutzt, und unter vortheilhaften Bedingungen bereits Spaniſche Schafe kommen laſſen.

* * *

Die durch viele Bemühungen des verabſchiedeten Miniſters der innern Angelegenheiten, François von Neufchateau, zu Stande gebrachte Ackerbaugeſellſchaft des Seine-Departements in Frankreich hielt zu Paris am 30. Prairial 7. (18. Juni 1799) ihre erſte öffentliche Sitzung im Saale des

Ora-

Oratoriums und hat folgende Preisfragen aufgegeben:

Für das 8. Jahr der Republik (1799 und 1800): 1) Für eine Abhandlung über die Vervollkommnung des ländlichen Bauweſens zwei Preiſe, einen von 1200, den andern von 500 Franken. *) — 2) Für den beſten zu befolgenden Plan, um die topographiſchen Beſchreibungen vollſtändig zu machen.

Für das 9. Jahr (1800 und 1801): 1) Ueber die Kunſt, mit dem Getreide zu wechſeln, oder über die beſte Benutzung des Bodens, einen Preis von 1000 Fr. — 2) Für ein praktiſches Handbuch über die Erziehung der Bienen, einen Preis von 600 Franken.

Für das 10. Jahr (1801 und 1802): 1) Ueber die Maſtung überhaupt, einen Preis von 1500 Franken. – 2) Ueber die Zucht und Vervielfältigung der Schweine, einen Preis von 500 Franken.

Die Abhandlungen müſſen vor dem 30. Germinal (20. April) jeden Jahres eingeſandt werden. Die Preiſe werden den nächſt folgenden 30. Prairial (19. Juni) zuerkannt. Wer ſich darum bewerben will, kann von dem Sekretair der Geſellſchaft eine gedruckte Nachricht bekommen, welche nähere Auskunft giebt.

* * *

Die

*) Ein Franke iſt beinahe dem alten Livre im Sechs-Livre Thaler gleich, und beträgt 6 Groſchen 2½ Pfennig in Konventions-Münze.

Die Münchner Polizei, der man ſeit des berühmten Rumford Zeiten ſo viele wichtige Anſtalten verdankt, hat ihre Aufmerkſamkeit aufs neue auf einen Gegenſtand gerichtet, der ſeiner allgemeinen Nützlichkeit wegen in dieſen Heften erwähnt zu werden verdient. Es iſt nämlich am 27. Mai 1799 von der kurfürſtl. General-Landes-Direktion Folgendes bekannt gemacht worden: Man ſieht es als einen der wichtigſten Polizei-Gegenſtände an, daß Jedermann, beſonders aber der bedürftige Arbeitsmann, deſſen einzige Nahrung oft nur in Bier und Brot beſteht, mit dieſen unentbehrlichen Lebens-Artikeln in guter Qualität und in dem möglichſt wohlfeilen Preiſe verſehen werde. Um nun in Rückſicht des Biers und deſſen mancherlei Verhältniſſen eine auf Erfahrung gegründete Richtſchnur dereinſt zum Grunde legen zu können, werden nachfolgende Fragen zu unterſuchen ſein: 1) Da die Beſtandtheile des Biers Malz, Hopfen und Waſſer ſind, welches iſt das nothwendige Verhältniß dieſer Theile, damit das Bier gut genannt werden kann? 2) Durch welchen Maßſtab kann die Polizei, ohne den ſo verſchiedenen Geſchmack zu Rathe zu ziehen, finden, daß eine beſtimmte Quantität Bier die beſtimmte Güte habe? 3) Welches iſt der möglichſt wohlfeile Preis eines ſolchen für gut erkannten Biers? und welche Berechnung aller bei einem Bierſud vorkommenden Einnahmen und nothwendigen Ausgaben kann man mit Rückſichtnehmung auf die im Brauweſen

ergan-

ergangenen Verordnungen bei Beſtimmung der mög-lichſt wohlfeilen Preiſe im Allgemeinen zum Grunde legen? Sämmtliche im Brauweſen wohl erfahrne und bewanderte Männer werden hiermit aufgefor-dert, dieſe Fragen zu beantworten. Demjenigen, welcher die beſte, pünktlichſte und brauchbarſte Aus-arbeitung liefern wird, wird eine Prämie von 100 Dukaten zugeſichert. Die Schriften werden an die General-Landes-Direktion in München, jedoch mit verſiegeltem Namen und unter beliebiger Deviſe vor Ablauf des Auguſtmonats d. J. eingeſendet.

* * *

Die Polizei in München iſt auf die ſehr nach-theiligen Folgen aufmerkſam gemacht worden, welche von dem Genuß ſolcher Erbſen entſtehen, die be-ſchädigt ſind, beſonders derer, die durch ein blaues Aeuglein ſich auszeichnen, weil in dieſen eine Puppe oder ein ſchon zur Zeitigung gekommener kleiner Kä-fer ſich befindet. Es werden daher Naturkundige und Aerzte aufgefordert, Mittel an die Hand zu geben, wie dieſem Uebel bei einem für die armen Leute ſo unentbehrlichen Nahrungsmittel entweder vorgebeugt, oder wie die dadurch angeſteckte Frucht wenigſtens unſchädlich gemacht werden könne.

* * *

Bei dem gegenwärtigen Mangel an den gewöhn-lichen Papier-Materialien iſt die Franzöſiſche Regierung von neuem auf die Verfertigung von Papier aus Pflanzen-Stoffen aufmerkſam

gemacht

gemacht worden. Im Jahr 1785 errichteten Leorrier, Delisle und Aniſſon Düperron gemeinſchaftlich eine Pflanzenpapier-Manufaktur, und lieferten ſehr gute Proben, die noch auf öffentlichen Bibliotheken zu ſehen ſind. So iſt die erſte Auflage der Werke (Oeuvres. Londres et Paris 1784. 12. Nouvelle Edit. 1788. 8.) des ehemaligen 1793 verſtorbenen Marquis Charles Villette auf aus Eibiſch verfertigtes Papier gedruckt. Die genannten Unternehmer verfertigen auch Papier aus Neſſeln, Moos, Hopfen, Roſenſtockblättern, Hundszahn, Spindelbaum, Haſelſtaude, Weiden, Pappeln u. ſ. w., von welchen Papieren jenen Werken Blätter zur Probe beigefügt ſind. Auf eben ſolchem Papier wurde auch eine Ausgabe der Oeuvres des Chevalier de Boufflers geliefert.

*   *   *

Am 9. Okt. 1798 hielt die Leipziger ökonomiſche Societät ihre gewöhnliche halbjährige Verſammlung auf der Pleißenburg. *) Zuerſt wurden an neuen Mitgliedern 7 ordentliche, worunter ſich der Spaniſche Geſchäftsträger am Kurſächſ. Hofe, Don Louis Chevalier D'Onis, befindet, und 14 Ehrenmitglieder aufgenommen. Hierauf wurden von den eingegangenen Abhandlungen Auszüge und Nachrichten zur Mittheilung beſtimmt, wovon hier Folgendes bekannt gemacht zu werden verdient:

In

*) Vergl. Oekon. Hefte, 1799, Januar, S. 83—91.

Digitized by Google

In der Leipziger Provinzial-Verſammlung hat Prof. Dr. Röſsig, 1) in einem Aufſatze den Anbau der gemeinen Eſche (Fraxinus excelſior *Linn.*) empfohlen, da ſie zu vielen Arbeiten ein ſehr brauchbares Nutzholz ſei, indem ſie das erlene an Härte übertreffe, und in trockenem Boden doch ſchnell wachſe; 2) Nachricht von dem Nordamerikaniſchen Indig gegeben, zu deſſen Erzeugung man ſich um eine unſerm Klima angemeſſene Pflanze zu bemühen habe. Eine ſolche liefere Nordamerika unter dem Namen: Indigofera Caroliniensis ſeptentrionalis, aus welcher bereits der Pater Araſti zu Mailand einen vortrefflichen Indig erhalten. — Bei dieſer Gelegenheit brachte M. Hoffmann in Erinnerung, daß der Steuer-Einnehmer Vogel in Brehna bereits vor mehrern Jahren einen ſchönen Indig aus der Waidpflanze geliefert, den mehrere gründliche Färber in Dresden unterſucht und ſehr kaufwürdig befunden, ja ſelbſt zum Kauf verlangt worden, hiernächſt im Leipz. Intell. Bl. 1798, S. 374. aufs neue erwähnt, und der jetzt verfertigte von vorzüglicher Güte käuflich angeboten worden. Die Fortſetzung dieſer Verſuche iſt ſehr zu empfehlen. — Dr. Schmiedlein übergab: Prüfung einiger Vorſchläge, zur Ausrottung der kleinen Fichtenraupe. — Prof. Leonhardi hat ebenfalls eine ausführliche Abhandlung übergeben: „Auf Erfahrung gegründeter Vorſchlag, die Waldraupe, Nonne genannt, zu vertilgen, und ihrer

Digitized by Google

ihrer zu ſtarken Vermehrung für die Zukunft vorzu-beugen," welche für die jetzigen Zeitumſtände ſehr wichtige Bemerkungen enthält. — Der Kaufmann Klett der Jüngere in Leipzig hat die bereits im Jahr 1796 gemachten Verſuche, die Teichkolbenwolle (Typha latifolia *Lin.*) zu Handſchuhen zu benutzen, fortgeſetzt, und ſie mit gutem Erfolg auch auf Strümpfe u. d. m. ausgedehnt, die Verfahrungsart auch der Societät mitgetheilt, und zugleich Proben von dergleichen Fabrikaten übergeben, die beim Sekretariat der Societät zum Vorzeigen aufbewahrt werden. — Vom Finanz-Kommiſſair Günther auf Hainchen bei Borna, wurde die Beſchreibung einer von ihm erfundenen neuen Art Nachrechen nebſt Modell eingereicht. — Durch das Leipziger Intelligenz-Comtoir wurde die im Intelligenz-Blatte 1798, Nr. 33, erwähnte Probe von Seilen aus Pferdehaaren eingeſendet. — Buſchendorf überreichte einen Aufſatz über eine neue Vorrichtung bei Pfahleinrammungen, welcher in den Anzeigen der Societät mit abgedruckt iſt. Er enthält ſehr richtige Bemerkungen und Vorſchläge, die Arbeit des Pfahleinrammens zu erleichtern. — Der Bergrath Heun hat eine Beſchreibung über das bei Artern liegende Erdkohlenlager eingeſendet, die ebenfalls in den Anzeigen abgedruckt worden.

Von der Wittenbergiſchen Provinzial-Verſammlung ſind nachſtehende Bemerkungen ein-

eingegangen: Um Schwämme auf Fußböden zu vertreiben, fand der Paſtor Germershauſen zu Schlalach die Aufſtreuung trocknen Sandes und hierüber das Hin- und Herfahren mit einem glühenden Eiſen ſehr zuträglich, und Prof. Ebert zeigte an, daß er die Schwämme an Balken mit heißem Sande vertreibe. — Vom Paſt. Germershauſen erfolgten noch neue Beobachtungen über den Wachsthum der Akacien- und Platanus-Bäume. Eben derſelbe hat auch bemerkt, daß die Pappelbäume zu Bauholz anzuwenden ſeien. — Der Lokator Riemſchneider hatte die weitern Erfahrungen mitgetheilt, welchen Nutzen der Hordenſchlag auf ſchlechten Sandäckern leiſtet. — Der Kollegien-Rath Oräus in Petersburg ſandte ſeine Art Düngerbereitung auf ſeinen Gütern ein, welche Beſchreibung zu mehrerer Allgemeinwerdung den Anzeigen einverleibt iſt. — Durch den Schullehrer Lucas zu Niſchwitz wurde ein verbeſſertes Modell des Kartoffel- und Kraut-Anhäufepflugs eingeſchickt, wovon die Beſchreibung abgedruckt iſt, da dieſer Pflug beſonders ſeinen Zweck erfüllt, und in den meiſten Fällen die Hacke vertreten kann. — Einen Raſenſtechpflug hat der Kammerherr, Graf von Malzan auf Liſſa bei Breslau im Modelle eingeſendet, wovon nicht nur die Beſchreibung, ſondern auch eine Zeichnung in den Anzeigen enthalten iſt. — Hierauf folgt eine Nachricht vom Pachter Heßler in Weſtpreußen über deſſen Verſuche, den Winterrübſenbau mit

dem

dem Kleebau zu vereinigen. — Noch wird des Engl. Heckenweitzens gedacht, wovon zwei Proben aus London eingegangen ſind, mit denen an mehrern Orten Verſuche angeſtellt worden, wovon der Erfolg künftig angezeigt werden ſoll. Endlich iſt eine Aufgabe *) zu einer Preisſchrift über die Schädlichkeit des Streuharkens abgedruckt.

Zum Schluß folgt das Verzeichniß der bei der Societät eingegangenen Geſchenke an Büchern, Produkten, Fabrikaten und Modellen.

* * *

Am 4. Juli 1799 hielt die Oſtpreußiſche phyſikaliſch-ökonomiſche Geſellſchaft zu Mohrungen unter dem Vorſitz ihres beſtändigen Direktors, des Landraths von Jaski, ihre erſte General-Verſammlung zu Königsberg. Der Zweck der Geſellſchaft wurde darauf eingeſchränkt, ökonomiſche, phyſikaliſche und technologiſche Kenntniſſe durch Mittheilung der Bibliothek und durch die Schriften der Geſellſchaft zu verbreiten; neu erfundene Ackergeräthe und Werkzeuge, ſo wie ſie zur erſten Bearbeitung roher Produkte duch den Landmann gehören, in ihrer völligen Größe zu verſchreiben oder zu verfertigen; auf den benachbarten Oekomien Verſuche anſtellen zu laſſen, und jedem Oekonomen die Verfertigung ſolcher Werkzeuge, ihren aufgeſtellten Modellen gemäß, zu geſtatten. Sie wird wichtige

*) Dieſe Aufgabe iſt bereits im Juli-Stück der Oekon. Hefte 1799, S. 93 f. abgedruckt.

wichtige ökonomiſche und technologiſche Entdeckungen durch Sachkundige prüfen laſſen, und in ſo fern ſie in Preußen anwendbar ſind, bekannt machen; ſie wird die Verbreitung von Geſämen und Pflanzen, deren Anbau in Preußen zweckmäßig ſcheint, zu befördern ſtreben; ſie wird eine Sammlung mechaniſcher Modelle zu veranſtalten ſuchen, und zum Nutzen der vaterländiſchen Naturgeſchichte Materialien zu einer Preußiſchen Fauna und Flora ſammeln. — Zur beſtändigen Leitung ihrer Geſchäfte ernannte die Geſellſchaft ihren zweiten Direktor, den Kammerherrn zu Dohna, den Kammerdirektor von Buddenbrock, den Hauptmann von Korf, den Prof. der Geſchichte von Baczko und den Magiſter Hoffmann. — Als Ehrenmitglieder wurden aufgenommen die geheimen Finanz-Räthe von Boſe und Borgſtäde, und die geheimen Oberbauräthe Eitelwein und Gilly zu Berlin.

* * *

Im Jahr 1798 iſt im Holſteiniſchen eine Anzahl von Landwirthen und Liebhabern der Landwirthſchaft in eine Geſellſchaft zuſammen getreten, welche ſich die beſten ökonomiſchen Schriften auf gemeinſchaftliche Koſten anſchafft, und ſie nach vollendetem Umlauf an die Meiſtbietenden verkauft. Sie kommt jährlich zwei Mal zuſammen, um ſich über landwirthſchaftliche Angelegenheiten zu berathſchlagen.

* * *

Anfrage.

Anfrage.

Iſt es gegründet, daß es in der Lauſitz, vorzüglich in der Gegend von Görlitz Spinnräder giebt, worauf eine Perſon täglich ein Stück ſpinnen kann? Zwar iſt dort die Weiſe etwas kürzer, das Stück hält nur 4 Strehn, dafür aber hat ein Gebind 60 Faden, ſo daß ein Stück in der Lauſitz doch mit 4½ Strehn der unſrigen zu vergleichen wäre. Mir iſt es unwahrſcheinlich. Möchte doch ein Sachkundiger in jener Gegend recht baldigſt darüber in dieſen Blättern Nachricht geben, und falls ſich mein dafür verbürgter Freund wirklich nicht geirrt hätte, ſo könnte eine Beſchreibung dieſes vortheilhaften Spinnrads Manchem ſehr angenehm ſein. Leipzig, den 15. Juni 1799.

H.

Inhalt.

Inhalt.

I. Beſchreibung der Oekonomie der Horniſſen, in Vergleichung mit den Bienen. Von M. Spitzner. S. 193 = 219

II. Ueber die ökonomiſche Verfaſſung der Ehſten, ein Bruchſtück aus einem größern noch ungedruckten Werke über dieſes Volk: „Ehſtland und die Ehſten, ein Seitenſtück zu Merkel über die Letten.“ Von J. C. Petri. 219 = 237

III. Belehrung der Landleute über die Zeichen und Urſachen der Hornvieh = Seuchen. Von Joh. Gottlieb Wolſtein. 238 = 255

IV. Richtige Werthſchätzung des Bauernſtandes. Von H. J. Hinze. 256 = 265

V. Recenſion von: Taſchenbuch für Gutsbeſitzer, Pächter und Wirthſchaftsbeamte, beſonders in Schleſien, herausgegeben von G. Brieger. 266 = 269

VI. Noch etwas über den Brand im Weitzen. Von C. Schneider. 270 = 272

VII. Kurze Nachrichten.

a) Naturbegebenheiten. 272 = 275

b) Geſetze und Verordnungen, die das ökonomiſche Publikum angehen. 275 = 276

c) Neue Entdeckung und Erfindung. 276 = 277

d) Vermiſchten Inhalts. 277 = 287

Digitized by Google

Intelligenz = Blatt

zum Monat September 1799.

Nachricht.

Das bereits in mehrerern gelehrten Zeitſchriften rühmlichſt bekannt gemachte Werk des Herrn Rath Meßlers:

> Die Landwirthſchaft des Königreichs Böhmen, nach Grundſätzen und Erfahrungen beſchrieben. 4 Bände in 24 Abtheilungen, mit einem Anhang in gr. 8. nebſt 117 Kupfern in Folio. Dreßden 1795 — 1798. 12 Rthlr. 14 Gr.

verdient auch hier eine nähere Bekanntmachung.

Der Hr. Verfaſſer, der mit der klaſſiſchen Litteratur ſehr bekannt iſt, und mit praktiſchen Kenntniſſen viele wichtige Erfahrungen verbindet, die er beſonders auf ſeinen ökonomiſchen Reiſen in England, Frankreich, Holland und Teutſchland gemacht hat --- ließen dieſes auch von ihm erwarten; nachdem er nichts ohne die ſchärfſte Prüfung darin aufgenommen, als was zur Verbeſſerung der Landwirthſchaft in ihrem ganzen Umfange zweckmäßig iſt.

Nicht allein Böhmen --- deſſen größter Reichthum von je her in Natur-Produkten beſteht — ſondern auch andere Länder, werden es dem Herrn Verfaſſer Dank wiſſen, daß er ohne Zurückhaltung in ſo vielen Gegenſtänden der Kultur der Länder, die möglichſten Verbeſſerungen auf eine ſehr faßliche Art behandelt und vorträgt.

> Der Erſte Band in 2 Theilen mit 36 Kupfern in Folio. 2. vermehrte Ausgabe enthält — als die erſte Grundlage des Ackerbaues --- die ſämmtlichen Böhmiſchen Ackergeräthe; die Eigenſchaften und Klaſſen der ökonomiſchen Erdarten; die Bearbeitung, Düngung, Beſäung und Ernte der Felder im flachen Lande, im mittel und hohen Gebirge ꝛc. 2 Rthlr. 8 Gr.

Wir haben noch kein Werk, worin die Ackergeräthe nach mathematiſchen und mechaniſchen Grundſätzen ſo um-

ſtänd-

Digitized by Google

ſtändlich und deutlich beſchrieben worden als in dieſem. Welches gelehrten Oekonomen hinlänglichen Stoff zu weiteren Verbeſſerungen hierin darbietet.

Der Zweite Band in 5 Abtheilungen, beſchreibt alle Getreidearten, als Weitzen, Roggen, Gerſte und Haſer; die Hülſenfrüchte, knollige Wurzelgewächſe und Mangolde; die Handels- oder Gewerbspflanzen und künſtliche Futterkräuter; allerlei Kohlarten, Möhren und Weinreben; die gemeinſten in Aeckern wildwachſenden und dem Ackerbaue mehr oder weniger ſchädlichen Pflanzen. Mit 50 nach der Natur gezeichneten Kupfern, nebſt den Lateiniſchen Benennungen des Ritters Linne' in Folio. 3 Rthlr. 8 Gr.

Da dieſe Abbildungen ſich noch in keinem ökonomiſchen Werke dieſer Art beiſammen befinden, ſo wird es hierdurch für den angehenden Oekonom um deſto brauchbarer und nützlicher.

Der Dritte Band in 8 Abtheilungen, enthält: den Wieſenbau; die Viehzucht; die Federviehzucht; die Bienenzucht; den Seidenbau; den Fiſchfang und Teichbau; die Forſtwiſſenſchaft und Jagd: dann die Zeichen der künftigen Witterung, mit 11 Kupfern. Folio. 2 Rthlr. 12 Gr.

Der Anhang zu dieſem Bande handelt von den Viehſeuchen. gr. 8. 10 Gr.

Der Vierte und letzte Band in 8 Abtheilungen, handelt von Obſt- Baum- und Küchengärten; vom Bierbrauen und Malzdarren; vom Fruchtbrantweinbrennen; von den Steinkohlen und dem Torfe; vom Ziegel- und Kalkbrennen; von der Gewinnung des Eiſens, des Glaſes, der Potaſche, des Salpeters; und die Beſchreibung eines neuen mit Steinkohlen heitzenden Backofens; von der Handlung, den Fabriken, Manufakturen. Nebſt den Mitteln der Theurung des Getreides vorzubeugen. Mit 20 Kupfern in Folio. 4 Rthlr.

Alle dieſe Materien ſind mit gleicher Einſicht und Fleiß praktiſch bearbeitet, und jedem angehenden Oekonom als eine vollſtändige Anweiſung zur geſammten Landwirthſchaft mit Genauigkeit und Kürze vorgetragen, die ſo manche wichtige Entdeckung enthält.

Auch wird jeder Band einzeln abgelaſſen, welches die Anſchaffung um deſto mehr erleichtert.

Der

Digitized by Google

Der Herr Recenſent in dem 2. Stücke des 44. Bandes der neuen deutſchen Bibliothek --- äußert zwar den Wunſch, daß die Abtheilungen zu allgemeinerm Nutzen, auch einzeln abgelaſſen werden möchten, weil ſie ohnedieß mit beſondern Titeln verſehen ſind. Allein da dieſes Werk alle Gegenſtände der Landwirthſchaft enthält, die ſo nahe mit einander in Verbindung ſtehen, ſo würde die Vereinzelung von minderm Nutzen ſein.

Vielleicht entſchließt ſich die Verlagshandlung zur Befriedigung dieſes Wunſches, eine Anzahl dieſer Abtheilungen einzeln abzulaſſen, um die Gemeinnützigkeit dadurch noch mehr zu befördern.

Herrn Rath Mehlers übrige kleinere Schriften verdienen hier nur (nachdem ſie ſchon hinlänglich bekannt ſind) den Titel nach angezeigt zu werden, als:

Abhandlung über eine kleine Landwirthſchaft; oder Beantwortung verſchiedener zergliederter wirthſchaftlicher Fragen, mit Tabellen. gr. 8. 4 Gr.

Gegründete Urſachen des blühenden Zuſtandes des engliſchen Ackerbaues, der Hinderniſſe deſſelben in andern Ländern. Nebſt Beſchreibung eines neuen engliſchen Pflugs, mit Kupfer. gr. 8. 6 Gr.

Abhandlung vom Lichte, der Wärme und dem Feuer; ferner von Zimmer- Stuben- und Küchenöfen, Rauchfängen und Kaminen, mit 9 Kupfern. gr. 8. 12 Gr.

Nachricht für praktiſche Landwirthe.

Ein für den praktiſchen Oekonom ganz unentbehrliches Werk über einen bisher ſehr vernachläſſigten Zweig der Landwirthſchaft lieferte der Herr Profeſſor Gotthard voriges Jahr unter dem Titel:

Das Ganze der Federviehzucht, oder vollſtändiger Unterricht in der Wartung, Pflege und Behandlung des mannigfaltigen ökonomiſchen Federviehes, ſeiner verſchiedenen Benutzung, Kenntniß und Heilung ſeiner Krankheiten, 8. 1798. Erfurt, bey Beyer u. Maring. 22 Gr.

Statt aller weitern Empfehlung führen wir nur das Urtheil der Jenaiſchen Allgem. Literatur-Zeitung 1799. No. 223. S. 121 an: „Es war allerdings Bedürfniß unſerer

ſerer Zeit, daß dieſer Zweig der Landwirthſchaft, der zwar keine hohe Summe abwirft, von einem praktiſchen Oekonom beſſer bearbeitet wurde, als bis jetzt geſchehen war. Der Beifall, mit welchem das Publikum die Schriften des Verfaſſers bereits, ohne ſich dabei zu täuſchen, aufgenommen, wird gewiß auch dieſem nicht minder zu empfehlenden Unterricht eine baldige zweite Auflage verſchaffen." u. ſ. w.

Noch ſind von dem Herrn Verfaſſer obiger Schrift folgende nützliche Bücher erſchienen:

Vollſtändiger Unterricht in der Bienenzucht. 8. Erfurt bey Beyer und Maring. 1795. 11 Gr.

Der deutſche Gemüß- oder Küchengartenbau, mit Kupfern und Tabellen. gr. 8. Erfurt, bey Beyer und Maring, 1797. 18 Gr.

Die Kultur und Benutzung des türkiſchen Weizens oder Mays, 8. Erfurt, bey Beyer und Maring, 1797. 4 Gr.

Unterricht in der Behandlung der Obſtbäume, vom erſten Keime an, bis zu ihrer gänzlichen Vollendung, nebſt Anzeige der vorzüglichſten Obſtarten und ihrer Benutzung. 8. Erfurt, bey Beyer und Maring, 1798. 12 Gr.

Anzeigen.

Handbuch des Congreſſes zu Raſtadt. Mit einem Anhange über die Negociation in Seltz. Nebſt der erſten Fortſetzung; für die Monate May und Juny 1798.

Zweyte Fortſetzung. Umfaſst die Monate July bis zum 18. November 1798.

Dritte Fortſetzung und Beſchluſs. Umfaſst den Zeitraum vom November 1798 bis zu deſſen Auflöſung, und dem Unfalle vom 28. April mit ſeinen Folgen, bis zum July 1799. — Nebſt einer Ueberſicht und Repertorium des ganzen Werks, den beyden Deutſchen Friedensprojecten vom July 1798, und einer Sammlung derer ſich auf den Congreſs zu-
nächſt

Digitized by Google

nächſt beziehenden geheimen Staatsverträge. 1798 und 1799. gr. 8. (Preis des Ganzen 3 Rthlr. Sächſ. oder 5 Fl. 24 Kr. Rhein.)

Der Geſchichte des jüngſten, ein Alter von 18 Monaten erreichten Reichsfriedens-Kongreſſes iſt durch obiges Werk vorgearbeitet worden, welches vollkommen die Stelle von Annalen vertreten kann, ob es gleich nur den beſcheidnen Titel eines Kongreß-Handbuchs führt. Es iſt für die Geſandtſchaften und für alle, welche dem Kongreſſe perſönlich beiwohnten, ein praktiſches und unentbehrliches Hülfsbuch zur Rückerinnerung, es liefert den übrigen Zeitgenoſſen eine richtige und höchſt vollſtändige Ueberſicht des Ganzen, und dient für das wiſſenſchaftliche Studium als ein bequemer Leitfaden. Der Verfaſſer deſſelben faßte einen jeden dieſer Geſichtspunkte in kompendiariſcher Kürze, ſowohl mit gehöriger Diskretion bei deren Angabe, als ohne unnütze Erweiterungen und fühlbare Einſchränkungen. So findet man z. B. in demſelben ein für den Diplomatiker und Geſchichtsforſcher ſehr brauchbares ſummariſches Verzeichniß der 98 Sitzungen; nach Maßgabe der Publicität theils die Quinteſſenz der Anlagen des Protokolls, des Schriftwechſels zwiſchen den Franzöſiſchen und kaiſerlichen Bevollmächtigten, der dem Protokoll nicht beigefügten, aber doch diktirten, ſo wie auch der nicht zur Diktatur noch außerdem zu officieller Publicität gediehenen Urkunden, und eine raiſonnirende Anzeige von allen auf das Reichsfriedens-Geſchäft Bezug habenden oder durch daſſelbe veranlaßt gewordenen und im Druck erſchienenen Schriften; unſtreitig die vollſtändigſte Ueberſicht der aus mehrern 100 größern und kleinern Werken beſtehenden Kongreß-Litteratur. — Die neueſte Fortſetzung oder der III. Theil des Ganzen umfaßt im 4. Abſchnitte, mit ſeinen fünf ſyſtematiſch geordneten Unterabtheilungen, noch überdieß einen Geſchäfts Ueberblick des ganzen Reichsfriedens-Kongreſſes, von ſeinem Anfange an bis zu ſeinem blutigen Leichenbegängniſſe, welchem der 5. Abſchnitt, der die Ereigniſſe und Schriften bis Mitte Juli verzeichnet, ausſchließlich gewidmet iſt. — Um den hiſtoriſchen und praktiſchen Werth dieſes klaſſiſchen Werks auch ſelbſt Politikern und Zeitungsleſern noch fühlbarer zu machen, fügten die Redakteurs des Allgem. litter. Anzeigers in Leipzig dem neueſten Theile in einem Anhange noch einige, zeither in Teutſchland nicht ſehr bekannte Aktenſtücke aus Franzöſiſchen Blättern bei, für deren diplomati-

ſche

ſche Echtheit ſie ſich aber nur in ſo fern verbürgen, als es den möglichſt korrekt gelieferten Abdruck derſelben betrifft. Es ſind folgende: 1) Entwurf eines Friedens-Inſtruments vom Freiherrn von Albini (Juli 1798). 2) Ein zweites von der herzoglich Bremiſchen Subdelegation zu gleicher Zeit mit dem vorhergehenden entworfenes Projekt. 3) Cirkulare der markgräflich Badenſchen Polizei-Kommiſſion, vom 20. Nvbr. 1797. 4) Haupt-Friedensvertrag zwiſchen dem Kaiſer und der Franzöſiſchen Republik, geſchloſſen zu Campo-Formio, am 17. Oktober 1797, nebſt den beiderſeitigen Ratifikations-Urkunden. 5) Geheimer Nebenvertrag, geſchloſſen zu Campo-Formio an demſelben Tage. 6) Geheime Konvention, geſchloſſen zu Raſtadt, am 1. Decbr. 1798. 7) Abriß der Friedens-Präliminarien zu Leoben und der Konferenzen zu Selz. — Uebrigens machen ſo wohl der II. als der III. Theil, unabhängig von dem I. (Preis 20 Gr.), ein für ſich beſtehendes Ganze aus, und ſind deßhalb mit folgenden Nebentiteln verſehen:

Der Reichs-Friedens-Congreſs zu Raſtadt. In den Monaten July, Auguſt, September, Oktober, und der Hälfte des Novembers 1798. (Preis 1 Rthlr.) und

Der Reichs-Friedens-Congreſs zu Raſtadt, in dem Zeitraume vom November 1798 bis zur Auflöſung am Ende April 1799, nebſt der Nachleſe bis zum Juny-Monat 1799. — Anhangsweiſe die beyden Deutſchen Friedensprojecte vom July 1798 und die vorzüglichſten ſich auf den Congreſs beziehenden Staatsverträge. (Preis 1 Rthlr. 4 Gr.)

* * *

Das July-Stück 1799 des Journals für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode, oder das 1. Stück des XVII. Bandes enthält: I. Fortſetzung der Abhandlung des Dr. Seetzen in Jever: Von dem mannigfachen Nutzen der Kanäle. II. Etwas zur Geſchichte der Uhrmacherkunſt im Schwarzwalde, und über den Handel jenes Landes mit den ſo genannten hölzernen Uhren. Von J. H. M. Poppe in Göttingen. III. Anweiſung einen ſehr dauerhaften Bernſteinlack zu machen.

Von

Digitized by Google

Von H. IV. Recenſion von G. H. Buſens Werke: Das Ganze der Handlung. I. Theils 1. Band. V. Verſtählung mit gegoſſenem Stahle. Von Buſchendorf in Leipzig. VI. Beſchreibung der Terpentinöl- und Kolophonium-Fabrik zu Harlingen in Friesland. Von Dr. Seetzen in Jever. VII. Vermiſchte Nachrichten. (12) Politiſche und andere Handelsvorfälle. (9) Geſetze und Verordnungen, die das handelnde Publikum betreffen. VIII. Anzeige und Beſchreibung neuer Fabrik- Manufaktur- Kunſt- Handlungs- und Mode-Artikel. IX. Anzeige von (9) Häuſern und Etabliſſements.

Das Auguſt-Stück 1799, oder das 2. Stück des XVII. Bandes enthält: I. Beſchluß der Abhandlung des Dr. U. J. Seetzen in Jever: Von dem mannigfachen Nutzen der Kanäle. II. Des Dr. van Marum Nachricht von einem Blitzableiter auf der Mühle zu Wormer, nebſt einer Beſchreibung eines einfachen und wenig koſtbaren Ableiters, wodurch Mühlen gegen den Blitz geſichert werden können. Aus dem Holländ. überſetzt vom Apotheker Juſtus Sprenger in Jever. III. Dritte Lieferung der Beiträge zu einer Geſchichte des Luxus der Vorzeit. IV. Ueber die Wachsbleichen im Lüneburgiſchen. V. Recenſion von Dr. Joh. Dan. Heinr. Muſäus Anfangsgründen des Handlungs- und Wechſel-Rechts. VI. Chronologiſches Verzeichniß der in den königl. Preuß. Landen zur Beförderung des Seidenbaues und zu Anpflanzung der Maulbeerbäume ergangenen Edikte, Patente, Reglements, Cirkularien, Reſkripte und Verordnungen. VII. Einige Bemerkungen über die Papiermühlen zu Annonay in Vivarais; aus dem ungedruckten Tagebuche eines Reiſenden im J. 1786. VIII. Ueber das Bleichen mit dephlogiſtiſirter Salzſäure. Von R. IX. Vermiſchte Nachrichten. (9) Politiſche und andere Handelsvorfälle. (8) Geſetze und Verordnungen, die das handelnde Publikum betreffen. (2) Neue Erfindungen. X. Anzeige und Beſchreibung neuer Fabrik- Manufaktur- Kunſt- Handlungs- und Mode-Artikel. XI. Anzeige von (11) Häuſern und Etabliſſements.

Der XVI. und XVII. Band dieſes Journals, oder der Jahrgang 1799, welcher aus 12 Monatsſtücken mit 24 natürlichen Zeugmuſtern, 12 ſchwarzen und 12 illuminirten Kupfern beſteht, koſtet in allen Buchhandlungen und auf allen Poſtämtern Teutſchlands 5 Rthlr. Sächſ. oder 9 Fl. Rhein. — Ein kompletes Exemplar, die Jahrgänge 1791 bis

bis mit 1799, oder Band I bis mit XVII enthaltend, koſtet 32 Rthlr. 16 Gr.

* * *

Erholungen. Herausgegeben von W. G. Becker.
III. Bändchen. 1799. (broſchirt Preis 1 Rthlr.)

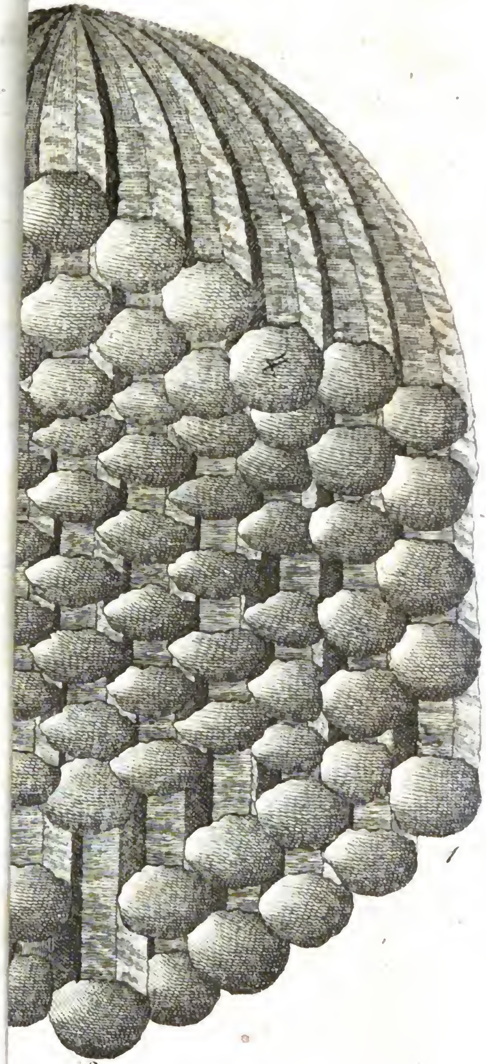
Inhalt: I. Der Pallaſt der Ideen, oder die Wirkungen der Einbildungskraft auf das Herz. Vom Profeſſor Eberhard. II. Friedrich der Große. Sechſter Geſang. Von Kretſchmann. III. Agathos und Kalli. — Der feierliche Abend und das Feſt der Liebe. Von Aug. Mahlmann. IV. Der Spatziergang. Eine Halberſtädtiſche Ekloge. V. Beſchluß der Revolutions-Geſchichte von Neapel unter dem Herzog Heinrich von Guiſe. Von Dr. Chiti. Ernſt Weiſſe. VI. Morgenſpatziergang. Von Lebrecht Nöller. VII. Der Gang des Schickſals Fortſetzung und Beſchluß. Von K. C. M. Müller. VIII. Der Kreuzträger Hiob. Von Weiſſe. IX. Die künftige Geliebte. Vom Verfaſſer der Nacht. X. Im Amtsgarten zu Giebichenſtein bei dem Waſſerſtechen der Halloren im Beiſein des Königs und der Königin von Preußen. Von A. G. Eberhard.

Das 4. Bändchen erſcheint zu Michaelis d. J. — Ein aus 12 Bändchen beſtehendes kompletes Exemplar, oder die Jahrgänge 1796 bis mit 1798, koſtet 12 Rthlr.

Leipzig.

Koch und Weigel.

Digitized by Google



Bd. 3. Heft.

Digitized by Google

Digitized by Google

Oekonomiſche Hefte
für den
Stadt- und Landwirth.

Oktober, 1799.

I.

Beſchreibung eines gemeinſchaftlichen Hutungsplatzes bei dem Dorfe Axien im Sächſiſchen Kurkreiſe.

Mit Recht ſagt Lüder Herrmann Hans von Engel in dem Verſuch zur Beantwortung der Frage (Oekon. Hefte, Auguſt 1798): Ob ſich alte hergebrachte Rechte und Gewohnheiten in der Landwirthſchaft mit Vortheil oder Nachtheil des Staats gleich ohne vorhergegangene Vorbereitung aufheben laſſen, S. 129: „Oft bringt eine vortheilhaft ſcheinende Veränderung dem Staate Nachwehen zuwege, die nicht ſo leicht wieder zu heben ſind,“ und S. 297, beſonders von den gemeinſchaftlichen Hutweiden, „daß man, bevor man ſich

zur Theilung eines ſolchen allgemeinen Grundſtückes entſchließt, erſt unterſuche, ob keine Mittel vorhanden ſind, die Weide eben ſo vortheilhaft, als Weide zu nutzen, als wenn man ſelbige vertheilte und zu Getreidefeldern umſchaffte, und daß die Lokalumſtände entſcheiden müßten, ob eine ſolche Veränderung vorzunehmen, oder nicht vielmehr dieſelbe zu unterlaſſen ſei."

Sehr viele ökonomiſche Schriftſteller, die durchaus auf die Abſchaffung der gemeinen Hutungsplätze und auf die Umänderung derſelben zum Getreide- und Futterbau dringen, um das Vieh in Ställen beſſer füttern zu können, ſcheinen daran gar nicht zu denken, daß es möglich ſei, einen Weideplatz, als Weide in vielem Betracht noch beſſer zu nutzen, als wenn derſelbe zum Getreide- und Futterbau umgeſchaffen würde. Wenigſtens müſſen ſie das Lokale ſolcher Dörfer nie unterſucht haben, die ihren Wohlſtand dem und jenem gemeinſchaftlichen Hutungsplatz zu verdanken haben. Die Mehreſten, die dawider zu Felde ziehen, ſcheinen nicht einmal die gehörige Kenntniß von ſolchen gemeinſchaftlichen Hutweiden zu haben, indem ſie dieſelben als ſolche beſchreiben, worauf das Vieh nur hungern müſſe und nie ſatt werden könne, da doch gewiß weit mehrere angetroffen werden, worauf das Vieh nicht nur den ganzen Sommer hindurch genugſames Futter hat, ſondern auch ſogar fett wird.

Es

Es giebt da, wo die Landwirthſchaft noch in Gemeinheiten getrieben wird, verſchiedene Hutungsplätze, deren augenſcheinlicher und großer Nutzen nicht verkannt werden kann, wenn man ſich mit den Lokalumſtänden eines ſolches Orts gehörig bekannt macht. Bei jedem Dorfe trifft man erſtlich einen, auch wohl mehrere große Hutungsplätze oder Anger an, die allen Einwohnern des Dorfs, vom Bauer bis zum Häusler, gemein ſind und worauf alle Arten des Viehes, vom Pferde bis auf die Gans geweidet werden können. Dieſe Hutungsplätze ſind nach der Beſchaffenheit ihrer Lage und des Bodens immer ſo ausgewählt, daß ſie, wenn man ſolche genau betrachtet, nicht beſſer, als zur Viehweide genutzt werden können. Viele liegen an Strömen und großen Flüſſen, wie an der Elbe und Saale in den Niedrigungen, die im Sommer leicht vom hohen Waſſer überſtrömt werden und daher weder zum Wieſewachs, noch zum Getreidebau ſicher zu gebrauchen ſind. Weidet aber das Vieh darauf, ſo kann die Ueberſchwemmung wenig ſchaden. Denn nach etlichen Tagen wächſet das Gras deſto freudiger hervor, weil es dadurch neue Düngung erhalten hat. Andere ſolche gemeine Hutweiden liegen an Anhöhen, die aber neben dem trockenen und feſten Boden in die Tiefe herab auch naſſen und bruchigten haben; damit das Vieh ſo wohl in naſſen als in trockenen Zeiten darauf Futter finden könne.

Da dergleichen Anger wegen des vielen Viehes, das darauf erhalten werden ſoll, natürlicher Weiſe von einem weitläuftigen Umfange ſein müſſen; ſo ſind es dieſe hauptſächlich, von welchen ſo viele glauben, daß ſie, zumal von gutem und tragbarem Boden, weit einträglicher genutzt, auch davon noch mehreres Vieh und beſſer unterhalten werden könne, wenn man ſolche zum Getreide- und Futterbau urbar machte, oder auch nur in Wieſen verwandelte und damit das Vieh im Stalle fütterte. Man ſetzt den Nutzen der gegenwärtigen Hutweiden ſo weit herunter, daß es faſt durchgehends heißt: das Vieh könne ſich auf ſolchen Angern ſelten ſatt freſſen, bleibe immer mager, das meiſte Gras werde vertreten, der Dünger verſchleppt, der doch auf die Felder gehöre und zum beſſern Fruchttragen ſo nöthig wäre u. d. m. Der Nutzen von ſolchen Hutungsplätzen iſt aber nie ſo geringe, als hier angegeben wird. Man überrechne nur gehörig, was für eine Menge von Mäulern an Pferden, Rindvieh, Schafen, Schweinen und Gänſen doch darauf ſo viele Monate lang ihre Nahrung finden. Es giebt freilich trockene Jahre, da es eine Zeit lang kaum das Nothdürftige darauf zu finden ſcheint und nur wenig trockenes Gras hat. Aber auch die natürlich gute Eigenſchaft des trockenen Graſes, daß es das Vieh weit beſſer nährt als vieles naſſes, erſetzt dieſes ſchon zum Theil, ja die Hammel und Schafe werden ſogar fetter, als wenn ſie noch ſo viel Gras

in naſſen Jahren haben. Die wenigſten von dergleichen Hutungsplätzen ſind ſo beſchaffen, daß darauf in trockenen Jahren ſo viel Klee und andere Futterkräuter erbaut werden könnten, als zur Fütterung einer ſolchen Menge Vieh in Ställen nöthig wäre. Doch auch dieſes völlig zugegeben, würde wohl von einer ſolchen Hutweide, wenn der Klee auch zwei und drei Mal gegraſet werden könnte, ſo vieles Vieh davon auf ſo lange Zeit erhalten werden können?

Man nimmt, wenn man die Hutungsplätze umgeſchaffen wiſſen will, insgemein dieſe beiden Sätze als völlig ausgemacht an: man würde an ſolchen Orten das Vieh weit beſſer füttern, und auch im Stande ſein mehr Vieh zu halten als vorher geſchehen wäre. Nimmermehr würde aber noch eben das Vieh, geſchweige noch mehr, ſo gut und geſund erhalten werden können, als man auf dem Papier berechnet findet. Die Verſuche, die hier und da nicht ohne große Koſten mit den Schäfereien angeſtellt worden ſind, dieſelben mit Klee und andern Futterkräutern in aufgeſchlagenen Horden auf dem Felde zu füttern, ſind nicht ſo ausgefallen, daß man es mit Vortheil hätte fortſetzen können, und nur diejenigen können noch eine ſolche Abänderung mit den Schäfereien, als nutzbarer behaupten, die die Landwirthſchaft nur nach dem lehren, was ſie etwan davon

einmal

einmal gehört oder geleſen, aber nicht nach dem, was ſie aus eigener Erfahrung bewährt gefunden haben. Mit den Pferden iſt es der nämliche Fall. Die vorige Anzahl kann nicht mehr gehalten, wenigſtens die Fohlenzucht nicht mehr betrieben werden, wenn die Hutweide wegfallen und alles im Stalle gefüttert werden ſoll. Die Kurſchmiede finden in ſolchen Gegenden auch alle Mal weit mehr mit den Pferden zu thun, wo dieſelben im Stalle gefüttert, als in ſolchen, wo ſie bald im Frühjahre auf die Weide des jungen Graſes gebracht werden können. Daher die Vorſtellung, daß man bei der Stallfütterung mehr geſundes Vieh haben würde, wirklich aus der Luft gegriffen iſt. Gerade das Gegentheil, die meiſte Kränklichkeit, trifft man unter dem Viehe an, das beſtändig im Stalle ſteht und den viel Klee ohne gehörige Abwechſelung mit anderm Futter gegeben wird. Man mache noch ſo viel Rühmens von der Kleefütterung, ſie kann nicht allgemein ſein, ſie muß nur auf einen gewiſſen Theil des Viehes eingeſchränkt bleiben, wie es immer geweſen iſt, wenn ſie der Landwirthſchaft im Ganzen nicht mehr Schaden als Nutzen bringen ſoll. Wie viele Vorſicht iſt bloß um deßwillen bei der Kleefütterung nöthig, da ſo viele Regentage kommen, und naſſer Klee durchaus ſchädlich iſt; ingleichen darin, daß er nicht auf Haufen geworfen werde und ſich erhitze. Bei etlichen Kühen, die man damit füttert, kann alles wohl in acht genommen werden, ſo bald aber

der

der Klee wegen Menge des Viehes auf Wagen her⸗ zu geführt werden muß, iſt es faſt nicht mehr möglich, alles Schädliche zu vermeiden. Das Schwein holt ſein meiſtes Futter an Wurzeln und an Ungeziefer aus der Erde hervor, vertilgt damit ſo vieles dem Getreidebau ſchädliches Unkraut in den Aeckern, welches zu vertilgen nicht in unſerm Ver⸗ mögen ſteht; und man ſollte ſich nicht nur dieſes Vortheils berauben, ſondern auch dem Schweine noch alles Futter zutragen? Gänſe werden freilich dabei oft gar nicht in Anſchlag gebracht, und man meint, dieſe könnten füglich ganz wegbleiben, weil ſie ohnedieß nur Schaden für das andere Vieh auf den Weideplätzen anrichteten, da doch der jetzige theure Preis der Federn einen Jeden überzeugen könnte, wie nöthig auch die Zucht dieſer Thiere ſei. Und wie ſollten nun die geringen Einwohner auf den Dörfern zurechte kommen, deren Hauptnahrung neben dem Tagelohn, das ſie zu verdienen ſuchen müſſen, etwa eine Kuh, oder auch nur Schweine⸗ und Gänſezucht ausmacht, wenn für ihr Vieh keine Hutung mehr ſein und ſie ihnen alles Futter zutra⸗ gen ſollten? Wie könnten ſie dabei noch die Hand⸗ arbeit bei Andern verrichten und ihr nöthiges Ver⸗ dienſt haben, wenn ſie indeſſen ihre Kuh, Schweine und Gänſe nicht mehr auf die Weide treiben könn⸗ ten, ſondern das Futter für dieſelben mühſam zu⸗ ſammen ſuchen und nach Hauſe bringen müßten? Auch in großen Haushaltungen müßten mehr

Men⸗

Menſchen und mehr Zugvieh gehalten werden; denn auf Wagen müßte man das Futter herbeiſchaffen, wenn dabei andere Arbeit nicht ſollte liegen bleiben. Dieſes muß doch wohl auch mit in Anſchlag gebracht werden? Denn wie vieles ledige Vieh, Schafe, Schweine und Gänſe, als oft ein Dorf hat, finden täglich ohne weitere Mühe mit ihnen zu haben, ihre Sättigung auf den gemeinen Hutweiden! Man wird freilich mehrentheils finden, daß von ſolchen, die durchaus auf die Abſchaffung der gemeinen Hutweiden dringen, nur an die melkenden Kühe gedacht wird, die alsdenn weit mehr Milch, Butter und Käſe, auch mehr Dünger für die Felder ſchaffen ſollen. Man vergißt aber dabei, daß das übrige Vieh dem gemeinen Landmann nicht weniger Nutzen als die Kühe verſchaffen muß, und daß er dabei nichts gewinnen würde, wenn er zwar mehr Milch, Butter und Käſe, aber darneben nicht mehr das junge Vieh, Schweine und Gänſe zu ſeinem Hausbedarf und zum Verkauf heranziehen könnte. Wo die ganze Wirthſchaft in einer Holländerei beſteht, da iſt nichts dawider zuſagen, wenn ſie bloß für die melkenden Kühe eingerichtet wird. Wo aber die Landwirthſchaft im Getreidebau und Viehzucht geführt werden muß, da muß auch auf alle andere Arten des Viehes Bedacht genommen werden, wenn man dabei ſein Auskommen und Vortheil finden will. Mit etwas mehr Milch von den Kühen kann das nicht erſetzt werden, was darneben an

Zuzucht

Zuzucht von jungem Vieh, Schweinen und Gänſen wegfallen muß.

Wie ſehr zuweilen der wahre Nutzen ſolcher Hutungsplätze von denen überſehen werde, die dieſelben allenthalben abgeſchafft haben wollen, iſt nicht beſſer, als aus einer genauen Ueberſicht darzulegen, welche Vortheile dieſer und jener Hutungsplatz einem Dorfe und allen Einwohnern in Anſehung der ganzen Viehzucht verſchaffe. Es wird daraus erhellen, daß ſolche Plätze weder als Feld zum Getreide- und Futterbau, noch als Wieſewachs ſo hoch als Hutweide genutzt, auch die Viehzucht nicht mehr ſo getrieben werden könne, als wie ſie gegenwärtig beſchaffen iſt. Zu dem Ende will ich hier einen ſolchen Hutungsplatz bei dem Dorfe Axien ausführlich beſchreiben.

Dieſes Dorf liegt nahe an der Elbe, eine Stunde von dem Städtchen Prettin unter dem Amte Schweinitz im Sächſiſchen Kurkreiſe. Es beſteht, außer dem Pfarrer, der zu den Hüfnern, und dem Schulmeiſter, der zu den Koſſäthen oder Gärtnern gerechnet wird, aus 13 Bauerhöfen, 6 Koſſäthen oder Gärtnern und einigen Häuslern. Es iſt von aller fremden Hutung und Triftgerechtigkeit frei. Das Ackerland dazu beträgt 34 Hufen, die Hufe zu 30 Scheffel Dresdner Maß Ausſaat gerechnet, wovon alle Jahre der dritte Theil, außer den gewöhnlichen Sömmerungsfeldern, Brache liegt, und

welches

welches durchgehends gutes Weitzen, Roggen- und Gerſtenland iſt. Dieſes Feld iſt aber unter die Bauern oder Hüfner nicht gleich vertheilt, ſondern mancher beſitzt davon nur 2, 3 bis 3½ Hufe, ſo wie ſie es etwan in den alten Zeiten einander abgekauft haben, da unſtreitig im Anfange der Acker, wie alles übrige, gleich vertheilt geweſen iſt. Die Koſſäthen oder Gärtner beſitzen nur hier und da einzelne Stücken Acker, wie ſie ſolche nach und nach an ſich gebracht haben, and große Gärten von etlichen Scheffeln Ausſaat, haben aber darneben gemeiniglich noch einige Pachtäcker auf ihnen nahe liegenden Feldmarken. An der Hütung haben ſie, wie die Hüfner, mit einer beſtimmten Anzahl von allen Arten des Viehes ihren Antheil. Der Bauer hat gewöhnlich außer etlichen Ochſen, 8 bis 10 Ackerpferde und 3 bis 6 Fohlen von verſchiedenen Jahren; über 20 Stück Rindvieh, 60 bis 70 Schafe, ohne die Lämmer, auf 3 Mandel Schweine und eben ſo viel und noch mehr Gänſe; auch traf ich daſelbſt noch eine Menge Ziegen und Böckel mit auf der Weide an. Der Koſſäthe hat mehrentheils halb ſo viel Vieh als der Bauer, aber der Häusler darf nur zwei Kühe und ein Kalb, neben den Schweinen und Gänſen, mit auf die Weide bringen. Die Bauern beſitzen zu ihrer Anzahl Vieh hinlänglichen Wieſewachs zum Winterfutter, einige Koſſäthen aber und die Häusler müſſen ſich mit gepachteten Wieſen behelfen. Zur Weide vom Frühjahr an

bis

bis in den ſpäten Herbſt für ſo vieles Vieh haben ſie drei große Hutweiden. Erſtlich die ſo genannte gemeine Hutung unweit des Dorfs von einem weitläuftigen Umfange, der zum Theil mit Holz beſtanden iſt, und worauf alle Einwohner ohne Unterſchied ihre beſtimmte Anzahl Vieh an Rindern, Schafen, Schweinen und Gänſen mit treiben können. Nur auf dieſen dürfen die Ziegen und Böcke mit auf die Weide gebracht werden, die aber am Holze gewiß mehr Schaden thun, als Nutzen bringen, aber doch um der bockledernen Beinkleider willen für die Knechte gehalten werden. Was auf dieſen Platz zur Weide geht, betreibt auch zugleich die Brach; und nach der Ernte die Stoppelfelder mit. Der andere Hutungsplatz hinter dem Dorfe nahe an der Elbe, iſt bloß für die melkenden Kühe und für das gebrauchte Zugvieh in den Mittagsſtunden beſtimmt. Jeder Bauer kann auf dieſen Hutungsplatz 10, der Koſſäthe aber 5 Kühe bringen, und dieſe Anzahl darf nie überſchritten werden. Der Häusler kann bittweiſe und gegen Bezahlung eines Güldens Weidegeld eine Kuh mit darauf bringen. Die Kühe werden des Morgens dahin getrieben, zu Mittage auf dem Weideplatze von den Mägden gemolken und des Abends wieder in die Ställe gebracht, ſo daß ſie alſo nur des Abends und früh Morgens beim Melken etwas Futter bekommen dürfen, wozu das Gras in den Gärten mehrentheils hinreichend iſt, weil ſie den Tag über

auf

auf ihrer Hutung, die auch zum Theil mit Laubholz beſtanden iſt, vollauf Weide haben. Wie vortheilhaft es theils für melkende Kühe ſelbſt in Anſehung ihrer Geſundheit, theils für den Beſitzer wegen des aus ihnen zu ziehenden Nutzens ſei, wenn ſie auf einer guten Weide ihr Futter ſelbſt auswählen können, weiß doch wohl jeder Oekonom. Endlich iſt bei dieſem Dorfe noch ein großer Hutungsplatz, der ſeinem Flächeninhalte nach wohl noch über 6 Hufen Landes betragen möchte, der aber jenſeits der Elbe liegt und wozu zum Hin- und Zurückfahren Gefäße auf dieſem Strome gehalten werden müſſen. Es iſt meine Abſicht nicht, alle drei Hutungsplätze mit ihren Vortheilen umſtändlich zu beſchreiben; dieſes würde zu weitläuftig ſein. Nur an dem letztern will ich zeigen, daß ein ſolches anſehnliches gutes Stück Land nach den Lokalumſtänden zur Hutweide weit vortheilhafter genutzt werde, als wenn man daſſelbe zu Getreidefeldern und zum Futterbau umändern wollte.

Ich will annehmen, daß dieſer Hutungsplatz, der zum Theil eben den guten Boden, wie der zum Dorfe gehörige Acker hat, und worauf Weitzen, Roggen und Gerſte erbauet werden kann, aus vollen 7 Hufen Landes beſtehe; ſo wird eine Hufe in daſiger Gegend, mit Inbegriff der davon zu leiſtenden Abgaben und Steuern, für 60 Rthlr. verpachtet.

Die

Die Nutzung dieſes Platzes, wenn er urbar gemacht und den Leuten jenſeits der Elbe verpachtet würde, denen er zur Beſtellung bequem gelegen wäre, würde alſo auf 420 Rthlr. jährlich betragen. Denn das muß Jeder doch wohl leicht einſehen, da es den Bauern nicht an gutem Acker bei dem Dorfe fehlt, daß die Beſtellung und Ernte über dem Waſſer von ihnen ſelbſt unmöglich mit Vortheil betrieben werden könnte. Jedoch iſt daran, ſelbigen zum Getreidebau zu verpachten, nicht einmal zu denken, weil er in der Niedrigung am Strome liegt, und ſogleich größten Theils überſtrömt wird, wenn das Waſſer im Sommer nur etwas aus den Ufern tritt. Sollte er aber zu Wieſen und zum Futterbau vertheilt werden, um das Vieh davon im Stalle füttern zu können: ſo wäre dieſes wegen der täglichen Herbeiſchaffung des Futters nicht nur mit der größten Beſchwerlichkeit verbunden, denn es müßte auf Wagen geſchehen; ſondern es wäre auf dieſe Fütterung auch deßwegen keine ſichere Anlage auf einen feſtgeſetzten Viehſtand zu machen, weil ein Sommerwaſſer leicht alles verderben könnte. Wenn es aber bloß zur Hutweide gebraucht wird, kann das Vieh ſo lange auf dem nicht unter Waſſer kommenden Theile deſſelben, oder im Fall einer totalen Ueberſtrömung, ſo lange auf den übrigen gemeinen Hutungen erhalten werden, bis es nach Abzug des Waſſers wieder dahin gebracht werden kann, weil Sommerwaſſer gemeiniglich nur etliche Tage anhalten.

Dieſer

Dieſer Hutungsplatz kann alſo wegen ſeiner Lage nur als Weide genutzt, und zwar, wie die Einrichtung damit lehren wird, auf ſolche Art noch weit vortheilhafter genutzt werden, als wenn er ausgetheilt und urbar gemacht würde. An der Elbe iſt derſelbe mit ſo vielen Heeger- und andern hohen Weiden beſetzt, daß davon nicht nur viele Faſchinen zum Elbbau, ſondern auch das nöthige Zaunreiſig zum Gehege um denſelben an Orten, wo es nöthig iſt, gehauen werden können. Auf dem Platze ſelbſt befinden ſich noch überdieß viele von ſelbſt aufgewachſene wilde Obſtbäume, wovon der Antheil des Obſtes, ein Jahr in das andere gerechnet, für einen Hüfner ½ Wiſpel, für einen Koſſäthen 6 Scheffel Dresdner Maß jährlich ausmacht.

In Anſehung des dahin zu bringenden Viehes hat jeder Hüfner und der Pfarrer 13 und eine Kälberſtelle. Für eine Stelle wird ein Pferd, Ochſe oder eine Kuhe gerechnet. Die Saugfohlen werden nicht mit in Anſchlag gebracht, ſondern das Mutterpferd macht mit demſelben nur eine Stelle aus. Eine Kälberſtelle kann mit 4 abgeſetzten Kälbern oder auch 2 Jährlingen beſetzt werden. Die Koſſäthen oder Gärtner haben 6 Stellen darauf, doch müſſen ſie dafür einen Gülden an die Hüfner bezahlen. Eine jede dieſer Stellen, die die Theilhaber nicht mit eigenem Vieh beſetzen, kann an Fremde überlaſſen werden, wofür gewöhnlich 3 Rthlr.

auch

auch etwas mehr bezahlt wird. Auſerdem werden noch 20 und mehrere ſo genannte Bauſtellen ausgeſetzt, je nachdem ſich die Weide darauf im Frühjahre anläßt, welche an Benachbarte für 3, jetzt gemeiniglich für 4 Rthlr. überlaſſen werden, wovon die Hüfner am Ende das Geld unter ſich theilen. Daß alſo nach dieſen feſtgeſetzten Stellen die jährliche Nutzung dieſes Platzes, nur ſchlecht gerechnet, an Weide- und Pachtgeld, auch Obſte, beträgt:

Rthlr.	Gr.	
546	—	für 182 Stellen der 13 Hüfner und des Pfarrers,
18	21	die Stellen der Koſſäthen,
60	—	für 20 ſo genannte Bauſtellen,
8	—	Pacht für das Feld und den Garten dabei,
102	—	für $8\frac{1}{2}$ Wiſpel Obſt, den Scheffel zu 12 Gr. gerechnet.
734	21	

Die Zeit, wenn dieſe Stellen beſetzt werden können, iſt verſchieden. Bis zum 1. Mai bleibt dieſer Platz vor allem Vieh verſchloſſen, damit dem Graswuchſe nichts hinderlich ſei. Mit dem 1. Mai iſt jedem Hüfner erlaubt, von ſeinen 14 Stellen drei zu beſetzen, weil manches Stück Vieh ſchlecht aus dem Winter gekommen iſt und

zu

zu ſeiner Geſundheit und Erholung vollauf junges Gras bedarf. Es können alſo bis zum 11. Mai nur 42 Stück Vieh auf dieſe Hutweide, die derſelben nach ihrem weitläuftigen Umfange keinen großen Abbruch thun und denen doch in dieſer Zeit damit mehr als mit aller Stallfütterung geholfen iſt. Denn das junge Gras iſt bei dem Vieh das beſte Ausführungsmittel aller ſich im Winter vom harten Futter geſammelten Unreinigkeiten. Den 11. Mai werden alle andere, auch die ſo genannten Bauſtellen beſetzt, ſo daß von nun an, mit Inbegriff der Kälber und Jahrlinge, auf dritthalb hundert Stück Vieh bis nach Michael, und alſo ein ganzes halbes Jahr, ihre Weide darauf haben. Man weiß ſich faſt keines ſo trockenen Jahres zu erinnern, daß dieſelbe für dieſe beſtimmte Anzahl nicht hinreichend geweſen wäre. Wenn um Johannis ein Theilhaber ein darauf fett gewordenes Stück oder ein Pferd verkauft; ſo kann er dieſe erledigte Stelle ſogleich durch ein anderes erſetzen, welches zu aller Zeit Statt findet, ſo daß von einer Stelle zwei fette Stück, eines zu Johannis und das andere zu Michael, verkauft werden können. Daraus kann man nun leicht einſehen, was auf einem ſolchen Weideplatze für Fohlen und für junges Rindvieh herangezogen werden können, da die Saugfohlen frei mit gehen und die Mutterpferde vollauf Gras haben, auch auf eine Stelle 4 Abſetzekälber oder 2 Jährlinge hineingethan werden können.

Im

Im ſpäten Herbſt, wenn viele Stellen erlediget ſind und nicht weiter beſetzt werden, werden noch eine gewiſſe Anzahl Hammel und Schafe, die zum Hausſchlachten und Verkauf beſtimmt ſind, zum Fettwerden dahin gethan, welche noch ſo lange darauf weiden, als es die Witterung verſtattet.

Ein angeſtellter Hirte mit ſeiner Familie, der ein eigenes Haus und Wirthſchaft in dem Platze hat, beſorgt die Aufſicht über das Vieh, daß das Gras nur ſtrichweiſe abgeweidet, und von dem Vieh nicht alles nach Willkühr überlaufen wird, ſondern der zuerſt abgeweidete Strich wieder die gehörige Schonung zum Nachwuchſe hat. Des Abends wird es zuſammen in eine Bucht, und mit dem früheſten Morgen wieder aus derſelben auf den Weideplatz gebracht. Der Dünger von ſo vielem Vieh geht nicht verloren und bleibt keineswegs zum Nachtheil des Graſes auf den Stellen, wohin ihn das Vieh geworfen hat, liegen, ſondern er wird in der Bucht und wo nun wieder geſchonet wird, von dem Hirten auf Haufen zuſammen gebracht, welche alsdann nach und nach auf die Felder abgefahren werden.

Der Aufwand, der zur Unterhaltung dieſer Hutung erfordert wird, beſteht erſtlich in der Erhaltung des Hauſes, worin der Hirte wohnt, der

die Aufſicht über das Vieh hat. *) Da er aber dabei ſelbſt einige Wirthſchaft treiben und ſich Vieh heran ziehen kann, weil er einen Garten und etwas gutes Feld dabei hat, das er trefflich düngen und nutzen kann, muß er dafür an die Hüfner jährlich 8 Rthlr. Pacht bezahlen. Dagegen bekommt er außer dem Gewöhnegeld an 2 Gr. für jedes neue Stück Vieh, das auf den Weideplatz gebracht wird, und einem freiwilligen Geſchenk bei dem Verkauf eines fetten oder andern Stücks, noch jährlich von jedem Hüfner ½ Scheffel Weitzen, 2 Brote und 2 Weitzengarben in der Ernte, etwas Erbſen und einen Korb voll Kraut und Kohlrüben.

Wenn man nun annehmen kann, daß der Aufwand auf dieſe Hutweide, wegen Haltung der Gefäße zur Ueberfahrt auf der Elbe, zur Reparatur des Hauſes und der Gehege und was an den Hirten zu entrichten iſt, ein Jahr in das andere gerechnet, ſich jährlich höchſtens auf 100 Rthlr. belaufe; ſo beträgt nach obiger Berechnung die Nutzung dieſes Weideplatzes doch noch 634 Rthlr. 21 Gr., daß alſo ein Hüfner für ſeine 14 Stellen, wenn er ſie auch bloß an Andere verpachten wollte, auf 50 Rthlr. hätte. Sollte dieſer Platz vertheilt und zu Feld-

oder

*) Ohne Zweifel ſind zum Anbau und zur Erhaltung dieſes Hauſes, die ſo genannten Bauſtellen an Fremde eingeführt worden, damit es nie an Geld dazu fehle.
d. Verf.

Digitized by Google

oder Wieſewachs umgeändert werden, ſo würde der Antheil eines Hüfners, da der Pfarrer und die Koſſäthen auch das Ihrige bekommen müßten, nicht eine halbe Hufe Landes betragen können. Dieſes würde aber, da es dem Waſſerſchaden ausgeſetzt bliebe, nie ſo hoch verpachtet werden können. Aber der berechnete Nutzen davon erſtreckt ſich, da ſie es als Hutweide gebrauchen, wohl noch ein Mal ſo hoch, wenn man die Rechnung darnach macht, was auf eine Stelle an Zuwachs von jungem und an fettem Vieh gewonnen werden kann. Zwei- und dreijährige Fohlen werden mit 40 bis 60, und fette Ochſen mit 30 bis 50 Rthlr. bezahlt. Man überrechne dagegen, was für Aufwand an Geſinde und Tagelohn erfordert würde, wenn 14 bis 18 Stück Vieh vom Mai bis in den Oktober bloß im Stalle gefüttert werden ſollten, wenn es auch möglich wäre, auf einem ſolchen Platze ſo viele Futterkräuter zu erbauen, als dazu nöthig wären Es müßten bloß auf die Zufuhr des Futters ein Geſpann Zugvieh und etliche Menſchen mehr gehalten werden, da bei einer ſolchen Einrichtung in jeder Haushaltung nur ein mäßiger Junge nöthig iſt, der das Anſpannvieh von Zeit zu Zeit abholt und wieder dahin zurück bringet.

Daß auf ſolchen Weideplätzen, zumal wenn das Vieh Tag und Nacht bei aller üblen Witterung darauf verbleiben müßte, vieles erkranke und drauf

 gehe,

gehe, ja wohl unheilbare Viehſeuchen daher entſtänden, iſt ganz ungegründet und kann nur von denen immer noch wiederholt werden, die einmal wider die gemeinen Hutungsplätze eingenommen ſind, ohne je den wahren Nutzen derſelben unterſucht zu haben. Ich läugne gar nicht, daß manche Hutungsplätze ſo elend beſchaffen ſein mögen, als ſie gewöhnlich von ſolchen beſchrieben werden, daß vieles Vieh mehr darauf hungern müſſe, als ſich ſatt freſſen könne; daß auch ſolche Plätze, wenn es ihre Lage verſtattet, wenigſtens auf etliche Jahre, ſo lange der darin ſteckende Dünger nachhält, beſſer zu Getreide und Futterkräutern zu nutzen ſeien. Wenn es aber einmal, wie gewöhnlich, ſchlechter Boden iſt, und es den Leuten nicht an beſſerm Acker fehlt, wohin ſie den Dünger bringen; ſo wird dieſer Nutzen nie ausdauernd bleiben, ſondern der Platz wird in etlichen Jahren wieder das werden, was er vorher war, wie ich ſchon an manchen Orten geſehen habe.

So groß die Anzahl des Viehes iſt, das ein halbes Jahr lang Tag und Nacht auf dieſer Hutweide geht und worunter ſich im Frühjahre manches kränkliche Stück befindet; ſo ſind es doch kaum etliche Stück, die jährlich drauf gehen, in manchem Jahre auch gar keines, und weit mehrere, die ſchwach und kränklich dahin gebracht wurden, werden bald wieder geſund und nehmen zu. Die freie

und

und geſunde Luft iſt ja jedem kranken Menſchen dienlich, wie ſollte ſie dem Viehe ſchädlich ſein? Tritt ja im Frühjahre noch gar zu kaltes und naſſes Wetter ein, ſo hat ja jeder Bauer ſo viel Verſtand, daß er des Nachts ſein Vieh wieder in die Ställe nimmt, bis dieſe üble Witterung vorüber iſt. Nie wird man vollends gehört haben, ſo oft es auch gedruckt zu leſen iſt, daß Viehſeuchen zuerſt in Gegenden entſtanden wären, wo daſſelbe Tag und Nacht auf der Weide bleibt. Viele Erfahrungen beweiſen es vielmehr, daß die Stallkühe zuerſt davon befallen werden, wenn jenes immer noch geſund bleibt, bis ſich die Anſteckung weit ausbreitet.

Einige ökonomiſche Schriftſteller ſind freilich gewohnt, die Landwirthſchaft mit gemeinſchaftlichen Hutweiden aus Verachtung die noch *halbnomadiſche* zu nennen, ich glaube aber, man kann das mit allem Rechte thun, ohne daraus die Folge herleiten zu können, daß ihre darnach gemachten Einrichtungen auf ſchlechte Grundſätze gebauet wären. Wie ſich unſere Vorfahren entſchloſſen, neben der Viehzucht auch den Ackerbau *mehr* zu betreiben, als etwan vorher geſchehen war; ſo war ihnen freilich daran gelegen, die ganze Viehzucht, ſo wie ſie ſolche bisher gehabt, beizubehalten und ihre Einrichtung nach dem Grundſatz zu machen, der jetzt noch als der erſte und vornehmſte bei der Landwirthſchaft angeſehen wird: Daß *Ackerbau* und

Vieh-

Viehzucht im gehörigen Verhältniſſe gegen einander ſtehen müßten. Sie ließen daher, außer dem Lande, das ſie zum Feldbau beſtimmten, noch hinreichende Hutungsplätze für alle Arten von Vieh übrig, weil ſie nicht gemeinet waren, irgend eine Art davon, die zum Hausbedarf oder Gewerbe gehörte, abzuſchaffen, ſondern Pferde- Rindvieh- Schafe- Schweine- und Gänſezucht eben ſo, wie vorher, nur nicht in ſo großer Menge, fortdauern zu laſſen. Denn das ſieht man doch wohl durchgehends aus der Erfahrung, daß in Gegenden, wo keine gemeinen Hutweiden ſind, und auch wegen der Landesbeſchaffenheit nicht alles Vieh freie Weide haben kann, ſondern mehrentheils in Ställen gefüttert werden muß, die Viehzucht im Ganzen nicht ſo betrieben werden kann? In ſolchen Gegenden iſt man freilich zufrieden, wenn man nur genug Rindvieh zur Bereitung des Düngers halten und heranziehen kann. Was man hingegen an Pferden, Schweinen und Gänſen nöthig hat, erkauft man aus ſolchen Gegenden, wo dieſes Vieh auf den Hutweiden in Menge herangezogen wird. Auch trifft man in den Gegenden, wo keine Gemeinheiten in den Dörfern mehr ſind, bei den Bauern ſelten noch Schäfereien an, weil ſolche die Herrſchaften bald allein an ſich zu ziehen gewußt haben. Da hingegen, wo Gemeinheiten ſind, auch die Schafzucht bei den Bauern noch anſehnlich iſt, und in jedem Dorfe, wenige ausgenommen, die ſich des Rechts, Schafe

zu halten, gänzlich begeben haben, ein beſonderer Bauerſchäfer gehalten wird. Deßwegen wurden überhaupt Gemeinehutungen beibehalten, weil dabei noch Jeder alle Arten von Vieh und mit wenigern Koſten auf die Weide bringen konnte, als wenn er darauf einen eigenen Hirten halten müßte, wenn es auch nur ein mäßiger Junge wäre. Die Freiheit, daß die Hirten ſelbſt auf die gemeinen Hutungsplätze etwas Vieh mit treiben dürfen, macht ſchon einen Theil ihres Lohns aus. Dieſe Hauptabſicht, die die Alten bei der Einrichtung der Gemeinehutungen hatten, daß dabei die ganze Viehzucht noch ſollte fortgetrieben werden können, wird auch noch heut zu Tage einiger Maßen in ſolchen Gegenden erreicht, wo es nicht an guten Hutweiden fehlt, wie es bei den meiſten Dörfern im Kurkreiſe der Fall iſt. Der Landmann zieht ſich dabei nicht nur das zu ſeiner Wirthſchaft nöthige Vieh heran, ſondern er kann auch auf einen ſichern jährlichen Verkauf davon rechnen. Wie ſtark der Handel damit aus dem Kurkreiſe in ſolche Gegenden iſt, die keine gemeinen Hutweiden mehr haben, das kann Jeder ſehen.

Die Haupturſache aber, daß die in alten Zeiten beſtimmten Hutweiden nicht allenthalben mehr für das Vieh hinreichend ſein wollen, und daß daſſelbe zu machen Zeiten darauf Hunger leiden muß, liegt nicht in der erſten Einrichtung, ſondern vielmehr darin, daß über die zugleich feſtgeſetzte Ordnung,

wie

wie viel Vieh von jedem Einwohner im Dorfe auf die Weide gebracht werden dürfe, nicht mehr ſo genau wie ehedem gehalten wird. Sehr unklug würde es geweſen ſein, wenn nicht bei der Ausſetzung beſtimmter Hutweiden zugleich eine gewiſſe Ordnung wegen des Viehhaltens wäre feſtgeſetzt worden, damit die Weideplätze nicht von zu vielem Vieh überſchlagen, ſondern dieſelben für das dahin gebrachte immer hinreichend ſein möchten. In dieſer Viehordnung war es genau beſtimmt, wie viel Stück Vieh ein Hüfner, Koſſäthe oder Häusler auf die Weide bringen durfte, und über dieſe Ordnung wurde ſtrenge gehalten. Man wird nun aber an vielen Orten finden, daß in den neuern Zeiten von dieſem ſo nöthigen Grundſatz der Alten eben ſo ſehr abgewichen worden iſt, als man die weiter hinausgeſetzten Hutungstermine auf den Wieſen immer noch fortdauern läßt, ſo offenbar auch der Nachtheil davon am Heue dargethan worden iſt. An manchen Orten, wie in dieſem Dorfe, wird noch darüber gehalten, das Vieh im Sommer etliche Mal überzählt, um zu erfahren, ob nicht von Manchen die geſetzte Anzahl überſchritten ſei. Wo noch die alten Dorfordnungen gültig und nicht verloren gegangen ſind, da wird genau darüber gehalten, und in ſolchen wird es auch ſelten an hinreichender Weide fehlen. Allein, was kann es einem Dorfe helfen, wenn die Einwohner unter ſich deßhalb noch ſo genau über Ordnung halten wollen, wenn dagegen

das

das Rittergut das Recht zu haben glaubt, eine unſgemeſſene Anzahl von Schafen zu halten, mit welchen der Schäfer zu allen Zeiten die meiſten gemeinen Hutweiden übertreiben kann? Es iſt unläugbar, daß auch die Herrſchaften in den alten Zeiten ihre beſtimmte Anzahl von Schafen gehabt haben, die ſie nach Proportion ihrer in der Feldmarke gelegenen Hufen halten konnten. Man trifft noch hier und da in den alten Erbregiſtern Beweiſe davon an. Jetzt maßen ſie ſich aber faſt durchgehends an, ſo viele Schafe zu halten, als ihnen nur beliebt. Die natürliche Folge davon kann keine andere, als dieſe ſein: Wenn das Rittergut, anſtatt 800 Schafe, die es zu halten befugt iſt, deren nun 2000 hält und damit die Gemeinehutungen betreibt, daß zuletzt weder für dieſe Schafe, noch für das übrige Vieh hinreichende Weide vorhanden ſein kann. Liegt aber hier der Mangel nicht offenbar darin, daß die Grenzen überſchritten werden, welche die Alten wegen des Viehhaltens gemacht hatten? Selten wird eine Herrſchaft oder ein Pachter viel damit gewinnen, wenn ſie ſich von ihren gierigen Schäfern verleiten laſſen, immer mehr Schafe zu halten. Ein Jahr, worin, wie in dem vergangenen, Futtermangel entſteht und ſie daſſelbe theuer kaufen müſſen, raubt ihnen oft den Gewinn von etlichen Jahren, und zuletzt geht doch wohl noch die halbe Schäferei bei allem Futterkaufen drauf. Wenn Herrſchaften bedächten und ſich nicht von

Schä-

Schäfern eines andern überreden ließen, was ihnen oft zu viele Schafe ſelbſt für Schaden bringen; daß es ihre eigenen Schafe ſind, welche im Frühjahre die Wieſen ſo ausfreſſen, daß ſie darauf nur wenig Heu und Futter ernten können; daß dieſe oft die einzige Urſache ſind, warum ſie auch nicht ſelten weit ſchlechteres Wintergetreide, als die Bauern haben, weil der Schäfer die Schafe zur Unzeit darauf getrieben hat: ſie würden einſehen lernen, daß die Wirthſchaft ihrer Vorfahren, bei wenigern Schafen ſicherer und einträglicher war. Sie würden um eines unerſättlichen Schäfers willen, der nur ſein Intereſſe, aber nicht das ihrige ſucht, ihre Unterthanen nicht über ſich ſeufzen machen und bei weniger Schafen in guter Weide und Futter mehr Einkommen und Segen finden. Man ziehe alſo die Lokalumſtände nach ganz veränderter Beſchaffenheit der Sachen in Erwägung. Die Hutweiden würden in unzähligen Orten nicht ſo mager und elend ausſehen und ſo wenig Nutzen mehr bringen, wenn nicht weit mehr Vieh darauf zur Weide gebracht würde, als eigentlich ſein ſollte.

Das Dorf Arien iſt bei ſeinen Gewohnheiten geblieben, nicht mehr Vieh auf die gemeinen Hutweiden zu bringen, als von ihren Vorfahren feſtgeſetzt worden iſt. Davon haben ſie nun den Vortheil, daß ſie immer wieder ihr nöthiges Zugvieh heranziehen können, wenn ein Stück wegen Alter

oder

Digitized by Google

oder ſonſt durch einen Unglücksfall abgehet. Jeder Bauer läßt jährlich bis 4 Mutterpferde belegen. Selten wird ein Jahr ſein, in welchem er nicht eines und das andere aus ſeiner Pferdezucht um einen guten Preis verkaufen und auch darneben ſein eigenes Zugvieh immer im Stande erhalten könnte. Gleiche Bewandniß hat es mit dem Rindvieh. Wird ein Ochſe oder eine Kuh zu alt, ſo werden ſie auf dieſe Hutweide in die Maſt gebracht und der Eigenthümer bekommt für ein ſolches ausgedientes Stück noch auf 30 Rthlr., ohne daß er die geringſte Mühe damit hat, oder nur einen Scheffel Getreide zur Maſtung daran wenden darf. Nie würde dieſe Hutweide, wenn ſie ausgetheilt und zum Fruchtbau gebraucht würde, den Beſitzern die Vortheile verſchaffen, die ſie ihnen beim bloßen Gebrauch zur Viehzucht verſchafft; und dergleichen nutzbare Hutweiden giebt es an vielen Orten, die deßwegen mit Recht beibehalten werden, weil eine Veränderung damit nicht nur keinen Vortheil, ſondern vielmehr den größten Nachtheil bringen würde.

Ueberhaupt haben die Alten, indem ſie bei der Einrichtung zwei bis drei Theile Land zum Ackerbau ausſetzten und das übrige zur Hutung fortgebrauchten, nach reifer Ueberlegung gehandelt, damit die Viehzucht in ihrem ganzen Umfange beibehalten werden könnte. Sie betrachteten mit Recht die Landwirthſchaft als ein aus vielen Theilen beſtehendes Ganze und ſuchten Ackerbau und Viehzucht

in

in ein ſolches Verhältniß gegen einander zu bringen, daß dabei alle Nebenzweige genutzt werden konnten und auch die Arbeit daran durchs ganze Jahr gehörig vertheilt war. Sie erkannten den Fehler der vorherigen nomadiſchen Einrichtung, daß das meiſte Getreide erkauft werden müſte; ſie ſuchten aber auch ſorgfältig den gegenſeitigen Fehler zu vermeiden, da ſie noch für genugſame Hütweiden ſorgten, daß hernach nicht das meiſte Vieh erkauft werden müßte. Theurung und Mangel an Vieh muß in ſolchen Gegenden entſtehen, wo alles im Stalle gefüttert und die gemeinen Hutungen gänzlich abgeſchafft werden ſollen. Ihr Hauptgrundſatz war darneben unſtreitig dieſer, der Landwirth müſſe ſo wenig als möglich, baare Geldauslagen nöthig haben, es müſſe ihm, ſo zu ſagen, alles zuwachſen, wenn er es nicht an ſeinem Fleiß und Arbeit ermangeln laſſe. Da er nun nicht alle Jahre in allen wirthſchaftlichen Zweigen gleich viel gewinnen könne, ſondern der glückliche Erfolg ſeines Erwerbs von ſo vielen Nebenumſtänden abhinge; ſo müßte die Einbuße auf der einen Seite immer wieder durch den Gewinn auf der andern erſetzt werden. Darin ſind aber die Umſtände der Landleute in unſern Tagen noch die nämlichen, als ſie in den alten Zeiten waren. Glückliche Jahre in Anſehung aller Produkte der Landwirthſchaft ſo wohl was den Ackerbau, als die Viehzucht betrifft, ſind ſehr ſelten. Immer fehlt es

es bald an dem einen, bald an dem andern. Aber die vielerlei Zweige der Wirthſchaft, die bei guten Hutweiden an einem Orte anzutreffen ſind, erſetzen Manches auf der einen Seite wieder, was auf der andern gemangelt hat. Iſt der Bauer z. B. mit den Fohlen unglücklich geweſen, ſo geht es mit den Stieren und Schafen deſto beſſer. Oder hat der Acker nicht gehörig getragen, ſo erſetzt die reichliche Weide einiger Maßen dieſen Verluſt wieder. Bei den guten Hutweiden hat der Bauer wenigſtens ſein Zug- und Schlachtvieh und darf davon nichts kaufen. Seine Kleider hat er von der Wolle, ſeine Betten von den Gänſen. Kommt Brotmangel, ſo lebt er ein Jahr kärglich mit den Seinen und verkauft das meiſte Schlachtvieh an Andere, damit er nicht in Schulden gerathe. Das neue landwirthſchaftliche Syſtem, alles Feld und auch die Hutweiten, alle Jahre, ſo viel nur möglich, zu benutzen, kann höchſtens nur in ſolchen Dörfern der bisherigen Wirthſchaft damit das Gleichgewicht halten, die nahe an großen Städten liegen, wo Milch, Butter und Käſe zu allen Zeiten gut verkauft und darneben die in der Brache und auf den Hutweiden erbaueten Gewächſe bei den Fabriken ebenfalls ſogleich gegen baares Geld abgeſetzt werden können. Wie viele große und mit Fabriken belegte Städte haben wir aber in einem Lande, daß deßwegen allenthalben dergleichen Hutweiden mit Vortheil umgeändert werden könnten? S.

II. Ge-

II.

Gelegentliche Erinnerung an das Wichmanniſche arithmetiſche Bedenken über die Schäferei-Wirthſchaft.

Immer habe ich die ökonomiſchen Hefte mit einer Erwartung und in der Hoffnung zur Hand genommen, um darin vielleicht eine Beantwortung des von C. A. Wichmann im Februar-Stück 1798, S. 159, aufgeſtellten arithmetiſchen Bedenkens über die bisher im Teutſchen Reiche gewöhnliche Schäferei-Wirthſchaft zu finden; allein es iſt bisher in dieſer Zeitſchrift darauf nichts erwiedert worden. Indeſſen iſt dieſer Gegenſtand von ſolcher Wichtigkeit, daß er allerdings Beherzigung und Aufklärung verdient, und es ſcheint daher nichts weniger, als überflüſſig zu ſein, jenes arithmetiſche Bedenken von neuen in Erwähnung und Anregung zu bringen. Vernünftige, unbefangene und patriotiſch geſinnte Leſer können auf alle Fälle den in dem Bedenken angeführten Zweifeln nicht anders als beipflichten. Was mir in Betreff des angeführten Aufſatzes bis jetzt bekannt geworden iſt, befindet ſich in von Zehmens Lehrbegrif der Landwirthſchaft,

ſchaft *), Thl. II, S. 122.: „Ich pflichte,“ ſagt er, „dieſem arithmetiſchen Bedenken über die bisher im Teutſchen Reiche gewöhnliche Schäferei-Wirthſchaft von ganzer Seele bei, da ich ſchon vor 40 Jahren anfing zu zweifeln, ob die Einnahme bei einer Schäferei reiner Gewinnſt ſei.“ — Daß die Einnahme reiner Gewinn ſein ſolle, wird nun freilich billiger Weiſe Niemand verlangen; indeſſen iſt dieß auch nicht die Meinung des Herrn von Zehmen, ſondern dieſes etwas unbeſtimmten Ausdrucks ungeachtet zweifelt er mit Herrn C. A. Wichmann: ob nach Abzug aller auf eine gewöhnlicher und herkömmlicher Maßen behandelte Schäferei gewendeten Unkoſten von der Einnahme ein wirklicher und mit der Größe des aufgewendeten Kapitals in Verhältniß ſtehender Profit bleibe. Dieſe ſeit 40 Jahren noch nicht gelöſten Zweifel eines mit der Oekonomie ſo bekannten Mannes ſind doch gewiß — alle Autorität beiſeite geſetzt

*) Der ganze Titel dieſes trefflichen Werks über Teutſche Landwirthſchaft iſt folgender: Vollſtändiger Lehrbegrif der geſammten Landwirthſchaft, als Wiſſenſchaft behandelt. Begründet auf ältere Erfahrungen und neue Entdeckungen; von Christoph Heinrich Adolph von Zehmen. — Wer unbebauten Boden urbar macht, erobert reiche Länder. — In zwei Theilen. Leipzig 1799. 8. (Der Verf. iſt unlängſt geſtorben.)

d. Verf.

geſetzt — Grund genug, einen reellen Nutzen von den Schäfereien immer mehr und mehr in Zweifel zu ziehen, und die Schäfereibeſitzer zu ermuntern, den ſtreitigen Punkt durch exakte Berechnungen aufzuhellen. Herr von Zehmen hat, wahrſcheinlich um die Schäfereibeſitzer in den Stand zu ſetzen, eine ſolche Berechnung einzuleiten, in der genannten Schrift das Schema eines Koſten- und Nutzungsanſchlags aufgeſtellt, welches, da einmal in dieſer Zeitſchrift die Sache quaeſtionis vor dem ökonomiſchen Publikum verhandelt worden iſt, auch aufgenommen und weiter bekannt gemacht, beſtritten und beherziget zu werden verdient.

Dieſer Anſchlag iſt von einer, in ihrer Art ſonſt ordentlich geweideten (aber nicht mit Schafpferchfütterung gewarteten) und behandelten, einſchürigen und nicht gemolkenen Schäferei von 1200 Stück zu verſtehen, wobei ſo wohl die Koſten als die Einnahme richtig und genau angegeben ſind, damit man ſich in Anſehung des Gewinnes nicht täuſche.

Schema eines Koſten- und Nutzungsanſchlags für Schäfereibeſitzer.

I.

Ausgabe.

	Rthlr.	Gr.
A. 1200 Centner Heu, 1 Centner jährlich pro Stück, à 10 Gr.	500	—
Latus	500	—

B. 24

	Rthlr.	Gr.
Transp.	500	—
B. 24 Dresdner Scheffel Deputatkorn, als dem Schäfer, dem Meiſterknecht, dem zweiten Knecht und dem Jungen, einem Jeden 6 Scheffel à 1 Rthlr. 6 Gr.	30	—
C. 3 Scheffel Roggen zur Fütterung der Schafhunde à 1 Rthlr. 6 Gr.	3	18
D. 4 Dresdner Scheffel allerhand Sommergetreide und Pahlkorn, als Erbſen ꝛc. zu Küchenſpeiſen, durch die Bank nur gerechnet	3	12
E. Einen Sächſiſchen Acker zu Lein, Rüben, Kraut (für den Schäfer), incluſive der Beſtellung angeſchlagen zu	5	8
F. Zu Hafer, Erbſen ꝛc. für die Lämmer nach Abzug des Schäferantheils, nur	8	—
G. Zu 25 Dresdner Scheffel Salz, jeden à 2 Rthlr. nach Abzug des Schäferantheils zum Salze, beträgt	50	—

Anmerkung: Man ſieht hier wohl, daß die Schäfereinutzung auf gewöhnliche Winterfütterung, und im Sommer auf den Weidegang (nicht aber auf die Pferchfütterung) berechnet iſt. Es iſt daher nichts natürlicher, als die Entbehrung des Weidebodens, welcher entweder mit Früchten, oder Futterkräutern, oder Futtergewächſen

Latus 600 14

Rthlr. Gr.
Transp. 600 14

beſtellt und benutzt werden kann. Um nun einen richtigen Rechnungsſatz bilden zu können, ſo wollen wir den bekannten zum Grunde legen: Zu Ernährung einer Kuh oder ſtatt der 10 Schafe, iſt 1 Dresdner Acker Feld, 1 dergleichen Acker Wieſe, und ein nämlicher Acker Lehde, Bruchmoor, oder ſonſt Huthweide nöthig. Nun wollen wir annehmen, daß das Gut, welches die Schäferei von 1200 Stück ernähren ſoll, a) 360 Acker eigenthümliches Feld habe, ſo in drei Arten Wintergetreide, oder Oelſamen, Sommergetreide und Brachſchlag beſteht, alſo 120 Acker Stoppeln vom Wintergetreide, 120 Acker Sommerſtoppeln, 30 Acker als den vierten Theil der Brache zu behüten hat; b) hierzu 80 Acker Huthweide, weil viel Kommunweide darunter befindlich, dabei doch eigne Weide iſt, ſo kann man 200 Acker annehmen; c) 360 Acker Wieſen.

H. Von den 120 Acker Stoppeln vom Windergetreide zu behüten (60 Acker für die Kühe), 60 Acker für die Schafe, den Acker zu 8 Gr. 20 —

Latus 620 14

I. Da

	Rthlr.	Gr.
Transp.	620	14
I. Da die Hälfte der Brache geſömmert wird, bleiben (für die Kühe 30 Acker und) für die Schafe 30 Acker, à 8 Gr.	10	—
K. Von 120 Acker Sommerfrüchten (60 Acker für die Kühe) 60 Acker für die Schafe, à 8 Gr.	20	—
L. Falls die Kühe etwa auf dem Stalle gefüttert werden, ſo können 200 Acker Lehde und Weide den Schafen zur Trift überlaſſen werden, den Acker zu 8 Gr. *)	133	8
M. Ich will nur jährlich den gewöhnlichen Abgang vom Schafvieh 5 von hundert rechnen, ſo wären dieſes von 1200 Stück 60 Stück, das Stück durch die Bank à 16 Gr. beträgt	40	—
N. Anmerkung: Ich weiß wohl, daß bei dem Anſchlage eines Guts ſämmtliche Wirthſchafts und andere Gebäude taxirt und gewürdert werden. Aber wie? Ungefähr auf den dritten Theil des wahren Werths! Nun ereignet ſich es öfters, daß die Schafſtallgebäude entweder verfallen, oder der Eigenthümer durch Unglücksfälle gezwungen iſt,		
Latus	823	22

*) 200 Acker à 8 Gr. beträgt nur 66 Rthlr. 16 Gr.
d. Verf.

Rthlr. Gr.
Transp. 823 22

einen neuen (da wir doch einmal in Teutſchland das Ding nicht entbehren, und das Schafvieh Jahr aus Jahr ein unter freiem Himmel halten können) zu erbauen, der ihm 600 Rthlr. koſtet. Sollte der Eigenthümer nicht auf 20 Jahr die Intereſſen mit 5 pro Cent zu den Koſten, ſo er auf die Schafhaltung verwendet, in Anſchlag bringen? mit *) 30 —

O. Iſt gewöhnlich in dem Koſtenbetrag nichts erwähnt, weder a) von Anſchaffung einer neuen Schafhütte, noch b) neuen Horden, c) Krippen, d) Rauſen, e) Rinnen, f) Trögen u. ſ. w. oder deren Ausbeſſerung, ſo wie auch dem Werth des dazu gegebenen Holzes, auch ſonſtigen Materialien an Eiſenwerk, Nägeln, Haſpen, Klinken, Bändern, Schlöſſern ꝛc. benöthigten Stricken und Wollſchnuren, und was ſonſt an Beilen, Schippen, Stoß- oder Pfahleiſen, um mit den Pfählen die Horden zu befeſtigen, und allerhand Kleinigkeiten

Latus 853 22

noch

*) Auf dieſe Art kommen zwar die Intereſſen heraus; aber wo bleibt das Kapital? d. Verf

		Rthlr.	Gr.
	Transp.	853	22
	noch erforderlich iſt. Dieſes alles jährlich nur gering angeſchlagen zu	20	—
P.	Von 287 Rthlr. für Märzvieh des Schäfers $\frac{1}{8}$ Antheil beträgt	48	8
	Summa der ganzen Ausgabe	922	6

II.

Einnahme.

		Rthlr.	Gr.
A.	Da in der Ausgabe 60 Stück jährlicher Abgang gerechnet worden ſind, ſo verbleiben nur noch 1140 Stück zur Wollſchur übrig. Durch die Bank kann man nur annehmen, daß das Stück, eins in das andere gerechnet, 2 Pfund Wolle giebt; folglich erhielte man von 1140 Stück 2280 Pfund, oder 101 Stein 18 Pfund Wolle. Angenommen, daß der Stein 6 Rthlr. koſtet (die 18 Pfund darüber ungefähr $4\frac{1}{2}$ Rthlr. gerechnet), ſo macht der Betrag des Wollgeldes	610	12
B.	Da gewöhnlich der fünfte Theil einer Schäferei jährlich ausgemärzt und durch die anzuziehenden Lämmer wieder erſetzt wird, ſo betrüge dieſes von dem ganzen		
	Latus	610	12

	Rthlr.	Gr.
Transp.	610	12
Schafbeſtand von 1200 Stück 240 Stück. Angenommen, daß dieſes Vieh nicht gemäſtet, ſondern nach Johannis von der Weide folgender Maßen verkauft werde: als		
100 Hammel à 1 Rthkr. 8 Gr.	133	8
100 Schafe à 1 Rthlr. 4 Gr.	116	16
40 Stück junges Vieh à 20 Gr.	33	8
40 Sterblingsfelle à 3 Gr.	5	—
C. Nun kommt ein Artikel, an dem der Schäfer keinen Antheil hat, nämlich: von 250 Lämmern die Wolle, von jedem $\frac{1}{2}$ Pfund	25	—
D. Für 600 vierſpännige Fuder Winter- und Sommermiſt, nach Abzug des Futter- und Streuſtrohes, das Fuder à 10 Gr. beträgt	275	—
E. Den Pferchſchlag kann man ſchätzen	150	—
Summa aller Einnahme	1348	20
Hiervon iſt abzuziehen des Schafmeiſters Antheil zu $\frac{1}{8}$, ſo er vermöge ſeines Gemangkontrakts eingemengt hat. Sein achter Antheil am Wollgelde beträgt aber	145	18
Summa der reinen Einnahme	1203	2
Latus	1203	2

Hier-

	Rthlr.	Gr.
Transp.	1203	2
Hiervon iſt der Koſtenanſchlag ſub 1 abzuziehen, welcher ſehr billig betrug	922	6
Es bleibt alſo in allem reiner Gewinn am baaren Gelde	280	20

Dieſem Anſchlage nach ſieht man nun wohl, daß ein ſehr großer Nutzen von einer Schäferei nur in der Einbildung ſteht, und Herr von Z. hält den Miſt für den reelſten und ſchätzbarſten Antheil. Billigerweiſe kann man dem obigen Anſchlage ſeine Zuſtimmung nicht verſagen. Denn obſchon in manchen Jahren die Nutzung bis noch über die Hälfte ſich erſtrecken kann, ſo giebt es auch wieder Jahre, wo bei einem Schafbeſtand von 1200 Stück ein Verluſt von 500 bis 600 Rthlr. und wohl mehr nicht zu den unerhörten Dingen gehört. Deßwegen wäre es wünſchenswerth, daß Jemand einen zehnjährigen genauen wirklich geführten Etat von einer großen Schäferei aufſtellte.

Herr Paſtor Leopold zu Appenrode im Hohnſteiniſchen giebt im 2. Theile ſeines Handbuchs der geſammten Landwirthſchaft (Schnepfenthal, 1797), S. 316, folgende Berechnung über Schäfereien an die Hand: — „Man rechnet ein Stück ins andere zu 1 Rthlr. 12 Gr. im Preiſe, und da das Vieh durchgängig ausgeſtoßen wird, wenn es 6 Jahr alt geworden iſt, ſo wächſet alſo dem Eigenthümer

jährlich

jährlich an jedem Stück ſeiner Schäferei 6 Gr. zu. Zwar iſt ſchon das dreijährige Stück 36 Gr. und in dieſem Jahre oft eher werth; es kann und darf aber noch nicht abgeſchafft werden, weil der Schäfereibeſtand es nicht leidet; es iſt alſo eben ſo viel, als wenn es mit dem 3. Jahre nur 18 Gr., mit dem 4. Jahre nur 24 Gr. und mit dem 5. Jahre erſt 30 Gr. werth wäre. Rechnet man das nun alles zuſammen, ſo ergiebt ſich, daß ein Schaf im Durchſchnitt jährlich

9 Gr.	an	Wolle,
8 —	—	Milch,
11 —	—	Dünger,
6 —	—	Zuwachs,

alſo im Ganzen 1 Rthlr. 10 Gr. abwerfen kann.

Auf einer Schäferei werden unter 6 Stück Schafen zwei Lamm- alſo Milchſchafe, drei Stück geltes Vieh und ein Lamm ſein. Das fünfte und ſechsjährige Schaf giebt den angezogenen Nutzen wirklich, beide alſo 2 Rthlr. 20 Gr. Das vierjährige überträgt das Lamm in der Wolle; das zwei und dreijährige geben ihren Theil Wolle von $2\frac{1}{4}$ Pfund und allenfalls noch ſo viel, daß die Schafe auch auf $2\frac{1}{4}$ Pfund kommen; dieſe vier Stück geben alſo an wirklichem Nutzen 4 Rthlr. 8 Gr., welches mit den obigen 2 Rthlr. 20 Gr. zuſammen 7 Rthlr. 4 Gr. beträgt. Ein halbes Stück kann im Durchſchnitt als Abgang gerechnet werden, welches 18 Gr. aus-

ausmacht. Jedes Stück koſtet durchzuwintern 12 Gr., welches nebſt den vorigen als Abgang gerechneten 18 Gr. zuſammen 3 Rthlr. 18 Gr. beträgt; ſo daß der reine Gewinn von einem Schafe 13 Gr. 8 Pf. oder auf 1000 Stück 569 Rthlr. 10 Gr. 8 Pf. ausmacht."

Nimmt man nun den Schafbeſtand mit Herrrn von Zehmen zu 1200 Stück an, ſo würde nach dieſer Berechnung der Ertrag einer ſolchen Schäferei ſich auf 683 Rthlr. 8 Gr. belaufen. So hervorſtechend nach dieſem Anſchlage der Ertrag einer Schäferei auf den erſten Anblick zu ſein ſcheint, ſo fällt er bei genauer Betrachtung doch noch weit kärglicher aus, als der des Herrn von Zehmen. Denn auf Schäfereien, wo nicht gemolken wird, fallen auf jedes Stück im Durchſchnitt 8 Gr., alſo bei 1200 Stück 400 Rthlr weg. Folglich bleiben nur noch 283 Rthlr. 8 Gr. Werden hiervon noch 35 Rthlr. 10 Gr. als der achte Theil des Schäfers an der Wolle und an verkauftem Märzvieh abgezogen, ſo ſind nur noch 247 Rthlr. 22 Gr. übrig. Bringt man nun noch die Zinſen für erbaute Ställe und Böden nebſt noch vielen andern täglich vorfallenden ordentlichen Ausgaben in Anſchlag; hat eine Schäferei das Unglück von Seuchen zu leiden; will man, wie Herr Paſtor Leopold S. 272, aus guten Gründen anräth, jedem Schafe im Herbſt beim Einſtallen 2 Häringe in Theer eingetaucht geben

geben (welches, das Stück Häringe zu 1 Gr. angeſchlagen, bei 1200 Stück Schafen gerade 100 Rthlr. beträgt); iſt ferner der Winter bei vielem Schnee hart und lang, ſo daß das Auswintern mehr als anſchläglich koſtet: ſo möchte nicht nur nichts von dem reinen Ertrage übrig bleiben, ſondern in der That ein negativer Gewinn entſtehen.

Aber das alles iſt noch nichts gegen den unerſetzlichen Schaden, der durch die Frühjahrshuthung von den Triftberechtigen an den Wieſen angerichtet wird, und den man doch bei Berechnung eines Schäfereiertrags vernünftiger Weiſe auch mit in den Koſtenanſchlag bringen muß. Hier iſt nicht nur das wirklich abgeweidete junge Gras, ſondern auch das, was durch die Nichtſchonung bei nachher eintretender ungünſtiger Witterung zurück bleibt, in Anſchlag zu bringen; und es iſt wenig geſagt, wenn man annimmt, daß eine Schäferei in 10 Jahren den Schaden nicht einzubringen vermag, welchen ſie in wenig Wochen durch dieſe aus grober Unwiſſenheit immer noch beſtehenden Vorrechte anrichtet. Ein Halberſtädtiſcher Oekonom führt folgende Erfahrung über dieſen Umſtand an. *) —

„Ich habe zwei unmittelbar an einander grenzende Wirthſchaften. Auf den Feldern der einen ſteht

*) S. Annalen der Märkiſchen ökonom. Geſellſchaft zu Potsdam. 1. Bds. 3. Heft, S. 55.
d. Verf.

ſteht mir privative Huth und Weide zu, und ich mache es meinem Schäfer zur Bedingung, dieſe Wieſen im Frühjahr mit aller Hüthung zu verſchonen; dagegen auf den Feldern der andern Wirthſchaft Mit- und Koppelhuth mehrerer Intereſſenten Statt findet, und folglich auch die Wieſen im Frühjahr bis Walpurgis behüthet werden müſſen.

Die Folgen davon ſind, daß ich auf den Wieſen des erſtern Gutes, auch bei eingefallener Dürre, reichliche Ernte gethan, auf den Wieſen des letztern aber verſchiedene Jahre hinter-einander nicht einmal habe mähen laſſen können, und ich kann behaupten, daß jene mit der Hüthung verſchonte Wieſen in der Regel noch ein Mal ſo viel Heu, als die behütheten, gegeben haben.

Ein verſtändiger Hauswirth in einer Pachtung von großem Umfang von meiner Bekanntſchaft, war meinen Grundſätzen hierüber im vorigen Jahre beigetreten. Er verbot ſeinem Hirten, ſeine Wieſen im Frühjahr zu betreiben, und da er es bei den Mithüthungs-Intereſſenten nicht dahin bringen konnte, gleiche Verfügung auch mit ihren Schafhaufen zu treffen, ſo drohte er allen Hirten ernſtlich, ihr Vieh, ſo bald es ſeine Wieſen betreten würde, pfänden zu laſſen. Dieſes wirkte; die Schäfer blieben zurück, die Mithüthungs-Intereſſenten tobten und lamentirten, erſtaunten aber, da in der Heuernte ihre

Wieſen

Wieſen wenig oder gar kein Heu, des Beamten darneben belegene Wieſen aber noch mehr als noch einmal ſo viel als die ihrigen gaben. Hiermit nehme ich es als bewieſen an, daß die Behüthung der Wieſen im Frühjahre, wo nicht totalen Mißwachs verurſacht, doch in der Regel die Heuernte um mehr als die Hälfte vermindert, alſo eine gänzliche Schonung ſolche um ſo viel vermehret. Ich darf alſo den großen Nutzen davon nicht weitläuftig anführen. Jeder ſieht von ſelbſt ein, daß, wo mehr Futter iſt, mehr Vieh gehalten werden kann; mehr Milch, Butter und Käſe, mehr Dünger, alſo auch mehr Korn gewonnen wird, und um deßhalb, da der Bauer und ſeines Gleichen ſeine Vorurtheile nie freiwillig fahren läßt, höhere Verfügungen zum allgemeinen Beſten nothwendig ſind.“ —

Dieß alles ſind, wenigſtens wie mir es ſcheint, Beweiſe genug, daß das Wichmanniſche Bedenken nicht zu den vorgefaßten ökonomiſchen Vorurtheilen gehört; nur wäre zu wünſchen, daß es derjenigen Aufmerkſamkeit, die die Wichtigkeit des Gegenſtandes erfordert, gewürdiget werden möchte. Wer indeß das Gegentheil unwiderleglich darthun kann, der trete auf; wir werdens ihm Dank wiſſen, uns überzeugt zu haben.

Beiläufig will ich noch erwähnen, daß in der Folge des zweiten Theils des angeführten Leopoldiſchen Werks,

Digitized by Google

Werks, *) ſich eine ſehr intereſſante Erfahrung dieſes ſo thätigen Oekonomen befindet, welche allgemein bekannt, und einer weitern Aufmerkſamkeit gewürdigt zu werden verdient. Es betrifft die Drehkrankheit der Schafe. — „Unter meinen Wieſen," heißt es S. 321, „iſt nur eine, auf der die ſo genannte nackte Hure, Herbſtzeitloſe mit wächſet; bekanntlich blühet ſie nur im Herbſte; im Frühjahre kommt ihr Blatt wie ein Tulipanblatt und in demſelben ein Samkolben hervor, der die Geſtalt eines Ochſenbeutels hat, wovon auch das Gewächs ſeinen Namen führt. Nur ein Jahr bekamen meine Jährlinge das Heu von dieſer übrigens ſchönen Wieſe, und nur das eine Jahr hatte ich die Drehkrankheit unter meinem Häufchen. Unter drei hieſigen Schäfern hatte einer auch eine ſolche Wieſe, und

*) Warum hat Herr Paſtor Leopold in ſeinem, gewiß viel Nutzen ſtiftendem, Werke nicht beſſer für die Bequemlichkeit ſeiner Leſer dadurch geſorgt, daß er eine detaillirte Inhaltsanzeige voraus ſchickte? Der Landmann, der im Fall der Noth ſich Raths erholen will, und mit dem Syſtem nicht bekannt genug iſt, wird dadurch verdrießlich gemacht, wenn er lange ſuchen ſoll, und am Ende doch, in der Geſchwindigkeit wenigſtens, das Geſuchte nicht findet. Mir wenigſtens iſt ſo etwas ſehr unangenehm. Was das ſchlimmſte dabei iſt, iſt die Ungewißheit eines zu hoffenden Regiſters, da Herr Paſtor Leopold ſehr unſichere Hoffnung zu einem dritten Theile macht.

d. Verf.

Digitized by Google

und dieſer eine wurde gerade immer mit dieſer Krankheit heimgeſucht. Und nur den Jährlingen wurde das Heu von dieſer Wieſe zu Theil, weil es ſchön iſt. Mein Nachdenken und Vergleichung mit andern dahin einſchlagenden Dingen. (z E. daß Hühner von dem Samen dieſer Pflanze bei der Reihe hinſterben; daß eine Frau meiner Gemeinde, die von einer Quackſalberin damit bedient worden war, gewiß geſtorben wäre, wenn ich nicht dazwiſchen kam, und es dem Phyſiko, dem ſel. D. Wöltge gemeldet hätte) brachte mich bald auf die Urſache. Ich ſo wohl als jener änderten den Futterplan; und — bei mir hat dergleichen ganz aufgehört, bei jenem ſich ſehr eingeſchränkt.“

III. Re-

III.

Recenſion.

Lacepède Naturgeſchichte der Fiſche, als eine Fortſetzung von Büffons Naturgeſchichte. Nach dem Franzöſiſchen mit einigen Anmerkungen begleitet von P. Loos, Erſter Band, in 2 Abtheilungen, mit 25 Kupfern Berlin, 1799. In der Buchhandlung des Geh. Commerzien-Raths Pauli. XX, 992 S. gr. 8. (Druckpapier 2 Rthlr. 20 Gr. Schreibpapier 3 Rthlr. 8 Gr. Mit illum. Kupfern 4 Rthlr. 20 Gr.)

Es wird den Leſern dieſer Hefte nicht unangenehm ſein, wenn wir ſie hier mit dieſem wichtigen und intereſſanten Werke etwas näher bekannt machen. Lacepède iſt Mitglied des National-Inſtituts und Profeſſor an dem Muſeum der Naturgeſchichte in Paris, und erhielt als ein eifriger Mitarbeiter an Büffons *) Naturgeſchichte von dieſem den Auftrag, die Naturgeſchichte der Fiſche zu bearbeiten. Nächſt Büffons bereits vorräthigen Materialien und den von mehrern reiſenden Naturforſchern erhaltenen Manuſkripten und Zeichnungen, konnte

*) Büffon ſtarb zu Paris am 7. April 1788, in einem Alter von 80 Jahren.

konnte Lacepède bei ſeiner Arbeit auch die zahlreichen und einzigen Hülfsmittel benutzen, die ihm das große National-Muſeum der Naturgeſchichte zu Paris darbot. Außerdem hat er noch die beſten ältern und neuern Schriftſteller dieſes Fachs, z. B. Bloch, Linné, Gmelin, Fors Kael, Klein, Daubenton, Bomare u. a. zu Rathe gezogen. — Die dem Ganzen als Einleitung vorausgeſchickte 200 Seiten lange Abhandlung über die Natur der Fiſche, giebt eine allgemeine Ueberſicht der Oekonomie der Natur überhaupt und des Thierreichs und der Fiſche ins Beſondere. Da der Verf. ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe und Erfahrungen in einem ſchönen blühenden Style vorgetragen hat, ſo gewährt die Lektüre dieſer Einleitung eine eben ſo angenehme als nützliche Unterhaltung. — Die ganze Klaſſe der Fiſche iſt in zwei Unterklaſſen, in Knorpel- und Knochenfiſche, gebracht, und jede dieſer Unterklaſſen zerfällt wieder in vier Abtheilungen, die ſich auf die Gegenwart oder Abweſenheit eines Kiemendeckels oder einer äußern Kiemenhaut gründen. Jede Abtheilung enthält vier Ordnungen, die mit denjenigen übereinſtimmen, welche Linné für die eigentlichen Fiſche angenommen hat. Jede dieſer Ordnungen iſt mit einem einfachen beſtimmten Charakter bezeichnet. Auf dieſe Art entſtehen in der ganzen Klaſſe der Fiſche acht Abtheilungen und 32 Ordnungen, ſo daß man das ganze Syſtem mit einem Blick überſehen und

mit

mit allen ſeinen einzelnen Theilen leicht faſſen kann. Vor jedem Geſchlechte befindet ſich eine Tabelle der zu demſelben gehörigen Gattungen, und der Verf. will das Werk, welches aus 3 Bänden, jeder in 2 Abtheilungen beſtehen wird, mit einer vollſtändigen methodiſchen Tabelle aller Abtheilungen, Ordnungen, Geſchlechter und Gattungen beſchließen, deren letztere er über tauſend gefunden hat. In den vorliegenden 2 Abtheilungen des erſten Bandes, welcher die erſte Unterklaſſe oder die Knorpelfiſche enthält, ſind folgende den Naturforſchern bisher unbekannte Gattungen zum erſten Male beſchrieben; unter dem Rochengeſchlechte: der Thouin-Roche (Raie-Thouin *), der Cuvier-Roche (Raie-Cuvier), der Chineſiſche Roche (Raie chinoiſe), der Manatia-Roche (Raie-Manatia); unter den Hayfiſchen: der zackichte Hay (Squale dentellé); unter den Seeteufeln: der Faujas-Seeteufel (Lophie-Faujas), und der Commerſon-Seeteufel (Lophie-Commerſon); unter den Hornfiſchen: der Stern-Hornfiſch (Baliſte étoilé), die Schärpe (Baliſte Echarpe), der Praslin (Baliſte Braslin), der grün-

*) Es iſt wohl der Analogie und auch der Sprache zuwider, wenn Hr. L. dieſen und die folgenden „Rochen-Thouin, Rochen-Cuvier, Roche-Manatia" nennt. Raie-Gronovienne, iſt dagegen richtig durch „Gronovs-Roche" überſetzt. d. Rec.

grünliche, der groſsgefleckte, der ſchwarze, der gezäumte und der bewaffnete Hornfiſch (Baliſte verdatre, grande taché, noir, bridé et armé); unter den Beinfiſchen: das punktirte Viereck (Oſtracion pointillé) und der zweihöckerichte Beinfiſch (Oſtracion deux Tubercules); unter den Stachelbäuchen: der Stern- der punktirte, der ungefleckte, der ſchwarzgefleckte, der Plumier- und der braune Stachelbauch (Tetrodon étoilé, pointillé, ſans tache, moucheté, Plumier et Meleagris); unter den Eiförmigen: der geſtreifte (Ovoide faſcé); und unter den Bauchkiemen endlich: der Dombay-Bauchkieme (Gaſtrobranche-Dombay).

Was die Ueberſetzung betrifft, ſo iſt ſie, einige Ausdrücke ausgenommen, flieſsend, auch ſind vom Ueberſetzer hin und wieder Anmerkungen beigebracht worden. Der Druck hätte wohl etwas ökonomiſcher eingerichtet werden können: denn ſchon dadurch, daſs jeder Fiſch eine neue Seite anfängt, iſt die Seitenzahl um ein Beträchtliches vermehrt worden. Auf der andern Seite aber zeichnet er ſich durch ſchönes feſtes Papier und durch groſse deutliche Lettern aus.

Es wird übrigens nicht nöthig ſein, mehrere Vorzüge dieſes ſchönen Werks, das als eine natürliche Fortſetzung der Büffonſchen Naturgeſchichte

zu

zu betrachten iſt, hier umſtändlicher aus einander zu ſetzen, indem die Wichtigkeit deſſelben für jeden Naturforſcher und Freund der Naturlehre aus dem Angeführten hinlänglich hervorleuchtet.

. . . d.

IV.

Etwas über den Schießbeerſtrauch, oder den ſo genannten Faulbaum (Brakved *).

Dieſer Strauch **) wächſt in Schweden, Finnland und Lappland wild, und heißt in Wermeland Sprakved; in Småland Törste; auf Gotland Gulbark; in Bohuslän Brägon; in Wäſtergöthland,

*) Aus Fiſcherſtråms Nya Svenſka Econ. Dict. Art. Brakved, (Thl. 3, S. 49 — 53) überſetzt. Bl.

**) *Rhamnus frangula* inermis, floribus monogynis hermaphroditis, foliis integerrimis *Linn.* Es iſt des Bauhini Alnus nigra baccifera. Teutſch: Faulbaum, Hundsbaum, Bechner, Pulverholz, Schießbeere ꝛc. Däniſch: Törſtetrå, Troldäg ꝛc. Norwegiſch Hundwerd. Olsuckhäg; Franz. Bourgene, Bourdain, Aulne noir etc. Engl. Berry-Bearing alder; Blackalder tree etc. In der Apotheken Frangula. F.

tand, Tröste; in Schonen Tröske; in Jämtland Tårste oder Toste und in Finnland Paattama auch Patan.

Der Faulbaum liebt niedrige und ſumpfige Gegenden, und man trifft ihn oft in Waldungen zwiſchen Erlen, Eſpen und anderm Holze an, worunter er Schatten hat, ſelten aber auf freiem Felde, wenn der Ort nicht feucht iſt.

Die äſtige Wurzel breitet ſich in ſumpfiger Erde ſtark aus und treibt ihre vielen, langen, ſchmalen, aufrecht ſtehenden und zackenfreien Zweige ſchnell in die Höhe. Die Hauptſtämme können 1, 2, 3 bis 4 Zoll ſtark werden, und haben eine braune weißfleckige Borke, unter welcher eine grüngelbe Rinde liegt. Der Faulbaum iſt das einzige unter den Schwediſchen Sträuchern, welcher keine Knoſpen *) hat, weßhalb er auch auf freiem Felde von der Winterkälte verdorben wird. **) Die Blätter ſind ganz vollſtändig, rundlich, glatt und dunkelgrün, zuweilen aber etwas heller. Die Blumen ſind ſternförmig, weißlich, ſitzen zwiſchen dem Laube auf kurzen Stielen an den Zweigen, dicht neben einander. Gewöhnlich fängt dieſer Buſch im Mai an ſeine erſten Blumen zu zeigen und blüht fort

*) Gemma oder hibernaculum, das Winterlager der hervorkommenden Blätter i. F.

**) Linne' Frutetum Svec. Diſſ. Upſ. 1758. p. 10. F.

Digitized by Google

fort, bis Ende Auguſts und noch länger. Die Beeren, *) welche zuerſt grün ſind, nachher aber roth und endlich ſchwarz werden, enthalten harte, blattige, herzfömige Samenkerner.

Die Fortpflanzung geſchieht am leichteſten durch Schößlinge; doch dürfte man in guter, lockerer und fetter Erde auch den Samen im Herbſte mit Vortheil ausſäen können. Dieſe Sträucher können in Moorerde nud auf ſumpfigen Stellen zu Hecken gezogen werden.

Das Holz iſt weißlich oder weißgelb, im Kern röthlich und zerbrechlich. **) Zum Brennen iſt es ſehr gut, man muß es aber zum Behuf der Pulvermühlen ſparen, da in Schweden ſo wohl als in andern Ländern die Kohlen von dieſem Holze als die allerbeſten zu dem feinſten Schießpulver gebraucht werden. ***) Wenn davon Pulverkohlen gebrannt werden ſollen, ſo nimmt man die älteſten Sträucher, ſchält das Holz ab, trocknet es an der Luft, zerſpal-

*) Von der Größe einer Erbſe. d. Red.

**) Daher der Name Frangula, von Lateiniſchen frangere zerbrechen. F.

***) In Frankreich iſt der Verkauf des Faulbaumholzes, außer an Pulvermühlen, ſtrenge verboten. S. Manuel Forestier par M. *Gujot*, p. 40. Die Alpiſchen Schützen und Jäger machen von Faulbaumkohlen vielen Gebrauch. S. Erhards Pflanz. Hiſt. Bd. 4, S. 26. F.

zerſpaltet es in lange Scheite, und nachdem die Zweige und der Kern getrennt ſind, wird es getrocknet und in einem in der Erde aufgemauerten Ofen gebrannt. — Seiner Leichtigkeit wegen macht man von dieſem Holze Pfeile. — In Frankreich ſchneiden die Schuſter meiſtens die Abſätze der Schuhe daraus. *) — In Smaland wird das Holz zu Bändern auf Biergefäße gebraucht. **) — Die Lohe von dieſem Holze färbt die Ziegel bläulich.

Die grüngelbe und zähe Rinde hat keinen Geruch, aber einen ekelhaften Geſchmack, wenn ſie friſch iſt; getrocknet iſt ſie etwas bitter. Sie wird von den Landleuten in Schweden zum Färben gebraucht. Die friſche Rinde zur gelben Farbe, wird im Frühjahr, wenn der Saft eintritt, geſammelt und nachher getrocknet. Beim Gebrauche wird ſie klein geſtoßen, drei Tage entweder in Bier oder Waddike zum Einweichen gelegt, und nachher in eben der Flüſſigkeit aufgeſotten, worauf das Wollengarn eine Stunde zum Kochen hineingelegt wird. Die Farbe wird ſchön, verdunkelt aber in der Sonne. An einigen Orten iſt es gebräuchlich, daß man das Aeußerſte von der Borke abſchabt, welches nachher im Waſſer mit etwas wenig Alaun gekocht wird und dem einige Mal hineingetauchten Garne eine brand-

*) S. *Buchoz* Dict. des Pl. de la Fr. T. I, p. 215. F.

**) S. Rothofs Hushälln. Mag. S. 66. F.

brandgelbe Farbe giebt. In Finnland braucht man dieſe Rinde zu rothbrauner Farbe auf Wolle. Die abgeſchälte Rinde wird auf irgend eine Decke geworfen, um das ganze Jahr unter freiem Himmel zu liegen, worauf ſie zuerſt mit dem Gute, welches vorher in Alaun gebeitzt worden, ſchichtenweiſe gekocht wird.

Das Baſt von dem Faulbaumſtrauche iſt ſo ſtark, daß man allerhand damit binden und auch Stricke daraus machen kann, welches in Weſtgothland gebräuchlich iſt.

Die Beeren haben einen widrigen Geſchmack, werden aber gleichwohl an einigen Stellen in Teutſchland fürs Geſinde zu Muß gekocht. In England vermiſcht man ſie oft mit den Beeren von purgirendem Wegedorn, *) welche letztere im Werth ſtehen. **) — Die Schießbeeren geben dem Wollengarn eine grüne Farbe; dieſes muß aber zuvor mit Birkenlaub gekocht werden, wodurch es gelb wird; hernach trocknet man es und kocht es mit dieſen Beeren. — In Bohuslän braucht man ſo wohl das Laub als die Beeren zur grünen Farbe auf Wolle. Letztere werden geſammelt, zerſtoßen und mit Waſſer gekocht, und wenn es aufgekocht iſt, ſo wird

*) Rhamnus catharticus *Linn.* F.

**) S. Ph. Miller's Gardeners Dict. Art. Frangula. p. m. 329. F.

wird das Garn zum Sieden hineingelegt. Verlangt man eine dunkelgrüne Farbe, ſo muß das Garn nachher geläucht werden, ſonſt nicht. *) Die Farbe iſt ſchön aber nicht beſtändig im Sonnenſchein. Durch gehörige Verſuche dürfte man ſie verbeſſern können. — In Frankreich pflückt man die Beeren ab, ehe ſie reif ſind, womit Felle grün gefärbt werden. **) Teutſche Vogelſteller färben ihre Netze damit, weil verſchiedene Vögel dieſe Beeren freſſen, welches auch die Urſache iſt, das dieſes Gewächs an vielen Orten gepflanzt wird.

Das Laub, welches einen ſüßlichen, ſchleimigen Geſchmack hat, wird von Ziegen und Schafen gern gefreſſen. In Schwediſchen Schriften wird gemeldet, daß das Rindvieh dieſes Laub verſchmähe. ***) Ausländiſche Schriftſteller verſichern dagegen, daß es für Kühe angenehm ſei und die Milch vermehre. ****)

Die Blumen werden von den Bienen geliebt, und weil dieſer Strauch beizeiten blüht, und ſeine Blüthen

*) S. Abh. der königl. Schwed. Akad. für 1742 und 1745. F.

**) Secrets Curieux. 1769. T. IV. p. 122. F.

***) Pan Svecus, p. 142. F.

****) Dodonäus bezeugt dieſes, ſo wie Gleditſch in ſeiner Forſtwiſſenſchaft, Thl. 2, S. 221. auch Vigat in Hallers Mat. Med. p. 306. F.

Blüthen bis in den Herbſt dauern, ſo verdient er bei allen Bienenplätzen angepflanzt zu werden.

Aus den Samenkörnern kann ein Oel gepreßt werden, welches zum Brennen in Lampen dienlich iſt.

Was den mediciniſchen Nutzen dieſes Strauchs betrifft, ſo iſt es eine ausgemachte Sache, daß die innere Rinde eine doppelte purgirende Kraft hat, *) wenn ein bis zwei Drachmen davon genommen werden. Die getrocknete Rinde iſt minder gefährlich. Sie dürfte in der Waſſerſucht vielen Nutzen ſchaffen. Die Faulbaumrinde verdient der weitern Unterſuchung erfahrner Aerzte empfohlen zu werden; indeſſen könnte ſie ein ſehr nützliches Laxirmittel fürs Hornvieh abgeben. — Die Körner ſind als ein gutes Heilmittel gegen den Stein bekannt, **) es fehlt aber in dieſer Hinſicht noch an genauen Verſuchen.

Merkwürdig iſt alſo dieſer Strauch in Anſehung ſeines mannigfaltigen Nutzens, und auch deßwegen, weil er keine Knoſpen hat, weil er vom Frühling bis in den Herbſt blühet, und alſo zugleich reife und unreife Beeren hat.

Mehre-

*) Daher er unter andern auch Teutſcher Rhabarberbaum heißt. d. Red.

**) Haller a. a. O. K.

Mehrere Arten von Inſekten haben ihren Aufenthalt auf dieſem Geſträuch, *) werden aber auch zugleich auf dem purgirenden Wegedorn und andern Sträuchern gefunden, wo ſie leben, ſich paaren und verwandeln, weßhalb kleine Vögel ſo gern hier ihre Beſuche machen, um für ihre Jungen Unterhalt zu holen.

Göttingen.

J. G. L. Blumhof.

V.

Bereitung des Roſenöles.

Man bereitet das ungemein feine und koſtbare Roſenöl **) auf zweierlei Art: entweder durch die Deſtillaton im Ofenfeuer, welches das gewöhnlichſte Verfahren iſt, oder durch die ſucceſſive Deſtillation an der Sonnenwärme, welche Methode ein viel beſſeres Oel liefert, aber eben nicht ſehr bekannt und gebräuchlich zu ſein ſcheint. Beide Verfahrungsarten will ich hier etwas näher beſchreiben.

Bei

*) Z. B. **Papilio Danaus, Rhamni** und **Papilio Plebejus, Argus.** F.

**) Die Unze koſtet hier im Handel 7 Rthlr. und folglich das Pfund 112 Rthlr. B

Bei der Ofen-Deſtillation nimmt man eine Quantität friſche Roſen z. B. 40 Pfund — denen man nur die Stiele abgebrochen hat, thut ſie in ein Deſtillirgefäß und übergießt ſie mit 1½ Mal ſo viel Waſſer, dem Gewichte nach, was hier 60 Pfund beträgt. Darauf macht man Feuer unter die Blaſe, erwärmt das Waſſer mit den Roſen nach und nach, wobei man die Maſſe oft umrührt, die Roſen auch wohl mit den Händen zerdrückt, und wenn das Waſſer ſo heiß iſt, daß es zu dampfen beginnt, dann ſetzt man den Helm auf, verkleibt die Fugen, und füllt das Kühlgefäß mit kaltem Waſſer an. Hierauf vermindert man das Feuer ein wenig, damit die Roſen nicht anbrennen noch das übergehende Roſenwaſſer einen brenzlichten Geruch annehme, als wodurch das ganze Unternehmen verunglückt wäre. Iſt die Hälfte des zugegoſſenen Waſſers — hier 30 Pfund — über — was in Zeit von vier bis fünf Stunden zu geſchehen pflegt, ſo reißt man den Helm ab, thut eine andere Quantität friſche Roſen — hier ebenfalls wieder 40 Pfund — in das Gefäß, und gießt die bereits abgezogenen 30 Pfund Roſenwaſſer darüber. Mit dieſem neuen Einſatze verfährt man wie mit dem vorigen, und man zieht nun wieder die Hälfte, oder etwas darüber — 15 bis 20 Pfund im vorliegenden Falle — ab. Dieſes zwei Mal übergetriebene Roſenwaſſer, welches einen ſtarken Roſengeruch hat, und das weſentliche Roſenöl beigemiſcht enthält, gießt man in

irdene

irdene oder zinnerne Gefäſe, und ſetzt es darin offen an die freie Luft. Wenn es ſo eine Nacht geſtanden und ſich abgekühlt hat, findet man am Morgen das Roſenöl, welches ſehr leicht kongelirt, geronnen auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen, von welcher man es ſorgfältig abſchöpft, oder durch ein wenig reine Baumwolle abfangt, und dann in gläſerne Phiolen mit eingeriebenen Stöpſeln zur Aufbewahrung gießt, oder ausdrückt.

Dieſes ſo erhaltene Roſenöl iſt aber noch nicht ganz rein, denn es enthält noch immer etwas Waſſer, ſetzt auch nach einiger Zeit einen trüben Bodenſatz. Um nun daß Waſſer ganz davon zu ſcheiden, bringt man es in einen kühlen Keller wo es alsbald ſo gerinnt, daß keine Vermiſchung mit dem Waſſer mehr Statt findet, und daß letzteres leicht abgegoſſen oder abgelaſſen werden kann. Den Bodenſatz, welcher einen eben ſo ſtarken Roſengeruch hat, als das reine Oel ſelbſt, und den man folglich hier und da eben ſo gut zu Parfümerien gebrauchen kann, ſondert man in der Wärme durch Filtration oder Abſeigung ab.

Das übrig gebliebene Waſſer kann man zu neuen Deſtillationen gebrauchen, weil es immer noch einen beträchtlichen Roſengeruch hat, und daher beſſer iſt als gemeines Waſſer, ſeiner durch die Deſtillation erhaltenen größern Reinigkeit nicht zu gedenken.

Die

Die Menge des auf dieſe Art erhaltenen weſentlichen Roſenöles läßt ſich nicht genau angeben, denn ſie richtet ſich nach der Güte der Roſen, welche nicht in allen Jahren und auf jedem Boden dieſelbe iſt; und nach der Genauigkeit, welche man beim Prozeſſe ſelbſt beobachtete. Von 100 Pfund reinen Roſenblättern kann man unter guten Umſtänden bis 2 Unzen bekommen, zuweilen erhält man aber auch nur eine Unze, oder wohl gar nur eine halbe.

Wenn man die Roſenblätter von den Kelchen abpflückt, iſt es beſſer, denn obgleich die Kelche eben nicht zur Verminderung des Oeles beitragen, ſo ertheilen ſie ihm doch eine grünliche Farbe, die man nicht gern hat, weil ſie Verfälſchung vermuthen läßt oder laſſen könnte. Das beſte Roſenöl ſieht gelblich, wenigſtens hält man das gelbliche für das beſte; indeſſen fällt das reine unvermiſchte Roſenöl doch auch zuweilen röthlich aus, und dieſes und das grünliche, welche beide durch übergegangene Farbetheilchen der Kelche und Blätter gefärbt worden ſind, können denſelben reinen Wohlgeruch haben als das gelbliche, und mit ihm von vollkommen gleicher Güte ſein.

In Bengalen iſt das Roſenöl, welches man dort „Attar“ nennt, ſehr beliebt und ſehr theuer, und man pflanzt dort ganze große Strecken mit Roſenbüſchen, zur Bereitung dieſes koſtbaren Oeles an. Da es dort ſo ſtark verbraucht wird und ſo

theuer

theuer iſt, auch die daſigen Roſen weniger ölreich ſind als die unſrigen, denn 80 Pfund Roſen geben dort nur eine und eine halbe bis zwei Drachmen Roſenöl, ſo hat man auf Zuſätze gedacht um die Quantität des Oeles zu vermehren, ohne doch eben dem Geruche und der Güte zu ſchaden. Man thut einige Unzen geraspeltes Sandelholz, welches Holz viel weſentliches Oel bei ſich führt, mit zu den Roſen in die Deſtillirblaſe, treibt das Oel deſſelben, das ſich leicht mit dem Roſenöle vermiſcht und deſſen Geruch annimmt, mit über, und erhält nun freilich eine größere Menge roſengerüchiges Oel. Allein das erhaltene Oel iſt doch nicht ſo gut als reines Roſenöl, es behält immer einigen Sandelgeruch, und leiſtet in größerer Menge weniger als das reine Roſenöl, je nachdem nun die Menge des beigemiſchten Sandelöles größer oder kleiner iſt. Auch iſt dieſe Verfälſchung leicht zu entdecken, denn das Sandelöl gerinnt nicht in der gewöhnlichen Luftkühle, und der eigenthümliche Geruch deſſelben iſt auch durch keine Kunſt zu unterdrücken. In Kaſchemire ſetzt man ſtatt der Sandelſpäne ein wohlriechendes Gras zu, was dem Oele eben keinen unangenehmen Geruch zubringt, ihm aber eine hochgrüne Farbe, die man, wie ſchon bemerkt worden, nicht liebt, weil ſie auf Verfälſchung hindeutet, mittheilt. Auch dieſes adulterirte Roſenöl iſt in der gewöhnlichen Luftkühle nicht gerinnbar wie das echte unverfälſchte.

Man

Man hat noch andere Verfälſchungsarten, aber ſie ſind ſo unglücklich und handgreiflich, daß ſie ihren Zweck nur bei Blinden und Geruchloſen erreichen können, und deßwegen erwähne ich nichts weiter von ihnen.

Die Deſtillation in der Sonnenwärme iſt folgende: Man nimmt reine friſche Roſenblätter, die von den Kelchen ſorgfältig abgeſondert ſind, und mit denen kein Blumenſtaub vermiſcht iſt, thut ſie in ein reines glaſirtes Gefäß von Thon oder Steingutmaſſe, gießt reines Brunnenwaſſer — das beſte iſt Quellwaſſer — darauf, ſo daß ſie über und über bedeckt werden, und ſetzt ſie zur Digerirung an die Sonne hin. Abends nimmt man das Gefäß, oder die Gefäße, wenn man mehrere füllte, in das Haus und verwahrt ſie die Nacht über gegen Stäubung und anderes Mißgeſchick. Am Morgen darauf ſetzt man ſie wieder in die Sonne; und fährt ſo 6 bis 7 Tage nach einander fort, in welcher Zeit die Sonnenwärme das Oel aus den gewäſſerten Roſenblättern auszieht und entbindet. Mit dem 3. oder 4. Tage wird man Abends, wenn die Kühle beginnt, ſchon das bereits ausgezogene Roſenöl, geronnen auf der Oberfläche des Waſſers in einer dünnen gelbfarbenen Lage ſchwimmen ſehen, und es wird jeden Tag neu entbundenes empor kommen, wenn man das vorige weggeſchöpft oder weggeſaugt hat. Dieſes täglich ausgezogene Oel ſammelt man,

ſo

ſo lange ſich noch welches aus den Blättern entbindet, jeden Abend, und ſondert es hernach auf die oben beſchriebene Art von dem noch beigemiſchten Waſſer.

Das auf dieſe Art zubereitete Roſenöl iſt beſſer, kräftiger und feingerüchiger als das durch Ofenhitze übergetriebene; es hat immer eine angenehme gelbe Farbe, kongelirt äußerſt leicht, und ſetzt keinen Bodenſatz. Freilich erhält man hier nicht ſo viel Oel als dort: aber die größere Güte entſchädigt hinlänglich, auch iſt der Prozeß ſelbſt minder koſtbar und mißlich.

Daß man die digerirenden Roſenblätter den Sonnenſtralen in flachen oder ſchmalen Gefäſen, damit das Sonnenlicht deſto ſtärker wirken könne, ausſetzen müſſe, verſteht ſich; und daß die Deſtillation ſelbſt nur an recht heitern heißen Tagen am glücklichſten von Statten gehe, ſagt ſich ohne weitere Erinnerung.

Nachſchrift.

Da das Roſenöl ſo theuer iſt, ſo ſollte man glauben, es wäre ſehr vortheilhaft, Roſenſträuche für dieſen Gebrauch anzupflanzen. Ich will dieſe Vortheilhaftigkeit mit der arithmetiſchökonomiſchen Laterne etwas beleuchten. Die Blätter einer gewöhnlichen Centifolie wiegen $\frac{3}{8}$ Quentchen, und man

braucht

Digitized by Google

braucht alſo zwiſchen 180 bis 200 Stück Roſen zu einem Pfunde. Hundert Pfund Roſenblätter geben unter den günſtigſten Umſtänden 2 Unzen Oel: es werden alſo zu 1 Pfund Roſenöl 1800 Pfund Roſenblätter erfordert, zu denen gegen 360,000 Stück Roſen nöthig ſind. Man rechne auf einem buſchigen Strauch 30 Stück Roſen, und gebe ihm einen Raum von 10 Quadratſchuh, ſo ſind jene Anzahl Roſen der Ertrag von 5333 Stöcken, die 53,330 Quadratſchuh Land = 1⅔ Acker zu ihrem Standorte verlangen. Zwei Acker werfen freilich beim Getreidebau und anderer Benutzung nicht auf 100 Rthlr. reinen Gewinn ab — 12 Rthlr. für Einſammlung und Bereitung gerechnet; — allein eine Roſenernte wie ſie hier angenommen iſt, wird nur ſelten ſein. — Ein Bengale gewann im Jahr 1787 von 11 Ackern nur ein halbes Pfund Oel, — und der häufigere Anbau würde den hohen Preis des Roſenöles ſehr bald um ein beträchtliches herabbringen.

Leipzig.

Buſchendorf.

VI.

Was iſt beim Pflügen vorzüglich zu beobachten?

Das Pflügen iſt eins der vorzüglichſten Mittel, wodurch ein Acker verbeſſert und zu einem höhern Ertrage gebracht werden kann. Der berühmte Engliſche Landwirth Tull rechnete ſo viel auf die Wirkung des Pflügens, daß er behauptete, eine gehörige Bearbeitung des Bodens mache den Dünger entbehrlich. Ob er nun gleich hierin zu weit ging, ſo iſt es doch gewiß, daß nur durch gehörige Bearbeitung, verbunden mit der Düngung, die Fruchtbarkeit am beſten in einem Boden hervorgebracht werden kann. Das Pflügen zerſtört das Unkraut, macht den Boden locker, indem es die Erdtheilchen von einander trennt; ſo daß die Atmosphäre dieſelben mit mehr Pflanzennahrungs-Stoffen beſchwängern kann.

Soll das Pflügen ganz ſeinem Endzwecke entſprechen, ſo muß man auf Folgendes dabei Rückſicht nehmen:

1) Ob tief oder flach zu pflügen ſei. Je tiefer die Krume von der Luft durchdrungen, und mit Nahrungsſtoffen angefüllt iſt, deſto größer iſt die

Digitized by Google

Fruchtbarkeit des Bodens. An der Richtigkeit dieſes Grundſatzes wird wohl Keiner zweifeln. Denn es iſt allgemein bekannt, daß die Gewächſe in einem Boden, welcher einige Spadenſtiche tief umgegraben iſt, und welches man ragolen nennt, ſelbſt bei weniger Düngung ſehr gut gedeihen. Doch obiger Grundſatz kann oft wegen einer ſchlechten Erdſchicht, welche unmittelbar auf die obere folgt, und welche beim Herausbringen den Acker unfruchtbar machen würde; wegen Mangel an Dünger, und endlich auch oft wegen der natürlichen Beſchaffenheit des Bodens und der Lage deſſelben, nicht immer mit gleichem Vortheile befolgt werden; auch richtet ſich das tief und flach Pflügen nach den zu erbauenden Gewächſen: ſo verlangen z. B. verſchiedene Gewächſe, wie, Raps, Kohl, rothe und gelbe Rüben, Luzerne u. a. m. einen 8 bis 10 Zoll, und wohl noch tiefer geackerten Boden; da hingegen Erbſen, Linzen, Wicken u. a. m. mit einem 3 bis 4 Zoll tief geackerten Boden ſchon verlieb nehmen. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß bei Getreidefrüchten in ſchwerern Boden eine Tiefe von 5 bis 6 Zoll, in leichtem Boden aber eine Tiefe von 3 bis 4 Zoll hinreichend iſt. Daß ein bisher flach gepflügter Acker nicht auf ein Mal, ſondern nur nach und nach zu der beliebigen Tiefe umgeackert, und beſonders damit vor Winters der Anfang gemacht werden muß; iſt allgemein bekannt. Die wilde Erde in einer zu großen Quantität herauf gebracht, kann

 der

der Fruchtbarkeit nachtheilig werden, dieſe verliert aber beinahe ganz ihre Unfruchtbarkeit, wenn ſie während des Winters dem Einfluſſe des Froſtes, des Schnees, und der Luft ausgeſetzt worden iſt; tiefer darf daher bei den nachher folgenden Pflugarten nie gepflügt werden, als es im Herbſte geſchah. Eben ſo iſt es auch nachtheilich, einen Acker, der bisher immer 6 Zoll tief gepflügt wurde, auf ein Mal einige Zoll flacher zu pflügen. Ein Bauer zeigte mir ein Stück Acker in der Ernte, wo auf 10 Schritten an jeder Seite des Stücks das Getreide viel ſchlechter ſtand als das übrige. Ich fragte nach der Urſache davon, und er ſagte mir: daß, als er dieſes Stück Acker gepflügt hätte, er Geſchäfte wegen hinweg gerufen worden wäre, und alſo einem Andern ſeine Stelle hätte annehmen laſſen müſſen; dieſer hätte nun den Acker viel flacher, als er bisher gethan, gepflügt, und daher käme es, daß das Getreide hier viel ſchlechter ſtände, und es ſich genau unterſcheiden ließe, wie weit Jener gepflügt hätte.

2) Pflüge man nicht in der Näſſe. Denn die Erdtheilchen von einander zu trennen, iſt eine der vorzüglichſten Urſachen des Pflügens; beim Pflügen in naſſer Witterung bewirkt man aber gerade das Gegentheil; da ſich die Erdtheilchen ſo zuſammen hängen, daß ſie nur mit vieler Mühe durch nachmaliges Pflügen, Egen und Walzen wieder getrennt

werden

werden können. Die übeln Folgen *auf einem* zu ſolcher Zeit gepflügten Acker merkt *man mehr als* ein Jahr, und doch wird dieſe Regel noch immer nicht ganz befolgt. — Eben ſo iſt es auch nachtheilich zu pflügen, wenn der Acker zu trocken iſt, oder viel Froſt noch in demſelben enthalten iſt, ſo daß beim Umackern viele große Stücke entſtehen. — In hieſiger Gegend wagt es ebenfalls kein Bauer zu pflügen, wenn noch Schnee auf dem Acker liegt; indem ſie vorgeben, die Erfahrung habe ihre Voräl-tern und auch ſie gelehrt, daß durch den unterge-pflügten Schnee vieles Unkraut auf den Acker kom-me. Dieſes iſt nun wohl ein bloßes Vorurtheil, denn wo kein Unkraut iſt, kann der Schnee auch keins hervorbringen. Vielleicht iſt aber der unter-gepflügte Schnee der Fruchtbarkeit nachtheilich: das Unkraut, welches bei mehrer Fruchtbarkeit im Acker von den daher ſtärker wachſenden Getreide-Pflan-zen unterdrückt worden wäre, drängt ſich jetzt mu-thig durch das ſchwachhalmige und kümmerliche Ge-treide hindurch, und auf dieſe Art könnte der Schnee mittelbar zur Vermehrung des Unkrauts beitragen. Erfahrung habe ich indeſſen hiervon noch keine ge-macht; aber daß obiger Behauptung etwas Wahres zum Grunde liege, iſt ſehr wahrſcheinlich; da faſt alle Bauern hierin einſtimmig ſind und ſich auf ihre damit gemachte Erfahrung berufen. Wenn ſich das Erdreich beim Pflügen nicht ſo häufig an das Streichbret hängt, ſondern die Erdklöße meh-

rentheils

rentheils aus einander fallen; ſo kann man ſich die beſte Wirkung davon verſprechen.

3) Laſſe man die Pflugarten nicht ſo ſchnell hinter einander folgen, ſondern warte 4 bis 5 Wochen, bis das Unkraut hervorgeſproßt iſt, damit es durch hernachmaliges Pflügen und Egen beſſer zerſtört werden könne. Auch ſcheint es, als ob die Erdtheilchen mehrere Fruchtbarkeit aus der Atmosphäre anziehen, wenn ſie eine gewiſſe Zeit derſelben ausgeſetzt worden ſind, als wenn ſie durch zweckloſes Pflügen öſters ihre Lage verändern und ſo den nicht lange genoſſenen Einfluß der Luft wieder entbehren müſſen. Von dieſer Behauptung iſt der hieſige Landwirth völlig überzeugt und er ſagt gewöhnlich: Ich muß meinen Acker erſt roſchen laſſen, bevor ich ihn wieder pflügen kann. Daß in einem Acker viel Unkraut entſteht, wenn man die Pflugarten zu ſchnell hinter einander folgen läßt, und nicht erſt wartet bis das Unkraut gekeimt und hervorgeſproßt iſt, davon habe ich öſters ſchon die Erfahrung gemacht: Von einem Stück Acker, welches zu rothen Rüben beſtimmt war, ließ ich die eine Hälfte 5 Mal die andere aber 6 Mal pflügen. Bei dem Stücke, welches 6 Mal gepflügt worden war, folgte die eine Pflugart 10 Tage nach vorhergegangenem Pflügen; als dieß geſchah, war wegen der trockenen Witterung nur wenig Unkraut aufgegangen. In dem 6 Mal gepflügten Acker ſtand hernach viel mehr

Unkraut

Unkraut als in jenem, wo zweckmäßiges Pflügen das Unkraut zerſtört hatte; auch wird durch öfteres zweckloſes Pflügen ein Acker zu ſehr ausgetrocknet. Doch eine allgemein geltende Regel anzugeben, wie lange ein Acker liegen müſſe, bevor man ihn wieder mit dem größten Vortheil pflügen könne, iſt unmöglich: dieß hängt theils von der Natur des Bodens, theils von Lokalumſtänden ab. Der feſte Klaiboden, der in Gründen liegende, viel Feuchtigkeit enthaltende, kann weit früher gepflügt werden als der leichte Sandboden.

4) Kann man durch das Pflügen zu gewiſſen Zeiten ſich noch größere Vortheile davon verſchaffen. So iſt das Pflügen im Herbſte, beſonders wenn während des Winters die Furchen ungeegt liegen bleiben, ſehr vortheilhaft: die Luft, der Schnee, der Froſt und die Sonne wirken da mehr als je auf den Boden, und die Fruchtbarkeit wird merklich vermehrt. Ehedem glaubte man, das Pflügen der Brachäcker vor Winters wäre ſchädlich; doch hat die Erfahrung mich und viele Andere das Gegentheil gelehrt. Warum iſt denn das Pflügen der Roggen- und Weitzen-Stoppel und derjenigen Aecker, welche zu Kraut, Raps, rothen Rüben u. ſ. w. beſtimmt ſind, von ſo allgemein anerkanntem Nutzen, und warum ſollte dieß nicht auch der Fall mit jenen Aeckern ſein, welche Brache liegen ſollen? So iſt auch das Pflügen im Frühlinge, ſo bald der Acker

trocken

trocken iſt, von dem größten Nutzen; auch dann ſoll die Luft auf den Boden mehr als wie gewöhnlich wirken.

5) Damit der Acker beſſer durchwühlet werde, halte man kleine Furchen. Der Bauer iſt von dem Nutzen dieſer kleinen Furchen ſo ſehr überzeugt, daß er gewöhnlich ſagt: So viele Furchen mehr, ſo viele Garben Getreide mehr.

6) Ein kleines Stück Acker, welches nicht der Quere gepflügt werden kann, muß bald aus einander und bald zuſammen gepflügt werden, dergeſtalt, daß zur Saat jedes Mal zuſammen gepflügt wird. Wollte man zur Saat aus einander pflügen, ſo würden dadurch viel Nachtheile entſtehen. Da dann bekanntlich die Furche in die Mitte des Stücks käme, ſo würde viel von derjenigen Fläche verloren gehen, wo das Getreide immer am beſten zu wachſen pflegt; das Stück würde die nöthige Rundung verlieren und das Waſſer daher nicht ſo gut abfließen können.

7) Bei einem großen Stück Acker wird die Fruchtbarkeit ungemein vermehrt, wenn man bald der Länge, bald der Breite nach pflügt.

8) Wenn mehrere Pflüge hinter einander pflügen, welches aber bekanntlich nicht ſehr rathſam iſt, muß man darauf ſehen, daß die Pflüge ſo viel als möglich alle gleich tief in die Erde dringen, und die Furchen auch gleich ſtreichen.

9) Wenn

Digitized by Google

9) Wenn es die Lage des Ackers erlaubt, ſo iſt es weit vortheilhafter, große Beete zu pflügen; bei kleinen Beeten geht durch die vielen Furchen viele Fläche vom Acker verloren; denn nicht allein in den Furchen, ſondern auch einige Fuß breit an beiden Seiten derſelben wächſt wenig oder gar kein Getreide. In naſſen Gegenden müſſen freilich kleinere Beete gepflügt werden; doch auch hier kann man durch verdeckte angebrachte kleine Graben die vielen Furchen ſehr vermindern. In dieſen Graben zieht ſich das Waſſer viel leichter ab, und der beſſere Ertrag des Bodens belohnt reichlich die Koſten für Anlegung derſelben.

Kroſigk, bei Halle.

W. Albert,
Oekonomie-Verwalter.

VII.

Aufforderung an Oekonomen, zu Anlegung lebendiger Zäune oder Hecken.

Von ſo großem Nutzen es auch immer iſt, anſtatt der geflochtenen oder andern Arten von Zäunen, ſo genannte lebendige Hecken anzulegen; ſo findet man doch bis jetzt noch äußerſt wenige derſelben. Die Engländer, welchen wir in ſo Manchem vorzüglich in der Oekonomie vieles zu verdanken haben, ſind

ſind uns auch hierin ſchon längſt mit den vortreff-lichſten Beiſpielen vorangegangen. Es iſt bekannt genug, wie ſehr ſie auf dergleichen Umzäunungen, nicht nur im Kleinen um ihre Gärten, ſondern auch im Großen, um weitläuftige Diſtrikte halten; ſogar ihre Felder findet man oft auf ſolche Art umzäunt. Freilich erfordert die Anlegung einer ſolchen Umzäunung Anfangs einen ſorgfältigen Fleiß; allein das iſt auch nur der Fall in den erſten Jahren. Sucht man ſogleich die etwan eingegangenen Pflanzen wieder mit neuen auszufüllen; ſo iſt der Nutzen gewiß von der größten Wichtigkeit, und die darauf verwendete Pflege wird reichlich belohnt.

Berechnet man, wie viel zu einem geflochtenen Zaune von ungefähr nur einem Morgen im Umfange, theils an Weidenruthen, theils an Holz zu Pfählen gehört, wie viel an dergleichen Zäunen alle Jahre auszubeſſern iſt, da ſie ſelten vor Diebſtahl geſichert werden können; ſo ergiebt ſich, daß ſie eine große Quantität ſo wohl an Ruthen als an Holz zu Pfählen erfordern. Bei vielen Gütern gehen oft alle Ruthen, die durch das Abköpfen der Weiden erhalten werden, zu Anlegung neuer oder zu Ausbeſſerung alter Zäune wieder auf. Iſt hingegen der lebendige Zaun nur erſt dicht zuſammen gewachſen, ſo hat man, außer dem Beſchneiden und Einbinden, nicht die geringſten Koſten darauf zu verwenden. Auch in Anſehung der Sicherheit, beſon-

beſonders vor dem Eindringen des Viehes, iſt der Nutzen einleuchtend, da dieſes bei den oft ſo niedrigen geflochtenen Zäunen nie der Fall iſt. *)

An den zu Anlegung lebendiger Zäune erforderlichen Holzarten, haben wir keinen Mangel. Ich will hier die vorzüglichſten derſelben angeben:

1) Der Weißdorn, Cynosbatus, welcher beinahe in jedem Boden wächſt, und ſo durch den Schnitt gezogen werden kann, daß er einen ganz vortrefflichen und dichten Zaun macht.

2) Die Rainweide, Zaunriegel, an einigen Orten Liguſter genannt, **) Ligustrum vulgare *Linn.* Auch dieſe läßt ſich unter der Schere halten, und macht eine ſehr angenehme Hecke.

3) Der Kornelbaum, oder Heruſchen, Herlitzen u. ſ. w. Cornus mascula *Linn.* giebt eine vortreffliche Hecke.

4) Der Berberisſtrauch, Sauerdorn, ***) Berberis vulgaris *Linn.* Dieſer ziemlich ſchnell wachſende

*) Wenn ſie aber dem Anlaufe des Rindviehes und der Schafe ausgeſetzt ſind, ſo müſſen ſie von neuem umzäunt werden, wenn ſie durch das Bebeißen nicht eingehen ſollen. d. Red.

**) Heißt auch Beinholz, Mundholz, Scheinweide, Klingerten, Beinhülſen, Eiſenbeerbaum, Tintenbeerſtaude ꝛc. d. Red.

***) Eſſigdorn, Verſichdorn, Sauerach, Solſendorn, Weinäugeleinſtrauch, Weinzäpfel, Weinſchürlein, Rhabarberbeere, Panſelbeere ꝛc. d. Red.

ſende mit Stacheln verſehene gefällige Strauch macht nicht nur eine ſehr ſchöne und zweckdienliche Hecke, ſondern liefert auch zugleich eine rothe Beere deren angenehmer ſauerer Saft, wie die Citronenſäure benutzt werden kann. Wer das Geld für die Pflanzen ſelbſt nicht ausgeben will oder kann, da ſolche in einigen Gegenden etwas theuer bezahlt werden, der bemühe ſich nur, Beeren davon zu erhalten, lege die Körner derſelben reihenweiſe in die Erde, und er wird gewiß Pflanzen genug davon bekommen.

5) Der Hartriegel, Härtern,*) Cornus ſanguinea *Linn.* Dieſes Holz macht ebenfalls eine ſehr gute Hecke.

6) Die Weißbuche, Steinbuche, Hainbuche, Hornbaum, **) Carpinus betulus *Linn.* Dieſe wächſt nicht nur ſehr dicht, ſondern läßt ſich auch ſehr gut unter der Schere halten, und giebt ein ſehr gefälliges Anſehn.

7) Der Jasmin, ***) Philadelphus coronarius *Linn.*

8) Der

*) Wilder Kornelbaum, Hartreder, Hartbaum, Hundsbeerſtrauch, Teufelsmettern, Teufelmatten ꝛc.
d. Red.

**) Hag-Heck-Zwergzaunbuche, Hornbaum, Jochbaum, Rollholz ꝛc. d. Red.

***) oder riechende Pfeifenſtrauch.
d. Red.

8) Der Spindelbaum, Pfaffenmützchen, Jeſuiterkäppchen *), Evonymus Europaeus *Linn.* deſſen junge Lohden zu Pfeifenröhren verwendet werden können.

9) Der Schlingſtrauch, in einigen Gegenden Juncker-Holz, **) Viburnum lantana *Linn.*

10) Schwarz- oder Schlehendorn, Prunus Spinoſa *Linn.*

Vorzüglich aber zu empfehlen iſt

11) Die unechte Akacie, Pseudo-Acacia; dieß beweiſt unter andern ein Verſuch, welchen der Landjäger-Meiſter Graf von Wedell, bereits vor einigen Jahren zu Großbreſa in Schleſien damit machen ließ, welcher vortrefflich gerieth. Es ward daſelbſt ein Terrain von einigen zwanzig Morgen damit umzäunt, und überdieß noch auf ſandigem Boden. Man braucht hierzu zwei- oder dreijährige junge

*) Spillbaum, Mangelbaum, Zweckenholz, Pfaffenhütchen, Pfaffenröschen, Pfaffenſorge, Hahnenklosschen, Weſchelholz, Schlimpfenſchleglein, Eierbretholz, Pfaffenholz, Aniesholz, Pfefferholz ꝛc.
d. Red.

**) Schlingbeerbaum, Wegeſchlinge, Weißſchlingenbaum, Kothſchlinge, Wiedern, Wiedelbaum, Kandelwiede, Papſtwiede, Schergenpapſt, Scheriken, Scherben, Bandſtrauch, kleiner Mehlbaum, Mehlſtrauch, Hügelholz ꝛc. d. Red.

junge Akacien-Pflanzen, ſetzt ſolche ungefähr 6 Zoll von einander, und der ſchnelle und ſchöne Wuchs dieſes Holzes gewährt einen der ſchönſten und zugleich dauerhafteſten lebendigen Zäune.

Noch giebt es außer denen hier angeführten Holzarten, deren man ſich zu Anlegung von Hecken um die Gärten bedienen kann, eine große Menge anderer, z. B. Hollunder oder Flieder, *) Sambucus nigra *Linn.* Haſelnußſtrauch, Corylus avellana *Linn.* Schwalkenbeerſtrauch, **) Viburnum opulus; Spaniſcher Hollunder oder blaue Blüthe, ***) Syringa vulgaris *Linn.*

Man lege übrigens die Hecke entweder im Herbſte oder im Frühjahre an; vorher aber ziehe man

*) Auch Holler, ſchwarzer Holunderbeerſtrauch, Baumholder, Rechholder, Küchleinsholder, Schiebickenbeerſtrauch, Alhorn, ſchwarzer Beerſtrauch, Alzern, Reskèn ꝛc. genannt. d. Red.

**) Heißt auch Waſſerholder, Schneeballenbaum, Schwelkenbaum, Caninenbeerſtrauch, Galingenbaum, Halinkenbaum, Kalkbeerenbaum, Walinenbaum, Strauchholz, Talinkenbeerſtrauch, Fackelbeerbaum, Schweißbeere, Droſſelbeere, Markholz, Gimpelholz, Groſſeflieder, Gänſeflieder, Waſſerflieder, Bachholder, Marsholder, wilde Gelderroſen ꝛc. d. Red.

***) Türkiſcher Hollunder, Syringenſtrauch, Pfeifenſtrauch, Lilak ꝛc. d. Red.

man um den zur Umzäunung beſtimmten Platz einen Graben, welcher ganz der Tiefe, in welcher die anzupflanzenden jungen Holzarten ſtehen ſollen, entſpricht; ſetzt hierauf die jungen Pflanzen, nachdem man ihnen zuvor die Pfahlwurzeln benommen, jede ungefähr einen oder anderthalb Schuh von der andern entfernt, ein, macht die auf beiden Seiten des Gräbchens ausgeworfene klare Erde an die Wurzeln, drückt ſie fleißig an, begießt ſie, wenn es etwan zu trocken iſt, und wenn hier und da eine Pflanze ausbleiben ſollte, ſo ſetzt man neue an deren Stelle; wird der Zaun in der Folge ſehr ſtark, ſo beſchneidet man ihn mit der Schere, und hindert ihn, daß er nicht zu ſtark in dem Garten wuchert. An Orten, wo es angeht, wird es gut ſein, außerhalb des Gartens, ungefähr zwei Schritte von dem Zaune entfernt, einen Graben zu ziehen, um dadurch das Vordrängen des Viehes zu verhindern.

Breslau.

Möbius.

VIII. Star-

VIII.

Starke Vermehrung der Milch bei Kühen durch Fütterung derſelben mit Eſparſette. Aus dem Bericht eines Landwirths in der Engliſchen Landſchaft Eſſex. *)

Da ich neulich die Liſte der Prämien durchlas, welche die Societät von Bath und dem weſtlichen Theile von England zu Beförderung der Landwirthſchaft u. ſ. w. ausgeboten hat; ſo freute ich mich ſehr zu finden, daß dieſe Geſellſchaft den Anbau der Eſparſette zu befördern ſuchte. In meiner Nachbarſchaft haben wir viele große Felder mit dieſem vortrefflichen Futterkraute beſäet; und wir finden, daß es bei uns das beſte und ergiebigſte von allen den Futterkräutern iſt, die wir hier bauen.

Da die Wurzeln dieſer Pflanze ſehr tief in unſern kreidigen Boden dringen; ſo iſt ſie ganz und gar nicht der Gefahr ausgeſetzt, ſo viel von dürrer Witterung zu leiden, wie andre Gräſer und Kräuter, deren Faſern ſich wagerecht ausbreiten und nahe

*) S. Letters and Papers on Agriculture, Planting etc. addreſſed to the Bath and Weſt of England Society, for the Encouragement of Agriculture, Arts, Manufactures, and Commerce. Vol. I, Art. XLII, pag. 163 f. W.

Digitized by Google

nahe an der Oberfläche liegen. Die Menge von Heu, welche ſie giebt, iſt größer und beſſer an Güte, als irgend eine andre, die unſer Boden trägt. Beſonders aber iſt mit dieſem Futterkraute ein Vortheil verbunden, der es uns ſchätzbarer macht, als jedes andre; und dieſer wächſt uns dadurch zu, daß wir unſre Melkekühe damit füttern. Die Menge der Milch, die daſſelbe erzeugt, iſt erſtaunlich; ſie iſt beinahe doppelt ſo ſtark als die, welche irgend ein ander grünes Futter giebt. Noch dazu iſt auch die Milch an ſich beſſer, indem ſie mehr Rahm ſetzt, als irgend eine andre.

Dieſen Bericht gebe ich aus meiner eignen Erfahrung, die ich ſchon ſeit vielen Jahren davon gemacht habe: und wenn andere Landwirthe, die dieſes Futterkraut noch nicht ſo gut kennen, Verſuche damit machen wollen, ſo werden ſie dabei ſicherlich ihre Rechnung weit mehr finden, als ſie ſich vielleicht vorſtellen.

Bei Saffron-Walden in der Grafſchaft
Eſſex, im Februar 1787.

J. B.

IX.

Erhaltung aller Arten Eier auf lange Zeit.

Ein Engländer, Wilhelm Jayne, giebt folgendes Mittel, alle Arten Eier bis auf zwei Jahr in gutem Zuſtande zu erhalten, an, über deſſen Erfindung ihm auch ein zehnjähriges Patent ertheilt worden iſt. Man thue, ſagt er, 5 bis 6 Metzen ungelöſchten Kalk in ein breites offenes Gefäß, miſche dazu zwei Pfund Salz und ein halbes Pfund Weinſteinram, gieße dann Waſſer zu, und mache eine Kalklauge, gerade von der Stärke, daß ſie ein Ei trägt, ſo daß nur die Spitze deſſelben ein wenig über die Oberfläche empor ragt. In dieſe Lauge lege man die Eier, welche man präſerviren will, es mögen Hühnereier, Gänſeeier, Enteneier, Puttereier u. ſ. w. ſein, ſo werden ſie ſich auf eine lange Zeit, wenigſtens bis auf 2 Jahr vollkommen gut erhalten.

Die Probe von dieſem Mittel kann man in kleinerm Verhälniſſe leicht machen; und wenn ſie das leiſtet, was der Erfinder verſpricht, ſo verdient ſie vor der unlängſt angegebenen Methode, die Eier mit zerlaſſenem Talg zu übergießen und ſo das Eindringen der Luft, welche das Verderben derſelben bewirkt, abzuwehren, den Vorzug, weil hier keine Abſchmelzung beim Gebrauche der Eier nöthig iſt.

Leipzig.

Buſchendorf.

X.

Kurze Nachrichten.

a) Naturbegebenheiten.

Am 20. Juni d. J. früh gegen 2 Uhr bemerkte man in Köſtritz und in der umliegenden Gegend in einer Entfernung von 3 Stunden eine große Erderſchütterung. Der Himmel war nur etwas wenig gewölkt und übrigens Windſtille. Es äußerte ſich zuerſt ein ungewöhnlich ſtarkes Gepraſſel und einige Minuten nachher eine ſolche Erſchütterung der Erde, daß die Häuſer ſich bewegten, die Gläſer klirrten, die Tauben aus den Höhlen fuhren, die Hunde zu bellen anfingen ꝛc.

* * *

Durch einen im Monat Juli in Neuoſtpreußen 11 Tage und Nächte angehaltenen Landregen wurden die Feldfrüchte niedergeſchlagen und erſäuft, die Flüſſe aber ſo angeſchwellt, daß ſie viele Mühlen und ſämmtliche Brücken wegriſſen und die Gegenden ſo überſchwemmten, daß der Poſtenlauf, beſonders zwiſchen Thorn und Plozk, auf einige Zeit unterbrochen wurde. Bei Warſchau ging die Heuernte ganz verloren. — Der Julimonat iſt auch in andern Gegenden, beſonders in Curland, ungewöhnlich naß geweſen. Um Liebau

herum regnete es 14 Tage ununterbrochen fort, ſo daß man ſchon einen großen Theil der Ernte für verloren hielt; auch hat der Weitzen in der That ſehr gelitten. (Den 26. Juli wurde das Wetter trocken.)

* * *

Am 4. Juli zeigte ſich in der Nähe von Sangerhauſen ein auf dem Lande ſeltenes, ſehr ſonderbares Meteor, eine Waſſerhoſe. Es hatte ſeit länger als 14 Tagen nicht geregnet, als ſich am 3. Juli Nachmittags gegen Mitternacht ein Gewitter aufthürmte, das ſich in einen ſanften Regen auflöſte. Am 4. Juli zog ſich früh Morgens bei einer mäßigen Wärme wieder ein Gewitter in Nordweſt zuſammen. Zwiſchen 10 und 11 Uhr bildete ſich in Weſten aus einer Gewitterwolke, woraus man vorher einen etwas leiſen Donner bemerkt hatte, eine Säule, die etwas weißlich ausſah und die Geſtalt eines umgekehrten Kegels hatte, deſſen Spitze ſich von der Gewitterwolke bis beinahe auf die Erde herab zog. Während der Entſtehung dieſes Kegels wirbelte auf dem Brachfelde von der Erde bis zu der Wolke, wie aus einem Keſſel, ſchwarze Erde oder Staub empor. Dieſes Naturſchauſpiel dauerte ungefähr eine Viertelſtunde; es war große Windſtille; es blitzte und donnerte nicht; in einer Entfernung von einer Stunde mochte es regnen. Plötzlich aber erhob ſich ein ſehr heftiger Wirbelwind, ſo daß man ſich in der Nähe kaum auf den Füßen erhalten konnte. Darauf

zog ſich der Staub von der Erde in die Höhe. Auch bei der Auflöſung der ganzen Erſcheinung konnte man nichts von Blitz oder Donner wahrnehmen. Das Gewitter verzog ſich nun, und es ward Nachmittags das hellſte und angenehmſte Wetter. Das Barometer behielt vor und nach der Erſcheinung einerlei Standpunkt. — Die Waſſerhoſen gehören zu den fürchterlichſten Naturerſcheinungen. Gemeiniglich entſtehen ſie über dem Meere. Es ſenkt ſich dann nicht bloß ein Theil der Wolke kegelförmig herunter, ſondern das Waſſer fängt auch an der darunter befindlichen Stelle an zu brauſen. Die Wellen thürmen ſich auf, und endlich hebt ſich eine Menge Waſſer in die Höhe, und verbindet ſich mit der herabhängenden Wolke in eine zuſammenhängende Säule. In dieſer Säule bemerkt man meiſtens eine wirbelnde Bewegung; ſie ſcheint hohl zu ſein, und inwendig fahren öfters Blitze hin und her. Daß dieſe Bewegung ſehr gewaltſam iſt, erhellt aus der Verwüſtung, die dieſes Meteor an den Orten, über die es hinſtreicht, anrichtet. In Holland ward 1750 ein Ochſe, ein Kalb und ein Bock von einer ſolchen Waſſerhoſe aufgehoben und fortgeführt. In der Gegend von Altona ſah man 1785 eine dergleichen, die, außer andern Verwüſtungen, die ſie anrichtete, auf einer Bleiche 50 Stücken Kattun ergriff, ſie zuſammenrollte, in die Luft führte und in tauſend Stücken zerriß. — Woher dieſe Erſcheinung entſtehe, weiß

man

man noch nicht hinlänglich zu erklären. Sie verſchwinden zuweilen mit Blitz und Windſtoß.

* * *

In Schottland, unweit Whithorn, etwa drei Engliſche Meilen vom Seeufer, iſt am 20. Juli, bei einem heftigen Regenguſſe eine große Menge junger Häringe aus der Luft herabgefallen. Sie waren vermuthlich ebenfalls durch eine Waſſerhoſe in die Höhe getrieben worden.

* * *

Am 22. Juli wurden in Ungarn die Felder von Neuorſova und Schuppaneck an der Donau bis Heſelincza von einem verwüſtenden Heere von Zugheuſchrecken (Gryllus migratorius *Linn.*), aus der Türkei, und urſprünglich vermuthlich aus Arabien und Egypten kommend, überfallen. Zwei Tage darauf wurden dieſe verheerenden Inſekten von den zuſammen berufenen Grenzern und Landleuten durch Rauch und Feuer theils vertrieben, theils getödtet. Erſtere ſcheinen den Zug nach Ofen zu genommen zu haben, denn am 28. Juli von halb 10 Uhr Vormittags bis 12 Uhr Nachts zog eine außerordentliche Menge Heuſchrecken durch dieſe Stadt. Wo Fenſter offen ſtanden, flogen mehrere in die Zimmer, und noch am folgenden Tage fand man alle Gaſſen davon bedeckt. Es iſt noch nicht bekannt, wohin ſie ihren Zug eigentlich genommen haben.

* * *

In

In der Gegend von Damgard in Schwediſch-Pommern war am 6. Auguſt ein ſchreckliches Gewitter, wobei Schloßen von der Größe eines Hühnereies und hart und ſcharf wie Eis fielen. Sie zerſchmetterten nicht allein die Fenſterſcheiben, ſondern ſogar das Fenſterblei und verwüſteten gänzlich die benachbarten Felder und Gärten.

* * *

Durch ein am 15. Auguſt über die Gegend bei Hachenburg gezogenes Ungewitter, welches mit Hagel begleitet war, wurden ſo wohl Winter- als Sommerfrüchte auf einen Strich von mehr als 3 Stunden gänzlich zerſchlagen und dadurch die Hoffnung des durch Kriegsungemach ſo ſchwer gedrückten Landmannes, welcher die Ernte ſo ſehnlich erwartete, auf ein Mal vereitelt. — Auch die Fluren der Dörfer Allerſtädt, Zeßdorf, Loßa und Rothenberga wurden an dieſem Tage von einem heftigen Schloßenwetter heimgeſucht.

* * *

Im Oeſtreichiſchen hat am 25. Auguſt in den zwiſchen der Donau und Leytha gelegenen Gegenden des Viertels U. W. W. ein Donnerwetter, von einem außerordentlich heftigen Sturmwinde begleitet, und ein darauf erfolgter Schloßenregen große Verheerungen angerichtet. Die Schloßen waren durchaus von der Größe eines halben Hühnereies, nnd fielen ſo anhaltend, daß dadurch in den Gegenden von Mannersdorf, Sommerein, Bruck,

Bruck, Trautmannsdorf, Wilfersdorf, Stinkenſiedel, Arbesthal ꝛc. und von Weſten gegen Nordoſten, in paralleler Richtung, bis über Baden, Gainfarn und Merkenſtein hinaus, in Gärten, auf Feldern und in Weinbergen alles zerſchlagen, auch an Gebäuden beträchtlicher Schaden angerichtet wurde.

* * *

In der letztern Hälfte des Auguſts waren in England mehrere heftige, mit Sturm begleitete Regengüſſe, dergleichen man ſich ſeit Menſchen Gedenken nicht erinnern konnte. Faſt in allen Grafſchaften des Königreichs richteten Ueberſchwemmungen große Verwüſtungen an. Es wurden viele Brücken und Mühlen weggeriſſen, Pferde, Schafe und anderes Vieh erſäuft, auf den Bleichen viele Tücher weggeſchwemmt und viele Heuernten verderbt.

* * *

Die auswärtigen Nachrichten von der dießjährigen Ernte lauten zum Theil gut, zum Theil ſchlecht. In vielen Ländern, z. B. in England, dem ehemaligen Pohlen, Curland ꝛc. hat ſie durch das anhaltende Regenwetter nicht nur vielen Schaden gelitten, ſondern iſt auch wegen der daſſelbe begleiteten Kälte um mehrere Wochen verſpätet worden. In England erfolgte die Kornernte ſogar einen Monat ſpäter als ſonſt. — In Dänemark iſt die Roggenernte ziemlich gut ausgefallen, Hafer

und

und Gerſte aber ſind weniger gut gerathen. — Daß in Italien die Frucht- und Roggenernte nicht ſonderlich gerathen iſt, wird ebenfalls der zu feuchten Witterung zugeſchrieben. Dieſe und der verheerende Krieg ſind auch Urſache, daß in der Lombardei die Seidenernte ſchlecht ausgefallen iſt. — Dagegen iſt in Südpreußen und Schwaben die Getreideernte ſo vortrefflich und geſegnet geweſen, daß man ſich ſeit vielen Jahren keiner gleichen erinnern kann.

* * *

Im Jahr 1795 blühte im Garten des Senators Schulte in Hamm eine Agave Americana, die man gewöhnlich, obgleich nicht richtig, eine Amerikaniſche Aloe nennt. Der Stamm derſelben war 25 Fuß hoch, und ſie hatte, ohne die Spitze, 30 Aeſte und 2446 Blumen. In dieſem Jahre ſtand in demſelben Garten wieder eine ähnliche Pflanze in Blüthe, die dem Anſcheine nach noch ſtärker zu werden verſprach als die erſtere. Der erſte Schuß zeigte ſich den 27. Juli, und im Auguſt war der Stamm ſchon 20 Fuß hoch, jedoch hatten ſich noch keine Blüthen angeſetzt.

---

b) Geſetze und Verordnungen, die das ökonomiſche Publikum angehen.

Folgende bereits unterm 27. Febr. 1798 im Heſſen-Caſſelſchen ergangene Verordnung zur

zur Beförderung des Kleebaues verdient allgemein bekannt und nachgeahmt zu werden:

Wir Wilhelm der IX. fügen hierdurch zu wiſſen: Ob Wir Uns gleich jederzeit die Beförderung des Kleebaues in Unſern Landen, welcher auf Ackerbau und Viehzucht einen ſo wohlthätigen Einfluß hat, beſonders angelegen ſein, und in dieſer Abſicht unter dem 11. Oktober 1790 durch ein Regierungsausſchreiben bereits bekannt machen laſſen, daß Wir, um dieſem nützlichen Kleebau mehr aufzuhelfen, und in der Hoffnung, daß andere Zehent- und Huthberechtigte Unſerm landesväterlichen Beiſpiele folgen würden, an allen Orten, wo herrſchaftliche Zehenten und Schäfereien befindlich ſind, Unſerm Zehent- und Huthrechte in Anſehung der Aecker, auf welche unter die Sommerfrüchte Klee geſäet worden, der nach abgeſchnittener Sommerfrucht ſo wohl den Herbſt hindurch, als das folgende Jahr in der Brache zur Fütterung benutzt wird, entſagen wollten; ſo haben Wir jedoch wahrnehmen müſſen, daß Unſere Abſicht, um andere Beſitzer ſolcher Gerechtſame dadurch zu einer gleichen Entſagung zu bewegen, bis jetzt nicht überall erreicht, und zur Urſache hiervon unter andern mit angeführt worden iſt, daß ſolches durch die Verbindlichkeiten der Gutsherren, welche ihren Pachtern dergleichen Huth- und Zehentgerechtſame mit verpachtet, gehindert werde.

Da

Da aber gleichwohl der Kleebau, vermöge ſeines allgemein anerkannten Nutzens für die Viehzucht und den Ackerbau, als die beiden Hauptnahrungszweige für den Landmann, zu ſehr allen Vorſchub verdient, als daß Wir der Erſchwerung und Beeinträchtigung deſſelben durch jene Zehent- und Huthgerechſame länger nachſehen könnten, zumal da der Schaden, welchen allenfalls der Verluſt dieſer Rechte auf der einen Seite verurſachen könnte, auf der andern Seite durch den vermehrten Viehſtand und die Fruchtbarkeit der Ländereien wieder erſetzt wird; ſo finden Wir Uns veranlaßt, hierdurch zu verordnen, daß

1) dergleichen Aecker, auf welche unter die Sommerfrüchte Spaniſcher Klee geſäet und im Brachfelde ſtehen gelaſſen iſt, während dieſes Brachjahres durchgängig mit dem Zehenten ſo wohl, als mit der Huthe vorſchonet werden, auch

2) die Pachter, welche dergleichen Gerechtſame mit gepachtet haben, nicht befugt ſein ſollen, wegen des Verluſtes derſelben einen Erſatz von ihren Verpachtern zu verlangen, indem auch die Pachter einen unverkennbaren Nutzen von dem, durch ihren eigenen Kleebau verbeſſerten Viehſtande und vermehrte Fruchtbarkeit der Ländereien haben, überhaupt aber der etwaige geringe Verluſt derſelben dem allgemeinen Beſten billig nachſtehen muß. Dahingegen ſoll es nicht nur

3) in

3) in Abſicht auf den perennirenden Klee dabei ſein Verbleiben haben, daß die mit Esparſette und St. Foin beſäeten Ländereien nach der Vorſchrift des 2. und 3. §. der Ordnung vom 4. Juni 1774 im Herbſte und wenn die Wieſen offen ſind, mit den Schafen behüthet werden können, und ſtatt des Natural-Zehentens von einem Acker St. Foin acht Albus, von einem Acker Esparſette hingegen vier Albus jährlich von dem Zehentpflichtigen entrichtet werden ſollen, ſondern es wird auch

4) die Beibehaltung des Spaniſchen Klees im Winterfelde, welche an einigen Orten üblich iſt, von jener Zehent- und Huthbefreiung gänzlich ausgeſchloſſen.

* * *

Da wieder vieles Schlachtvieh, zum Bedürfniß der Oeſtreichiſchen Armeen, aus Ungarn durch die Pfalzbaieriſchen Staaten getrieben wird; ſind durch eine kurfürſtliche Verordnung vom 10. Juli die bereits unterm 9. Juni 1796 gemachten Verfügungen, die Verbreitung der Viehſeuche im Lande zu verhüten, aufs neue in Wirkſamkeit geſezt und aufs ſchärfſte zu beobachten anbefohlen worden.

* * *

Des ſteigenden Kornmangels wegen wurde das Branntweinbrennen auch im Sondershauſiſchen eingeſchränkt. In Sondershauſen ſelbſt dürfen nur zwei Blaſen brennen.

* * *

In

In der Bataviſchen Republik wurde unter andern Beſchlüſſen, welche die Erſcheinung der Engliſchen Landungsflotte von dem Texel veranlaßte, die Ausfuhr von Heu, Hafer und Stroh auf 2 Monate verboten.

---

d) Vermiſchten Inhalts.

Der Hofapotheker Frank in Potsdam hat wiederholte Verſuche angeſtellt, die Runkelrüben auch zum Branntweinbrennen anzuwenden. Aus einem Scheffel in Halberſtädtiſchem Boden erzeugter Runkelrüben erhält er 4 Quart Branntwein. Da man auf einem Morgen von 180 Quadrat-Ruthen wenigſtens 300 Scheffel Runkelrüben gewinnen kann, ſo würden dieſe 1200 Quart Branntwein geben. Frank hat über die Verfahrungsart bei dieſem Branntweinbrennen eine Anweiſung drucken laſſen, die bei ihm für 1 Rthlr. Preuß. zu haben iſt.

* * *

In Italien iſt in der Gegend, auf die ſich das Treffen bei Lecco ausdehnte, die Viehſeuche ausgebrochen. Zur Verhütung und Behandlung derſelben wurde am 18. Auguſt in Mailand eine umſtändliche Inſtruktion öffentlich angeſchlagen.

* * *

Anfragen.

Könnte der Schafmiſt nicht auch mit dem andern Miſte vermengt und ſollten daher die Ställe nicht

nicht öfter ausgemiſtet werden, als es zu geſchehen pflegt? — Daß man gewöhnlich alle Jahre oder halbjährlich die Schafſtälle ausmiſtet, ſcheint nur von der Trägheit herzukommen. Denn die größere Trockenheit des Schafmiſtes macht natürlich das Ausmiſten nicht ſo oft, als bei dem andern Viehe, nöthig. Daher kann es denn leicht kommen, daß nach und nach dieſe Gewohnheit entſtanden, durch ſie aber auch das Vorurtheil begünſtigt worden iſt, und noch begünſtigt wird, als ob der Schafmiſt allein ohne mit anderm Miſte vermiſcht zu ſein, auf das Feld gebracht werden müſſe. Es iſt aber eine bekannte Sache, daß der Schafmiſt mehr ſalzige, als ölige Theile enthalte, daher kann er auf manchen, beſonders hitzigen Aeckern leicht mehr ſchaden, als nützen. Würde nicht durch die Vermiſchung mit anderm Miſte dieſem zu befürchtenden Schaden vorgebeugt und dem Schafmiſte überhaupt mehr Dauer verſchafft werden? — Würde es aber da nicht beſſer ſein, wenn die Schafſtälle auch alle 4 Wochen ausgemiſtet würden?

* * *

Ein Landwirth hatte vor einigen Jahren ſtatt des Kohlrübenſamens im Frühjahre Rapsſamen bekommen und geſäet, und zu der gewöhnlichen Zeit die Pflanzen auf das Feld ſtecken laſſen, in der Meinung, daß er Kohlrüben erhalten würde. Allein da man gegen Michael nachſah, fand es ſich, daß keine einzige Pflanze einigen Anſatz zu einer Rübe

hatte.

hatte. Der Landwirth, welcher den Betrug des Samenhändlers noch nicht merkte, ließ die fetten Pflanzen den Winter über und auch im Frühjahre ſtehen, um zu ſehen, was daraus werden würde. Allein nun merkte er bald, daß er Rapsſamen geſäet habe, bekam aber eine ſolche reichliche Ernte von dem bepflanzten Stücke, daß ihm nicht nur der Verluſt an den Rüben, ſondern auch die Frucht, die er etwa nach den Rüben auf das Feld gebracht hätte, reichlich erſetzt wurde. Die Rapsſtauden hatten ſich ſehr ausgebreitet, ſolche dicke Stengel getrieben und ſo viel ſamenreiche Schoten angeſetzt, das man dergleichen nie auf andern Rapsfeldern zu finden pflegt. Die vermeinten Kohlrüben waren im Sommer und beſonders im Herbſte ſtark abgeblattet worden und hatten auch dadurch einigen Nutzen verſchafft. Es fragt ſich nun, ob dieſe Erfahrung nicht in der Oekonomie zu ähnlichen Verſuchen veranlaſſen könnte, und ob aus derſelben nicht andere lehrreiche Bemerkungen über den Anbau und die beſte Säezeit des Rapſes zu ziehen wären? Haben andere Landwirthe ähnliche Erfahrungen gemacht, ſo würde die Mittheilung derſelben in dieſen ökonomiſchen Heften die Wahrheit der angeführten beſtätigen und denkende Oekonomen um ſo eher in den Stand ſetzen, ihre Belehrungen darüber mitzutheilen.

K.

Inhalt.

Inhalt.

I. Beſchreibung eines gemeinſchaftlichen Huthungsplatzes bei dem Dorfe Arien im Sächſiſchen Kurkreiſe Von S. S. 289 - 317
II. Gelegentliche Erinnerung an das Wichmanniſche arithmetiſche Bedenken über die Schäferei-Wirthſchaft. 318 - 334
III. Recenſion von Lacepe'des Naturgeſchichte der Fiſche. 335 - 339
IV. Etwas über den Schießbeerſtrauch, oder den ſogenannten Faulbaum. Von Fiſcherſtröm. Aus dem Schwed. überſ. von J. G. L. Blumhof. 339 - 346
V. Bereitung des Roſenöles. Von Buſchendorf. 346 - 353
VI. Was iſt beim Pflügen vorzüglich zu beobachten? Von W. Albert. 354 - 361
VII. Aufforderung an Oekonomen, zu Anlegung lebendiger Zäune oder Hecken. Von Möbius. 361 - 367
VIII. Starke Vermehrung der Milch bei Kühen durch Fütterung derſelben mit Eſparſette. Von J. B. 368 - 369
IX. Erhaltung aller Arten Eier auf lange Zeit. Von Buſchendorf. 370
X. Kurze Nachrichten.
a) Naturbegebenheiten. 371 - 377
b) Geſetze und Verordnungen, die das ökonomiſche Publikum angehen. 377 - 381
d) Vermiſchten Inhalts. 381 - 383

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt
zum Monat Oktober 1799.

Nachricht.

Das September-Stück 1799 des Journals für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode, oder das 3. Stück des XVII. Bandes iſt erſchienen, und enthält: I. Tabellariſches Verzeichniß der im Jahr 1798 in verſchiedenen Europäiſchen und andern Häfen und Plätzen angekommenen und abgegangenen Schiffe, wie auch der ein- und ausgeführten Waaren. II. Von der Loxodromie und der Anwendung derſelben, mit Hinſicht auf die ſo genannte wachſende Gradkarte. Mit ein Kupfer. Von Braubach. III. Eine ſehr dauerhafte Verzinnungsart. Von Buſchendorf. IV. Vermiſchte Nachrichten. (14) Politiſche und andere Handelsvorfälle. (10) Geſetze und Verordnungen, die das handelnde Publikum betreffen. (8) Neue Entdeckungen und Erfindungen. V. Anzeige und Beſchreibung neuer Fabrik- Manufaktur- Kunſt- Handlungs- und Mode-Artikel. VI. Anzeige von (11) Häuſern und Etabliſſements.

Der XVI. und XVII. Band dieſes Journals, oder der Jahrgang 1799, welcher aus 12 Monatsſtücken mit 24 natürlichen Zeugmuſtern, 12 ſchwarzen und 12 illuminirten Kupfern beſteht, koſtet in allen Buchhandlungen und auf allen Poſtämtern Teutſchlands 5 Rthlr. Sächſ. oder 9 Fl. Rhein. — Ein kompletes Exemplar, die Jahrgänge 1791 bis mit 1799, oder Band I bis mit XVII enthaltend, koſtet 32 Rthlr. 16 Gr.

Leipzig.

Roch und Weigel.

Nachricht.

Der Monat Juli vom Allgemeinen litterariſchen Anzeiger 1799, welcher aus 18 ordentlichen Nummern (Nr. 101 - 118) nebſt 4 Beilagen beſteht, enthält: (5) Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien, Liefland, Pernau, Braunſchweig, und ungenannten Orten. — 86 Beantwortungen und Berichtigungen von Anfragen im ALA. und Andern, kürzere und längere vermiſchte Aufſätze, Recenſionen, Nachrichten, Bemerkungen, Rügen, Wünſche, Anfragen, Erklärungen, Warnungen, Bitten, Zweifel u. ſ. w. von Beckmann, Siebenkees, Meuſel, Koppe, am Ende, Scheibel, Schetelig, Schilling, Opiz, Zauner, Eck, Kindlinger, Vulpius, Wedekind, Bruns, Frommann, Schmid, Heinemeyer, Matthiä, Reinwald, Merkel, Falk, und Ungenannten. — Die Beilagen enthalten 60 Nachrichten und Anzeigen von Gelehrten und Buchhändlern, merkantiliſchen Inhalts.

* * *

Der Monat Auguſt, welcher aus 18 ordentlichen Nummern (Nr. 119 - 136) nebſt 4 Beilagen beſteht, enthält: 14 Korreſpondenz-Nachrichten aus Dresden, Göttingen, Jena, Bayreuth, Paris, Hannover, Weimar, Rhein-Gegend, Wien, Padua, Lemberg, und ungenannten Orten, namentlich von Paidamus, Paulinus a St. Bartholomäo, Alter, und Ungenannten. — am Ende'ns Recenſion des VII. Bandes von *Panzer's* annal. typogr. — Dr. J. H. C. Gräf's Vorſchlag zu möglicher Ausführung des Unternehmens, das Jöcher'iſche Gelehrten-Lexikon mit der Zeit hinlänglich verbeſſert, vollſtändig und brauchbar zu machen. — Wahre Beſchaffenheit der jetzigen Klöſter, Kloſter-Bibliotheken und ihrer Vorſteher, von am Ende. — 67 Beantwortungen und Berichtigungen von Anfragen und Nachrichten im ALA. und Andern, kürzere und längere vermiſchte Aufſätze, Nachrichten, Bemerkungen, Rügen, Wünſche, Anfragen, Erklärungen rc. Von am Ende, Delius, J. C. und Dr. C. H. Schmid, Frommann, Zapf, Vulpius, Stenzel, Kordes, Schnitzlein, von Wolffram, Unger, Gruber Gottſchalck, von Meding, Schmidt

Schmidt, Phiſeldeck, Viewea, Reinwald, Feind, Kiefhaber, Scheibel, Menſel, Matthiä, Gräf, Opiz, Wedekind, Zerrenner, Ernſt Hennig, Schilling, und Ungenannten. — Die Beilagen enthalten 54 Nachrichten und Anzeigen von Gelehrten und Buchhändlern, merkantiliſchen Inhalts.

Der I. Band, oder der halbe Jahrgang 1796, aus 83 Bogen beſtehend, koſtet 1 Rthlr. 8 Gr. Der II. Band oder der Jahrhang 1797, von 210 Bogen, koſtet 4 Rthlr. Der III. Band, oder der Jahrgang 1798, über 260 Bogen ſtark, 4 Rthlr. — Der Jahrgang 1799 koſtet in wöchentlicher Lieferung 4 Rthlr. 12 Gr. Sächſ. oder 8 Fl. 15 Kr. Rhein. oder 3 Laubthlr. und monatlich broſchirt 4 Rthlr., Sächſ. oder 7 Fl. 15 Kr. Rhein. oder 2½ Laubthlr. und 30 Kr. Man abonnirt und pränumerirt auf den ALA. bei allen Poſtämtern und bei einer jeden Buchhandlung.

Leipzig.

Koch und Weigel.

Nachricht.

Das Juni-Heft der Sächſiſchen Provinzialblätter 1799, oder des V. Bandes 6. Stück iſt erſchienen und enthält: I. Bemerkungen über den Bauernſtand, in dem Amte Gräfenthal. Vom Kommiſſions-Sekretair Maurer in Saalfeld. II. Litteratur. III. Hiſtoriſche Chonik. IV. Auszüge aus Briefen. Aus Roda, Leipzig, Altenburg, Erfurt, Dresden. V. Biographie Joh. Friedr. Pariſiens, königl. Dän. Staats-Raths.

* * *

Das Juli-Heft der Sächſiſchen Provinzialblätter 1799, oder das 1. Stück des VI. Bandes iſt erſchienen und enthält: I. Beſchluß des Aufſatzes: Bemerkungen über den Bauernſtand, in dem Amte Gräfenthal. Vom Kommiſſions-Sekretair Maurer in Saalfeld. II. Hiſtoriſche Chronik. III. Verzeichniß der im Jahr 1798 in 79 in Sachſen gelegenen Städten, Gebornen, Verſtorbenen, Getrauten und Kommunikanten,

Digitized by Google

mit Anmerkungen, das Verhältniß gegen das Jahr 1797 betreffend. IV. Erläuterung einer Stelle in den Sächſiſ. Provinzialblättern 1799, Juni, von K. A. Cäſar, der Univerſität zu Leipzig d. Z. Rektor.

* * *

Das Auguſt Heft der Sächſiſchen Provinzialblätter 1799, oder des VI. Bandes 2. Stück iſt erſchienen und enthält: I. Kurze Geſchichte der Burg und Grafſchaft Groitzſch an der Elſter. Von M. Merkel in Frauenreuth. II. Auszug aus dem Landtags-Abſchied vom Jahr 1799. III. Hiſtoriſche Chronik. IV. Auszüge aus Briefen. Aus Penig, Borna, Hildburghauſen, Weimar. V. Litteratur. Recenſion von Nr. 2. Für die Churſächſiſchen Landſtände und Freymüthige Bemerkungen über das Grabmal des Leonidas.

Der Jahrgang 1799 dieſer Sächſiſchen Provinzialblätter, welcher aus 12 Monatsſtücken, jedes zu 6 Bogen, beſteht, und in einem farbigen Umſchlage geliefert wird, koſtet 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr. Ein kompletes Exemplar, die Jahrgänge 1797 bis mit 1799 in VI Bänden enthaltend, koſtet 9 Rthlr.

Leipzig.

Koch und Weigel.

Erho-

Erholungen. Herausgegeben von W. G. Becker. IV. Bändchen. 1799. Leipzig, bei Roch und Weigel. (brosch. Preis 1 Rthlr.)

Enthält folgende Aufſätze: I. Wie macht man eine Aeſopiſche Fabel? Vom Prof. Eberhard. II. Elegie am Roßtrapp. Von Tiedge. III. Hedwig oder der Nachſchwarm. Von J. G. D. Schmiedtgen. IV. Das Vaterherz. Vom Prof. J. G. Meinert in Prag. V. An Herrn Athnach, meinen alten Schul- und akademiſchen Freund, jetzigen Recenſenten im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften. Von Cajus Lepidus. VI. Amor, der Vogelſteller. Von Joſeph Sonnleithner. VII. Auszug eines Briefs aus Paris über ein noch ungedrucktes Werk von Voltaire. Von N. P. Stamveel. VIII. Fabeln und Allegorien. Von Kretſchmann. IX. Hilarie. Von Schink. X. Zadib und Timur. Von Ludwig Thiele. XI. An die Morgenſonne, auf dem Orte bei Lützen, wo Guſtav Adolph fiel. Von Ernſt von Wedig. XII. Mein Gelüſt nach irdiſchen Gütern oder der Hunderttauſend-Thaler-Schatz. Von A. G. Eberhard. XIII. Der Traum des Reichen. Von Friedrich von Steinheil. XIV. Die Uhren-Revolution in Baſel, nebſt einer Hieroglyphe auf den Urheber der jetzigen Schweitzer-Revolution. Von W. G. Becker.

Die Erholungen werden auch für das Jahr 1800 regelmäßig fortgeſetzt. — Ein aus 16 Bändchen beſtehendes kompletes Exemplar, oder die Jahrgänge 1796 bis mit 1799, koſtet 16 Rthlr.

An-

Anzeige.

Almanach
und
Taſchenbuch
zum
geſelligen Vergnügen.

Herausgegeben
von
W. G. Becker.

1800.

Leipzig, bei Koch und Weigel.
Preis 1 Rthlr. 8 Gr.

Die Kritik und das Publikum haben ſo laut und ſo einſtimmig über den Werth dieſes Taſchenbuchs entſchieden, daß es ſchmeichelhaft iſt, nur die Erſcheinung deſſelben anzeigen zu dürfen, um die nämliche günſtige Aufnahme zu erwarten, der es ſich bis jetzt hat rühmen dürfen. Es erſcheint nun zum 7. Male, und, wie man finden wird, des allgemeinen Beifalls nicht unwürdigen. Auch dieſes Mal iſt es wieder um einige Bogen ſtärker geworden, ſo, daß es ſo viele proſaiſche Aufſätze und Gedichte enthält, als zwei andere Taſchenbücher zuſammen genommen, ohne daß die Wahl des Herausgebers, den man zeither immer Gerechtigkeit hat wiederfahren laſſen, weniger ſtrenge geweſen wäre. Man wird durchaus die nämliche Zweckmäßigkeit finden, und wir dürfen behaupten, daß es keine Zeile darin giebt, wegen welcher man An-

Digitized by Google

Anſtand nehmen dürfte, es auch den Unbefangenſten in die Hände zu geben. Außer dem gewöhnlichen Kalender enthält es erſtlich Proſaiſche Aufſätze, welche aus 4 Erzählungen und 29 kleinern Aufſätzen beſtehen. Jene ſind: 1) Benno. Von Aug. Mahlmann. 2) Das Feſt in Langendorf. Ein ländliches Gemählde. Von A. G. Eberhard. 3) Das Opfer. Von Aug. Lafontaine. 4) Die Großmutter. Von W. G. Becker. Dann folgen 5) Bemerkungen, Anekdoten und Einfälle von von Einem; Käſtner; Kretſchmann; Langbein; Lauenſtein; Streithorſt und Ungen. Der größern und kleinern Gedichte, aus allen Gattungen, ſind 124, von welchen wir ebenfalls die Namen der Verfaſſer, unter denen man mehrere berühmte und geſchätzte Dichter mitten unter jüngern Dichtern wahrnehmen wird, in alphabetiſcher Ordnung anführen: Abel; Bernard, geb. Gad; Bürde; Eberhard; Eccard; von Einem; Eliſa, Frau von der Recke; Gleim; Gried; Haug; Himly; Jacobi; Käſtner; Klopſtock; Kretſchmann; Langbein; Lauenſtein; Mahlmann; Manſo; Meinert; Meißner; Meſſerſchmid; Nöller; Nordmann; Pfeffel; Quenſtedt; Ratſchky; Rothmaler; Schink; Klamer Schmidt; Selmar; Seyfried; Sonnleithner; Starke; Tiedge; Trekur; von Wedig; Weiſſe; Zſchiedrich und Ung. — Nach den Gedichten folgen Charaden und Räthſel von Eberhard; Jösch; Lindner; Nöller; Rothmaler; Seyfried und mehrern Ung. — Der Anhang enthält Etwas vom Spielen überhaupt, nebſt 6 geſelligen Spielen; Muſik zu 15 neuen Tänzen von J. L. Leſſig, nebſt den dazu gehörigen Touren von G. L. Klemm. — Die beigefügten Lieder-Kompoſitionen ſind von den Kapellmeiſtern Himmel; Naumann; Seydelmann; Schuſter; und von Werner. — Uebrigens iſt das Taſchenbuch mit 12 Kupfern geziert. Acht derſelben ſind von D. Chodowiecki gezeichnet und geſtochen, von welchen Cl. Kohl ſechs und W. Böhm zwei wiederholt hat. Die übrigen vier, von Adrian Zingg gezeichnet und von Darnſtedt geſtochen, enthalten intereſſante Proſpekte von folgenden alten Sächſiſchen Gebirgsſchlöſſern: 1) Lauterſtein, 2) Gnandſtein, 3) Gripſtein und 4) Frauenſtein.

Ein

Digitized by Google

Ein kompletes Exemplar, die Jahrgänge 1791 bis mit 1793 vom Taſchenbuche zum geſelligen Vergnügen und die Jahrgänge 1794 bis mit 1800 vom Almanach und Taſchenbuche zum geſelligen Vergnügen. Herausgegeben von W. G. Becker, enthaltend, koſtet 11 Rthlr. 4 Gr.

Digitized by Google

Oekonomiſche Hefte
für den
Stadt- und Landwirth.

November, 1799.

I.

Von der Kultur des Kümmels in der Gegend von Halle.

Sonſt würde in hieſiger Gegend höchſtens ſo viel Kümmel gebaut, als man zur Wirthſchaft nöthig hatte; ſeit einigen Jahren hat ſich indeſſen der Kümmelbau ſehr ausgebreitet, und iſt ein ſolcher Nahrungszweig hieſiger Einwohner geworden, daß in vielen Dörfern, wo man ſonſt gar keinen Kümmel bauete, jetzt jährlich über 4 bis 500 Centner geerntet werden. Handwerker und Tagelöhner pachten von Ackerbeſitzern auf ein Jahr viele Morgen Landes, welche ſie mit Kümmel bepflanzen, und geben, wenn der Boden nicht zu ſchlecht iſt, für eine jährliche Benutzung, von 100 □ Ruthen (Magdeb.) 10 Rthlr. Auch geben viele Gutsbeſitzer

Acker an ſchon erwähnte Leute für die Hälfte des Ertrages vom Kümmel und Stroh, wofür dieſe denn alle Arbeit beſorgen müſſen.

Der Kümmel wächſt am liebſten in der ſo genannten ſchwarzen Gartenerde, und verlangt einen etwas feuchten Boden, weßwegen man ihn auch häufig auf den Wieſen wild wachſend antrifft. In der ſchwarzen Erde, wenn ſie auch um die Hälfte mit Lehm vermiſcht iſt, gedeihet er dennoch ſehr gut; nur nicht den feſten Klaiboden und noch weit weniger den leichten Sandboden kann er gut vertragen.

Der Kümmel wird hier gewöhnlich in diejenigen Felder gebracht, welche, vorher gedüngt, Weitzen oder Roggen getragen haben und zu Gerſte oder Hafer beſtimmt ſind. Im ganzen Dünger, wenn dieſer nicht ſchon völlig verfault iſt, werden die Kümmelwurzeln oft von gewiſſen Maden *) beſchädigt; man bringt daher den Kümmel faſt jedes Mal in halben Dünger, wo ſich jene Maden nicht ſo leicht einfinden.

Vor Winters wird ein zu Kümmel beſtimmtes Stück Acker 5 bis 6 Zoll tief geſtürzt und nach Winters erhält es dann noch in eben der Tiefe 2 bis 3 Pflugarten; flacher darf nicht gepflügt werden, da die Wurzeln des Kümmels ſo tief in die Erde dringen. Ich habe noch nicht geſehen, daß man Kümmel

*) Man hat bemerkt, daß aus dieſen Maden die Maikäfer entſtehen. A.

Kümmel wie das übrige Getreide dünne ausgeſäet und abgeerntet hätte, ſondern man ſteckt Kümmelwurzeln 14 Tage vor und 14 Tage nach Johanni.

Zum Stecken bedient man ſich dreierlei Arten von Wurzeln:

1) Solcher, welche ein Jahr alt ſind, und welche Herbſtwurzeln genannt werden. Viele hieſige Landwirthe ſäen im Frühjahre Kümmel unter die Gerſte und verkaufen dann die Kümmelwurzeln in dem darauf folgenden Jahre; da die Frühjahrswurzeln nicht immer gleich gut gerathen, ſo werden dieſe oft theuer bezahlt.

2) Frühjahrswurzeln. Ein Stück recht guter Acker wird hierzu ganz zeitig im Frühjahre mit Kümmel beſäet. Werden dieſe jungen Pflanzen mit Hühner- oder Schafmiſt beſtreuet, ſo werden ſie ziemlich ſtark und haben dann große Vorzüge vor den Herbſtwurzeln. So wohl der im Herbſt als der im Frühjahr ausgeſäete Kümmel darf nicht zu dick geſäet werden, wenn die Wurzeln nicht ſchwach bleiben ſollen.

3) Trotzer. So nennt man hier diejenigen Wurzeln, welche ſchon Kümmel hätten tragen ſollen, aber unfruchtbar geblieben ſind. War der Acker von Natur ſchlecht, oder war die Witterung dem Kümmel ungünſtig, ſo findet man nach der Aberntte deſſelben viele von ſolchen unfruchtbar gebliebenen Wurzeln. Dieſe werden indeſſen nicht häufig zum Verpflanzen genommen, indem die Erfahrung gelehrt

hat, daß ſie keine ſo gute Ausbeute als die ſchon erwähnten Wurzeln geben; auch kann man dieſelben nicht immer in großer Quantität erhalten und das Sammeln derſelben iſt ebenfalls mühſam. Von einem ſolchen Trotzer werden die Nebenzweige vom Hauptſtamme abgetrennt und gleichfalls zum Verſtecken genommen.

Es iſt beſſer, jede dieſer 3 Arten von Wurzeln allein zu pflanzen und nicht unter einander zu miſchen; widrigenfalls der Kümmel nicht immer zugleich reif wird, welches doch von der größten Wichtigkeit iſt. Man mag nun von dieſen Wurzeln nehmen, welche man will, ſo muß man hauptſächlich darauf ſehen, daß das Kraut derſelben keine gelbliche, ſondern eine geſunde grüne Farbe hat, und die Wurzeln auch ziemlich ſtark ſind. Schleche Wurzeln ſind oft Urſache einer ſchlechten Ernte.

Ehe die Kümmelwurzeln zum Verpflanzen gebraucht werden können, muß das Kraut derſelben bis auf 1½ Zoll und die Wurzel bis auf 2 Zoll verſtutzt werden. Die Wurzeln, wenn ſie trocken ſind und an einen etwas feuchten Ort gebracht werden, können noch nach 14 Tagen bis 3 Wochen zum Verſtecken genommen werden. Einige Stunden vorher, ehe die Kümmelwurzeln geſteckt werden, feuchtet man ſie mit Waſſer an, wo ſie dann weit beſſer und ſchneller anwachſen. Nachdem nun der Acker gepflügt, geegt und gewalzt worden iſt, zieht ein

ein Mann mit einer Art von Harke, deren hölzerne Zähne etwas ſtark und einen Fuß breit von einander entfernt ſind, den Acker erſt ein Mal der Länge und dann der Breite nach hin. Wo ſich nun die von der Harke gemachten Streifen durchſchneiden, wird eine Kümmelwurzel hingeſteckt; ſie kommen alſo ins Quadrat. Beim Stecken bedient man ſich eines kleinen eines Fingers ſtarken Stöckchens, mit welchem man ein Loch in die Erde macht, die Kümmelwurzel hineinſteckt und feſt andrückt. Folgt einige Tage nach dem Stecken ein Regen, ſo bleibt gewiß keine Wurzel aus; doch können ſie auch 8 bis 14 Tage die trockenſte Witterung aushalten; ſie ſcheinen dann ganz todt zu ſein, ein Regen aber ruft ſie faſt alle ins Leben zurück.

Die vorzüglichſte Sorgfalt beim Kümmelbaue muß auf das Behacken deſſelben gewendet werden. So bald ſich daher Unkraut auf dem Acker zeigt, und dieſer weder zu trocken noch zu naß iſt, wird mit einer kleinen Hacke, welche man Kümmelhacke zu nennen pflegt, das Unkraut vertilgt, und das Erdreich um die Pflanze herum locker gemacht. Dieſes Behacken hat den größten Einfluß auf die Fruchtbarkeit des Kümmels. Ein Landwirth konnte wegen dringender Baugeſchäfte, wozu er viele Leute nöthig hatte, die eine Hälfte ſeines Kümmel-Ackers nur ein Mal hacken laſſen; bei der Ernte erhielt er nun auf der einen Hälfte, welche

welche 3 Mal gehackt worden war, noch ein Mal ſo viel als auf der andern, ob der Boden gleich von einerlei Beſchaffenheit war. Im Herbſte wird zwei Mal, und in Frühlinge ein Mal gehackt. Das Behacken des Kümmels, beſonders wenn dieß etwas tief geſchieht, hat auf die künftige Ernte noch einen wohlthätigen Einfluß.

Die Feinde des Kümmels ſind vorzüglich: 1) weiſe Maden, welche in der Erde die Wurzeln vom Kümmel zernagen. Wird das Kraut des Kümmels gelb, ſchlägt es nach einem Regen nicht wieder aus, ſo iſt dieß eine Anzeige, daß jene Maden da ſind. Zieht man dann eine Wurzel heraus, ſo findet ſich die Made unter derſelben. Daß ſich jene Maden beſonders dann einfinden, wenn der Kümmel in friſchem Dünger ſteht, iſt ſchon erwähnt worden.

2) Krähen. Wenn die Kümmelpflanzen noch nicht angewachſen ſind, ziehen ſie dieſe aus der Erde, um mit ihrem Schnabel den Nips auszuhohlen; *) auch ſagt man, ſie thäten es bloß, um die ſchon öfters erwähnte Made darunter zu ſuchen. Einige todte Krähen an Stangen gebunden und auf den Acker geſteckt, iſt ein Mittel, wodurch man die lebendigen verſcheucht.

3) Die ſo genannten Pfeifer. Dieſe Raupen ſind die vorzüglichſten Feinde des Kümmels: In der

*) Es geſchieht auch ſehr oft, wenn ſie ſchon angewachſen ſind. A.

der Blüthezeit deſſelben finden ſie ſich bisweilen in großer Menge ein, ziehen ein Geſpinnſt um die Blüthen und zerſtören ſo die hoffnungsvollſten Ernten, indem ſie oft nichts weiter als die bloßen Stengel zurück laſſen. Um dieß zu verhüten, ſchlug man ſchon verſchiedene Mittel vor, aber keines that die erwünſchte Wirkung, und ein dagegen bekannt gemachtes wirkſames Mittel würde in der That ſehr willkommen ſein. Ganz beſonders iſt es, daß ſich da, wo noch kein Kümmelbau getrieben worden war, beim Anfange deſſelben gar keine, dann nur wenige und endlich ſo viele einfanden, daß die beſten Ernten durch ſie verloren gingen. So ging es den Landleuten in einem nicht weit von hier gelegenem Dorfe. Dieſe endlich müde, Fleiß und Unkoſten immer vergebens aufzuopfern, ſtellten den Kümmelbau auf einige Jahre ein. Dieß half, man fing wieder an Kümmel zu bauen, litte Anfangs gar nichts, dann immer mehr und mehr von Pfeifern, und ſahe ſich endlich von neuem genöthigt, den Kümmelbau auf einige Zeit einzuſtellen. In jenem Dorfe iſt es nun beinahe zum Geſetz geworden, nicht länger als einige Jahre hinter einander Kümmel zu bauen. Ganz natürlich iſt es indeſſen, daß da, wo mehrere Jahre hinter einander Kümmel gebaut worden iſt, immer mehr und mehr Pfeifer entſtehen müſſen. Dieſe bohren ein Loch in die Kümmelſtengel und verpuppen ſich in denſelben; ſo fand ich dieſes Jahr mehr als ſechs ſolcher Puppen

Digitized by Google

in den mehreſten Stengeln. Würde nun das Stroh des Kümmels während des Winters verbrannt, ſo könnte der Vermehrung der Pfeifer dadurch vieler Einhalt gethan werden; dieß geſchieht aber zum Theil nicht. Viele bringen ihr Kümmelſtroh auf Boden, um es bis in den Sommer aufzubewahren, wo ſie es dann erſt zum Verbrennen gebrauchen.

So bald es nun anfängt warm zu werden, kriechen die Puppen als Schmetterlinge aus den Stengeln, legen ihre Eier an die Kümmelpflanzen, und ſo entſteht denn eine ungeheuere Menge von dieſen Raupen. Fällt indeſſen während der Blüthezeit des Kümmels naſſe oder kalte Witterung ein, ſo können die Pfeifer nicht viel ſchaffen. Wir hier in Kroſigk haben dieſes Jahr unſere Kümmelernte bloß einer etwas rauhen Witterung zu verdanken, welche ſich gerade in der Blüthezeit des Kümmels einſtellte. An Dörfern werden die Pfeifer ſehr durch Sperlinge vertilgt.

Durch den Froſt in Winter leidet der Kümmel nicht ſo leicht. Nach dem letztern ſo ungewöhnlich ſtrengen Winter fand man wohl hier und da einige ausgegangene Pflanzen, welches doch aber in Ganzen genommen von keiner Bedeutung war. Im Herbſte wird entweder das Kraut des Kümmels für das Rindvieh abgeſchnitten, oder, welches am häufigſten geſchieht, durch Schafe abgehüthet. Man hat noch nicht bemerkt, daß, wenn dieſes Abſchneiden

und

Digitized by Google

und Abhüthen ſpät im Herbſt, und zwar bei trockener Witterung geſchah, es für den Kümmel nachtheilich geweſen wäre; da es hingegen im Frühjahre die übelſten Folgen nach ſich ziehen würde.

Um Johanni herum wird der Kümmel mehrentheils reif. So bald ſich das Stroh und die Körner anfangen braun zu färben, muß der Kümmel nicht abgemäht, ſondern herausgezogen, in Bunde gebunden und in Stauken *) geſetzt werden. Dieſe Arbeit muß indeſſen Abends, früh Morgens, oder zu ſolcher Zeit verrichtet werden, wo der Kümmel noch feucht iſt; iſt es trocken, ſo fällt ſehr viel Kümmel davon aus. Ehe gedroſchen werden kann, muß der Kümmel erſt auf den Stauken einen Regen erhalten; geſchieht dieß nicht, ſo bleibt nicht allein viel Kümmel im Stroh, ſondern die Körner erreichen auch nicht den gehörigen Grad von Vollkommenheit. Der gedroſchene Kümmel muß auf einem luftigen Boden Anfangs nicht höher als eine halbe Elle hoch geſchüttet, und dennoch öfters umgeſchippt werden, damit er ſich nicht erhitzt. Iſt der Kümmel erſt einmal trocken, ſo hält er ſich eine geraume Zeit; auch leidet er weder von Kornwürmern noch auf eine andere Art.

Man kann annehmen, daß man in Durchſchnitte auf 100 □ Ruthen (Magdeb.) 4 Centner

*) Wenn 30 oder mehrere Bunde an einander geſetzt ſind, ſo nennt man dieß hier eine Stauke.

ner *) Kümmel erntet. Da der Kümmel größten Theils in denjenigen Feldern erbaut wird, welche Gerſte oder Haſer tragen und nach dem gewöhnlichen Schlendrian dann Brache liegen ſollen; ſo rechnet man gewöhnlich, daß man beim Kümmelbau nur die Gerſtenernte verliert, und macht daher folgende Berechnung.

Koſten.

	Rthlr.	Gr.
100 □ Ruthen 3 Mal zu pflügen	1	12
4 Mal zu egen und ein Mal zu walzen	—	20
Kümmelwurzeln		16
3 Mal zu hacken ſ	2	8
Steckerlohn ſ	—	20
Zieher- und Dreſcherlohn ſ	1	4
Koſten	7	8

Ertrag.

	Rthlr.	Gr.
100 □ Ruthen mit Kümmel geben $2\frac{1}{2}$ Schock und dieſe 4 Centner, à Centner 4 Rthlr. 16 Gr.	18	16
$1\frac{1}{4}$ Schock Kümmelſtroh à S. 1 Rthlr.	1	6
Ertrag	19	22
Koſten	7	8
Reiner Ertrag	12	14

Ertrag

*) Zwei Berliner Scheffel Kümmel wiegen gewöhnlich 1 Centner. A.

Ertrag der 100 □ Ruthen, wenn ſie Gerſte trügen.

Koſten.

	Rthlr.	Gr.
2 Mal zu pflügen ſ	1	—
4 Mal zu egen und ein Mal zu walzen		20
1 Scheffel Gerſte zur Ausſaat ſ		20
Harker ſ Mäher ſ und Säerlohn ſ		16
Dreſcherlohn ſ		8
	3	16

Ertrag.

	Rthlr.	Gr.
1 Scheffel Gerſte giebt 1½ Schock à Schock 6 Scheffel, macht 9 Schock à Schock 20 Gr. ſ	7	12
1 Schock Stroh nebſt Spreu	1	12
Ertrag	9	—
Unkoſten	3	16
	5	8
Reiner Ertrag des Kümmels	12	14
Reiner Ertrag der Gerſte	5	8
Kümmel mehr	7	6

Die Ernte nach dem Kümmel wird faſt eben ſo gut, als wenn der Acker Brache gelegen hätte; denn nachdem der Kümmel abgeerntet worden iſt, wird gedüngt, 3 Mal gepflügt und der Acker mit Weitzen oder Roggen beſäet.

Durch

Durch dieſen Gewinn verleitet, treiben viele hieſige Landwirthe den Kümmelbau ſo weit, daß ſie in der Zukunft nothwendig üble Folgen davon empfinden müſſen. Das Stroh vom Kümmel wird mehrentheils zum Verbrennen gebraucht, der Kümmel giebt keine Spreu, welche das Vieh nähren könnte, und ſo muß natürlich in der Zukunft Mangel an Futter und Dünger daraus entſtehen. Beim Gerſten- oder Haferbau hingegen erhält der Acker immer einen großen Theil von dem wieder zurück, was er geliefert hat, da das Stroh von jenen Früchten lediglich zur Fütterung und Einſtreuung des Viehes verwendet wird. Viele Wirthe fühlen auch jetzt ſchon die Nachtheile eines zu weit getriebenen Kümmelbaues und fangen an, denſelben ſehr einzuſchränken. Eben ſo wie ein der Größe der Aecker nicht angemeſſener Rübſen- Lein- Dotterbau u. a. m. der Agrikultur nachtheilich wird, ſo iſt dieß auch mit dem Kümmel der Fall.

Viele glauben, der ſtarke Kümmelbau ſei eine Urſache, warum die Preiſe des Sommergetreides in unſerer Gegend ſeit einigen Jahren ſo geſtiegen ſind. In der That, wenn man bedenkt, wie viel Gerſte und Hafer durch den Anbau des Kümmels verloren geht, ſo ſcheint jene Behauptung nicht ganz ohne Grund zu ſein. In 3 hieſigen Dörfern: Kroſigk, Kaltenmarkt und Wieſkau, welche dem Herrn von Trothe gehören, wurden ſonſt nicht

10 Cent-

10 Centner Kümmel gebaut, wogegen ſeit einiger Zeit jährlich über 5 bis 600 Centner geerntet werden. Wo 600 Centner Kümmel geerntet werden, gehen gewiß jährlich über 50 und etliche Wispel Gerſte und Hafer verloren. In einem Diſtrikte von etlichen □ Meilen macht dieß ſchon eine große Summe aus, und könnte alſo wohl etwas zur Erhöhung der Preiſe mit beitragen.

Bei einem beſſer eingeführten Fruchtwechſel, bei mehrerem auf den Acker gewandten Fleiß würde der Kümmelbau bei weiten nicht ſo viele Vortheile haben; wenn man ihn nämlich noch in den ſchon öfters erwähnten Fruchtwechſel bringen wollte. In der Koſtenberechnung des Kümmels rechnet man nur die Gerſtenernte, welche verloren geht; doch ſo bald man nicht gezwungen iſt, Brache *) liegen zu laſſen (dieß fällt indeſſen beim Kümmelbau auch weg, da dieſer jedes Mal in dem Acker abgeerntet wird, welcher Brache liegen ſollte), ſo verliert man 2 Ernten. Z. B. 1794 Roggen gedüngt
1795 Gerſte
1796 Erbſen, Bohnen u. ſ. w.

Will ich nun Kümmel bauen, ſo wird dieſer um Johanni 1795 gepflanzt und 1796 zu eben der Zeit erſt abgeerntet; alſo verliert man die Gerſtenernte

1795

*) Der vorzüglichſte Zweck der Brache, den Acker vom Unkraute zu reinigen, wird durch das öftere Hacken ebenfalls erreicht. A.

1795 und die Bohnen 1796. Daß man bisher lieber Kümmel wählte als 2 ſolcher Ernten, kam daher, weil man fand, daß der Weitzen in der Kümmelſtoppel jedes Mal beſſer gerieth als der in der Erbſen- oder Bohnenſtoppel. Gewiß würde ſich aber das Gegentheil zeigen, ſo bald man die Erbſen und Bohnen ebenfalls in Reihen legte und auch 2 Mal behackte; denn die Erbſen und Bohnen geben durch ihre verfaulten Wurzeln und Blätter dem Acker einen vegetabiliſchen Dünger, welches der Kümmel nicht thut. — Ohne Zweifel zehrt deßwegen der Kümmel den Acker ſo wenig aus, weil er während ſeines Wachsthumes öfters behackt wird. Die Atmosphäre kann da weit beſſer auf den immer locker gemachten Boden wirken, das Unkraut wird häufig zerſtört und es iſt natürlich, daß dieß einen wohlthätigen Einfluß auf die künftige Ernte haben muß. Daß dieß der nämliche Fall bei Bohnen und Erbſen ſei, wenn ſie behackt werden, zeigen die von den Engländern in dieſer Hinſicht angeſtellten Verſuche. Nach dem Kümmel muß jedes Mal gedüngt werden, wenn die darauf folgende Ernte gut ausfallen ſoll. Zu Bohnen oder Erbſen iſt es indeſſen beſſer, vorher zu düngen, indem die Erfahrung lehrt, daß, je geiler dieſe Früchte ſtehen, deſto ergiebiger die darauf folgende Frucht wird. Der Dünger zu Bohnen oder Erbſen kann daher bei nachſtehender Berechnung nicht in Anſchlag gebracht werden.

100 □ Ruthen mit Bohnen würden einbringen:

Koſten:

K o ſ t e n.

	Rthlr.	Gr.
2 Mal zu pſlügen ſ	1	—
2 Mal zu egen und ein Mal zu walzen	—	8
2 Mal zu behacken ſ	1	12
Für Mäher ſ und Steckerlohn	—	16
3 Metzen geſteckte Bohnen	—	9
Dreſcherlohn ſ	—	8
Summa	4	5

E r t r a g.

		Rthlr.	Gr.
	3 Metzen in Reihen gelegte Bohnen geben 6 Scheſſel, à Scheſſel 2 Rthlr.	12	—
	Stroh und Spreu ſ	1	8
	Summa	13	8
	Koſten	4	5
	Reiner Ertrag	9	3
1795 ſ 1796 }	Gerſte	5	8
	Summa	14	11
1795 ſ 1796 }	Kümmel	12	14
	Beim Kümmel weniger	1	21

Bemerkenswerth iſt indeſſen die Art, wie einige Landwirthe in dem ſchon erwähnten Dorfe Kaltenſmarkt den Kümmel bauen. Dieſe bringen ihn faſt immer in folgenden Fruchtwechſel:

1795

1795 Stoppelroggen, gedüngt und Klee darunter geſäet.

1796 Klee.

1797 Nachdem ſchon vor Winters die Kleeſtoppel einige Mal umgepflügt und immer wieder nieder gewalzt worden iſt, geſchieht dieß 2 bis 3 Wochen vor Johanni noch 2 Mal; wo dann der Acker mit Kümmel bepflanzt und mit rothen Rüben beſäet wird.

alſo 1797 rothe Rüben.

1798 Kümmel.

So wohl die rothen Rüben als auch der Kümmel gerathen auf ſolche Art ſehr gut; die Kleeſtoppel hält den Acker locker und hat denſelben auch durch ihre häufig verfaulten Wurzeln gedüngt. Der Klee muß indeſſen im friſchen Dünger geſtanden haben.

Um den Vortheil eines ſolchen Fruchtwechſels darzuthun, will ich den Ertrag von 450 □ Ruthen ſo angeben, wie ihn einer von jenen Wirthen ſeit mehreren Jahren erhalten hat.

1798 Kümmel in Kleeſtoppel gepflanzt und zugleich mit rothen Rüben beſäet. Von den rothen Rüben wurden durch's Abblatten derſelben während eines Monats 20 Stück Rindvieh ernährt. Im Herbſte erhielt man 12 vierſpännige Fuder rothe Rüben, womit 2½ Monat lang 20 Stück Rindvieh gut erhalten wurden;

die

die rothen Rüben wurden geſtampft und mit Spreu vermengt.

1799 wurden 12 Schock Kümmel geerntet, welche 24 Centner gaben.

Jene Landwirthe haben dann keine andern Aecker zu rothen Rüben. Da dieſe nun 2 Mal behackt werden müſſen, ſie mögen ſtehen wo ſie wollen; ſo kommt dieſes Behacken dem Kümmel wohl zu gute, kann ihm aber in der Koſtenberechnung nicht angerechnet werden. Man erſpart alſo Zeit und Koſten. Auf ſolche Art iſt ein der Größe der Aecker angemeſſener Kümmelbau allerdings ſehr vortheilhaft und verdient die Aufmerkſamkeit eines jeden Landwirthes; auch finden jene ſpekulativen Wirthe mit Recht ſchon viele Nachahmer.

Man fing auch an in die abgeerntete Rübſenſtoppel Kümmel zu ſtecken, welches man ebenfalls ſehr vortheilhaft fand.

Uebrigens iſt es mit dem Kümmel wie mit anderen Früchten, daß, wenn man ihn mehrere Jahre hinter einander auf einem Stück Acker bauet, er immer weniger Ertrag giebt. Voriges Jahr erntete ich ein kleines Stück Acker mit Kümmel ab, welchen ich in die Rapsſtoppel geſteckt hatte. Gleich unter dieſem Stücke ließ ich daſſelbe Jahr wieder Kümmel pflanzen, entſchloß mich daher, dieſes kleine Stückchen auch wieder Kümmel tragen zu laſſen. So fand man dieſes Jahr weiter keinen Unterſchied, man erhielt auf dem Acker, welcher ſchon Kümmel

getragen hatte eben ſo viel Schocke als auf dem übrigen. Beim Dreſchen hingegen war der Unterſchied ſehr merklich: Nach Verhältniß des noch nicht getragenen Ackers erhielt man ½ Centner, und nach Verhältniß der vorjährigen Ernte ¼ Centner weniger.

Kroſigk, bei Halle,
im Auguſt 1799.

W. Albert,
Oekonomie-Verwalter.

II.

Von der Fütterung der Schweine mit Kartoffeln. Auszug aus einer Abhandlung von Johann Billingsley *).

(Aus dem Engliſchen.)

1784-1785.

Experimente über Schweinefütterung.

Es iſt nöthig, die Erinnerung voranzuſchicken, daß zwar in folgenden Rechnungen die Koſten zu Anſchaffung

*) S. Letters and Papers on Agriculture, Planting etc. addreſſed to the Bath and Weſt of England Society, for the Encouragement of Agriculture, Arts, Manufactures, and Commerce. Vol. VI, pag. 378 ff. oder auch Annals of Agriculture and other uſeful Arts, collected and publ. by *Arthur Young*. Vol. XXI, pag. 37 ff. W.

ſchaffung der Schweine, und die Konſumtion derſelben in Total-Summen bemerkt ſind, daß aber doch die Rechnung von Monat zu Monat regelmäßig aufgenommen worden, und hier nur, um die Rechnung abzukürzen, in ganze Summen zuſammen gezogen iſt.

Nr. 1. Koſten.

1785, 5. Januar.

	Pf.	Sch.	St.
Für 12 Schweine, zu 25 Schillingen ein jedes angekauft	15	0	0
13. April.			
Die Schweine zu warten, das Futter für ſie zu brühen, ſie zu pflegen u. ſ. w. 14 Wochen	1	15	0
Die Geſchirre zum Kochkeſſel zu fahren	0	17	0
Für Steinkohlen zur Feuerung, 24 Scheffel, den Scheffel zu 6 Stüv.	0	12	0
Für 115 Säcke Kartoffeln, den Sack zu 2 Schillingen und 10 Stüver in der erſten Hand gerechnet	16	5	10
Für 7½ Quarters Gerſten- und Haberſchrot, das Quarter zu 22 Schillingen und 6 Stüver	8	8	9
Für Streuſtroh 3½ Fuder, das Fuder zu 10 Schillingen	1	15	0
Zu Schlachten	0	4	0
Nach Bath zu ſchaffen	0	12	3
	Pf. 45	9	10

 Ertrag.

Ertrag.

1786 April.

	Pf.	Sch.	St.
Von 12 Schweinen an Symes verkauft 146½ Stiegen, die Stiege zu 7 Schillingen	51	5	6
Von 30 Fuder Miſt, zu 2 Schillingen auf der Stelle	3	0	0
	54	5	6
Koſten	45	9	10
Gewinn Pf.	8	15	8

Bemerkungen.

Nach dieſem Experimente zu urtheilen, hätte man meinen ſollen, Schweine würden die Kartoffeln mit 4 Schillingen den Sack bezahlen: allein es traten bei dieſer Probe gewiſſe vortheilhafte Umſtände zuſammen. Die Schweine wurden merklich wohlfeil eingekauft, ſie nahmen das ihnen gegebene Futter mit dem beſten Willen an, und waren überhaupt ſammt und ſonders geſunde Thiere, denen ihr Futter gedieh. (Ich habe bei vielen nachmaligen Experimenten wiederum Schweine, die um nichts beſſer waren als dieſe, mit 35 bis 40 Schillingen bezahlt.) Auch ſtanden Gerſte und Hafer, wenigſtens von der Güte, wie ich ſie meinem Viehe gab (freilich eben nicht von der beſten Sorte), in leidlichen Preiſen.

Indeſſen machte mir dieſes Experiment ſo viel Muth, daß ich mich dadurch verleiten ließ, dieſe

Methode der Anwendung meiner Kartoffelernte noch mehr ins Große zu treiben. Zu Folge deſſen baute ich ausdrücklich ein Kochhäuschen und mehrere Ställe, ſchaffte mir einen großen Keſſel von gegoſſenem Eiſen an, in dem ich auf ein Mal zwei Oxhoft *) voll kochen konnte, errichtete eine eigene Waſſerpumpe dazu, und kaufte auch einige alte Oelfäſſer, jedes für 40 Schillinge, das Spülicht und alles Futter zu faſſen — wovon mich die ſämmtlichen Koſten ungefähr auf 70 Pfund Sterling zu ſtehn kamen.

Da das gedachte kleine Haus vielen Nutzen ſchaffte, ſo will ichs beſchreiben. Es beſtand aus nur einem Stockwerk, hatte etwan 16 Quadrat-Fuß im Umfang, war von Bruchſteinen erbaut, und mit Ziegeln gedeckt. In dem untern Gemache befanden ſich der Keſſel, die Zober u. ſ. w. und das obere Behältniß hatte eine große Thür, die nach der Straße zu ging. Durch dieſe Thür wurden die Kartoffeln von dem Wagen hinein geworfen. In dieſem obern Behältniſſe war eine Pumpe, welche Waſſer in einen großen Trog brachte, in dem die Kartoffeln gewaſchen, und aus dem ſie ſogleich in den unten befindlichen Keſſel geworfen wurden. Das unſaubere Waſſer wurde durch eine Oeffnung in der Mauer, welche an den Trog ſtieß, abgelaſſen.

Die

*) Das Brittiſche Oxhoft hält 63 Stübchen (Gallons), jedes Stübchen 4 Meßkannen, zuſammen 252 Kannen. W.

Die Kartoffeln wurden in einem Siebe von Eiſen-
drath gewaſchen.

Bei ſolcher Arbeitserſparniß war ein einziger
Mann im Stande, 90 bis 100 Schweine zu be-
ſchicken. Dicht an das Kochhäuschen ſtießen die
Schweinekoben, welche in 8 Abtheilungen gebracht
waren, und an die 80 bis 90 Schweine gemächlich
faſſen konnten. In dieſe Ställe ſteckte ich 80 junge
Schweine von meiner eignen Zuzucht, und 10 alte
Mutterſauen. Auch theilte ich an einer andern
Stelle meines Wirthſchaftshofes einen Ochſenſtall
zum Einſtallen einer ziemlichen Anzahl von Schwei-
nen ab, die noch zugekauft werden ſollten: und da
ich einen alten Braukeſſel hatte, ſo ſetzte ich dieſen
mit wenigen Koſten um ſo lieber in gehörigen Stand,
jemehr ich mir Hoffnung machte, daß mein Unter-
nehmen von guten Folgen ſein würde. Allein kaum
griff ich daſſelbe mit Ernſt an, ſo erſchrak ich über
die ganz natürliche Wahrſcheinlichkeit, daß es damit
ſchlecht ablaufen würde. Denn da ich nach Briſtol
kam, Schweine zu kaufen, fand ich ſie ſo übermäßig
theuer, daß mir alle Hoffnung verging, meine
Koſten auf irgend eine Weiſe vergütet zu ſehen.
Unterdeſſen kaufte ich doch 112 Stück ſo wohlfeil,
als ich ſie bekommen konnte; und als ich ſie nach
Hauſe gebracht hatte, wog ich ſie, und fand, daß
mich die Stiege mit Haut und Haar 6 Schillinge
zu ſtehn kam. Ich war alſo mit Recht genöthigt,

den

den Werth meiner eignen Sauen und Ferkel zu einem hohen Preis anzuſchlagen.

1785/1786.

Experiment Nr. 2.

Koſten.

1785, 3. December	Pf.	Sch.	St.
Für 10 alte Sauen 30 Schillinge, das Stück	15	0	0
Für 80 halbjährige Ferkel, 25 Schillinge das Stück	100	0	0
1786. 31. Januar.			
Die Schweine 8½ Woche zu beſchicken	3	3	0
Kartoffeln zuzurichten	2	15	0
Für 410 Säcke Kartoffeln, den Sack zu 2 Schillinge und 9 Stüver gerechnet, wie ſie mich ſelbſt in der erſten Hand zu ſtehn kamen	56	7	6
Für 60 Scheffel Steinkohlen, den Scheffel zu 6 Stüver	1	10	0
Für 7 Quarters Buchweitzen, zu 25 Schill. das Quarter, geſchroten	8	15	0
Für 18 Quarter Gerſten- und Haferſchrot, zu 24 Schill. das Quarter	21	12	0
Für 8 Fuder Stroh, das Fuder zu 10 Schill.	4	0	0
9 Sauen zu ſchlachten	0	4	0
Nach Bath zu Markt zu bringen	0	12	0
Pf.	213	18	6

Ertrag

Ertrag.

1786, 31. Januar.

	Pf.	Sch.	St.
Für 77 gemäſtete junge Schweine, im Hauſe verkauft für	154	0	0
(Drei Stück verreckten.)			
Für 9 Mutterſauen, jede im Durchſchnitt 14 Stiegen ſchwer, die Stiege zu 5 Schill. 6 Stüv.	34	13	0
(Eine alte Sau verreckte.)			
70 Fuder Schweinemiſt, das Fuder zu 2 Schill. gerechnet	7	0	0
Pf.	195	13	0
Verluſt Pf.	18	5	6

Experiment Nr. 3.

Koſten.

1785, 27. December.

	Pf.	Sch.	St.
Für 112 zu Briſtol erkaufte Schweine, 40 Schill. für jedes Stück	224	0	0
1786, 25. April.			
Für 17wöchentliche Wartung, 12 Schill. die Woche	10	0	0
Kartoffeln herbei zu ſchaffen	10	0	0
Für 1244 Säcke Kartoffeln, den Sack zu 2 Schill. und 9 Stüv. aus der erſten Hand	171	1	0
Latus	415	1	0

Für

	Pf.	Sch.	St.
Transp.	415	1	0
Für 150 Scheffel Steinkohlen, den Scheffel zu 6 Stüver	3	15	0
Für 54 Quarters Gersten⸗ und Hafer⸗ ſchrot, das Quarter zu 24 Schill.	64	16	0
Für 3 Quarter Weitzenmehl zum Anmengen, das Quarter zu 40 Schill. ⸗ ⸗	6	0	0
Für 30 Fuder Stroh, das Fuder zu 10 Schill. ⸗	15	0	0
Die Schweine zu ſchlachten, das Stück zu 4 Stüv. ⸗	1	16	4
Nach Bath zu Markte zu bringen, 8 Fuhren ⸗ ⸗	6	0	0
Pf.	512	8	4

Ertrag.

1786, 20. und 25. April und 2. Mai.

	Pf.	Sch.	St.
Für 110 verkaufte Schweine, im Durchſchnitt von 13 Stiegen am Gewichte, die Stiege zu 7 Schill.	500	10	0
(Zwei Stück verreckten.)			
Für 200 Fuder Miſt, das Fuder zu 2 Schill. ⸗ ⸗	20	0	0
Pf.	520	10	0
Gewinn ⸗ Pf.	8	1	8

Bemer⸗

Digitized by Google

Bemerkungen.

Bei dem Verlaufe des obigen Experimentes gab es vielerlei Bemerkungen zu machen. Ich fand zum Beiſpiel, daß das Waſſer, worin die Kartoffeln gekocht wurden, ſchädlich war, und hütete mich daher, daſſelbe nur unter das Schrot zu mengen. Auch ward ich ganz deutlich inne, daß meinen Schweinen die Kartoffeln, nur leicht geſotten, beſſer ſchmeckten, als wenn ſie zu Brei gekocht waren.

Daß große Schweine, die ſchon ausgewachſen ſind, bei dergleichen Unternehmungen den Vorzug verdienen, ward auch hier beſtätiget: denn die kleinen, noch im Wachsthum begriffenen Schweine freſſen ziemlich eben ſo viel Futter, als große, völlig ausgewachſene; und doch war an ihnen keine verhältnißmäßige Zunahme an der Größe oder am Fette zu ſpüren. Nächſtdem lernte ich bei dieſer Gelegenheit eine große Verbeſſerung in der Güte des Futters kennen, wenn unter das Spüligt eine oder ein paar Wochen vorher, ehe man es verbrauchte, eine mäßige Quantität Schrot oder Mehl gemengt wird. Es wird nämlich dadurch eine Art von Gährung bewirkt, und, wie mir es vorkommt, ein Spiritus erzeugt. Als das Unternehmen ſeinen Anfang nahm, fand ich, daß viele Schweine die Kartoffeln mit Widerwillen fraßen, zumal wenn ſie ihnen roh vorgelegt wurden; ich fand aber auch unveränderlich, daß die Quantität des verzehrten Futters mit

jeder Woche zunahm, bis das Thier zu drei Vierteln ausgemäſtet war. Nach dieſem Zeitpunkte fraß es nur wenig; und was es fraß, das gedieh ihm beinahe durchaus zum Fett Anſetzen. Alſo iſt es der ökonomiſchen Klugheit gemäß, die Schweine völlig auszumäſten, und dieſes kann nicht anders gelingen, als wenn man ſich Zeit dazu nimmt.

Endlich lernte ich aus dieſem Experiment auch, daß noch mehrere Verſuche dazu gehörten, mich der hoffnungsvollen Vorſtellungen, die ich mir zu Folge meines erſten Experimentes von den Kartoffeln gemacht hatte, völlig gewiß zu machen.

1786/1787.

Experiment Nr. 4.

Koſten.

1786, 15., 19. und 26. November.

	Pf.	Sch.	St.
Für 107 junge Schweine, die mein eigen und geſchätzt waren auf	103	14	6
Für 212 dergleichen, die zu Briſtol lebendig gewogen, die Stiege zu 5 Schill. und 3 Stüv. erkauft wurden : :	487	12	0
107 Schweine zehn Wochen lang zu beſchicken :	9	9	0
212 dergleichen 18 Wochen	18	18	0
Latus	619	13	6

Kar-

	Pf.	Sch.	St.
Transp.	619	13	6
Kartoffeln herbei zu ſchaffen	26	0	0
Für 3097 Säcke Kartoffeln, den Sack zu 2 Schill. 9 Stüv.	425	16	9
Für 420 Scheffel Steinkohlen, den Scheffel zu 6 Stüv. ſ	10	10	0
Für 124 Quarter Gerſte und Hafer, das Quarter zu 24 Schill.	148	16	0
Für 10 Quarter Weitzenmehl zum Anmengen, das Quarter zu 40 Schillingen ſ ſ	20	0	0
Für 70 Fuder Stroh, das Fuder zu 10 Schill. ſ ſ	35	0	0
210 Schweine zu ſchlachten, das Stück zu 4 Stüv. ſ	3	10	0
Sie zu Markte zu bringen	15	0	0
Für Salz zu dem Kartoffelfutter	3	0	0
Pf.	1307	5	3

Ertrag.

1788, den 15., 20. und 26. Januar.

	Pf.	Sch.	St.
Für 104 Maſtſchweine, jedes zu 34 Schill. verkauft ſ	176	16	0
(Drei Stück verreckten.)			
Latus	176	16	0

Den

	Pf.	Sch.	St.
Transp.	176	16	0
Den 20., 26., 31. März und 2. April.			
Für 209 Schweine, von denen ein jedes im Durchſchnitt 15 Stiegen am Gewichte hatte, die Stiege zu 7 Schill. : :	1097	5	0
(Drei Stück verreckten.)			
Für 350 Fuder Miſt, das Fuder zu 2 Schill. : :	35	0	0
Pf.	1309	1	0
Gewinn : Pf.	1	15	9

Bemerkung.

Noch immer behalten große Schweine den Vorzug; und ſo weit ich urtheilen kann, hat Salz, zu den Kartoffeln gethan großen Nutzen. Es reizt die Schweine, dieſes Futter begierig zu freſſen. Zu Folge einer Probe von nur ein paar Tagen bin ich geneigt zu glauben, daß ein wenig gemalzte Gerſte oder geſchrotener Hafer unter ihr Futter gemengt, recht gut thun würden: allein die ſtrenge Härte der neuern Brittiſchen Acciſe-Verordnungen iſt ein großes Hinderniß manches nützlichen Verſuchs. *)

1787

*) Was für widerſinnige Finanz-Pfuſchereien die Brittiſche Regierung, unter hundert andern, mit den Salzauflagen ſeit des himmliſch gebornen Premier-Mini-

1787 / 1788.

Experiment Nr. 5.

Koſten.

Den 2. und 4. November.

	Pf.	Sch.	St.
6 Sauen und ein geſchnittener Hakſch (von meiner eignen Zucht,) geſchätzt zu	12	0	0
66 junge Schweine, ebenfalls von eigner Zucht, geſchätzt zu	74	0	0
15 dergleichen, zu Briſtol angekauft	35	3	6
Den 2., 12. und 26. December.			
40 dergleichen, abermals zu Briſtol gekauft	83	0	0
65 dergleichen	143	8	0
92 dergleichen	155	12	0
Den 4. und 20. Januar.			
166 kleine Schweine	201	0	0
Latus	704	3	6

66 Stück

Miniſters Pitt des jüngern ewig merkwürdiger Staats-Unwirthſchaft zu begehen fähig ſei, kann, wen die Sache intereſſirt, aus Jakob Thomſon Callenders Werke: Groß-Britanniens Fortſchritte in der Staatskunſt betitelt, S. 66 ff. S 120 ff. und S. 266 ff. deutlich erſehen. W.

	Pf.	Sch.	St.
Transp.	704	3	6
66 Stück 11 Wochen lang zu beſchicken	3	17	0
384 Stück 19 Wochen lang zu beſchicken	43	0	0
Kartoffeln herbei zu ſchaffen	29	0	0
3760 Säcke Kartoffeln, der Sack ungefähr zu 2 Schill. und 9 Stüv.	517	0	0
600 Scheffel Steinkohlen, der Scheffel zu 6 Stüv.	15	0	0
180 Quarter Gerſten- und Haferſchrot, das Quarter zu 24 Schill.	216	0	0
Salz	6	0	0
110 Fuder Stroh, das Fuder zu 10 Schill.	55	0	0
381 Stück zu ſchlachten, das Stück zu 4 Stüv.	6	6	8
Sie den Käufern zuzufahren	25	0	0
Pf.	1620	7	2

Ertrag.

1789, den 18. und 24. Januar.

	Pf.	Sch.	St.
61 Maſtſchweine, das Stück zu 35 Schill.	106	15	0
(Fünf Stück verreckten.)			
Latus	106	15	0

Den

	Pf.	Sch.	St.
Transp.	106	15	0
Den 26. Februar.			
6 Sauen u. ſ. w. 73 Stiegen, die Stiege zu 5 Schill. und 6 Stüv.	20	1	6
375 Sauen, jedes Stück im Durchſchnitt 11 Stiegen, die Stiege zu 6 Schill. und 9 Stüv.	1268	15	0
(Drei Stück verreckten.)			
680 Fuder Miſt, das Fuder zu 2 Schill. ſ ſ	68	0	0
Pf.	1463	11	6
Verluſt ſ Pf.	156	15	8

Bemerkungen.

Hier traf mich in der That ein empfindlicher Verluſt; jedoch bekam ich in ſelbigem Winter und im folgenden Frühjahr noch einige Vergütung, durch einen beträchtlichen Abſatz an Kartoffeln für die Tafel, deren Preis im Durchſchnitt ungefähr 6 Schillinge für den Sack war. Dieſes machte denn, daß ich am Ende im Ganzen mit einer Einbuße von 40 Pfund weg kam. Der ſchlechte Erfolg von dem Experimente dieſes Jahres rührte allem Anſehen nach hauptſächlich davon her, daß die Schweine, die ich kaufte, nur klein und doch ſehr theuer waren. Große Schweine fanden ſich ſo ſelten, daß ſie für keinen Preis zu haben waren.

1788:

1788 : 1789.

Experiment Nr. 6.

Koſten.

1788, den 6., 8. und 15. Oktober.

	Pf.	Sch.	St.
14 verſchnittene Sauen, eine jede 31 Schill. 6 Stüv. :	22	1	0
79 zu Briſtol erkaufte Schweine	143	0	0
243 dergleichen :	492	0	0
1789, den 15. Febr.			
Obige Schweine 17 Wochen lang zu beſchicken :	27	0	0
Kartoffeln herbei zu ſchaffen	36	0	0
4032 Säcke Kartoffeln, den Sack zu 2 Schill. und 8 Stüv. in der erſten Hand : :	537	12	0
672 Scheffel Steinkohlen, den Scheffel zu 6 Stüver :	16	16	0
160 Quarter Gerſte, Buchweitzen und Haferſchrot :	186	13	0
Salz : :	7	0	0
125 Fuder Stroh :	62	10	0
336 Schweine zu ſchlachten, das Stück zu 4 Stüv. :	5	12	0
Fuhrlohn nach Bath und Briſtol	22	0	0
Pf.	1558	4	0

Ertrag.

Den 8. Februar.

	Pf.	Sch.	St.
14 geſchnittene Sauen, die Stiege zu 5 Schill. und 6 Stüv. verkauft, jede Sau von 16 Stiegen	61	12	0
Den 8., 16., und 22. Februar.			
322 Schweine, im Durchſchnitt 14¼ Stiegen ſchwer, die Stiege zu 6 Schill. 10 Stüv.	1567	0	0
(Kein Stück verreckt.)			
720 Fuder Miſt, das Fuder zu 2 Schill.	72	0	0
Pf.	1700	12	0
Gewinn Pf.	142	8	0

Bemerkungen.

Obiges Experiment beweiſt, daß keine Viehart ihr Futter beſſer bezahlt, als verſchnittene Sauen. Wahr iſt wohl, daß ſie nicht ſo viel gelten, als andre gemäſtete Schweine, zumal wenn ſie ſchon ſchwer ſind, wo der Unterſchied ziemlich 1 Schilling in der Stiege beträgt; — aber dann werden ſie doch nicht nur geſchwinder, ſondern auch von wenigerm Futter fett.

In dem Verlaufe dieſes Experiments machte ich einen Verſuch, die Kartoffeln auf einer alten Apfelmühle

mühle zu mahlen, ſtatt ſie zu kochen: aber ich fand, daß es nicht gut that. Hätte es angehen wollen, ſie mit Mehl einzumengen und in einem Reſervoir dergeſtalt aufzuheben, daß ſie hätten gähren können; ſo möchte es recht gut von Statten gegangen ſein.

Da ich noch beinahe die Hälfte von meinem Kartoffelvorrath übrig hatte; ſo beſchloß ich noch eine Anzahl von Schweinen zu mäſten; weil aber der Frühling ſchon heran nahte; ſah ich mich genöthigt, kleinere Schweine zu kaufen, indem ich dachte, daß größere nicht leicht abzuſetzen ſein würden. Die Geſinnung der Käufer ſchien jedoch ſehr verändert zu ſein: denn ſo wenig ſie ſeit ein paar Jahren darnach gefragt hatten, wie groß fette Schweine wären; ſo bezeigten ſie jetzt gar keine Luſt, im Frühjahr mehr zu kaufen, als Schweine von 10 Stiegen am Gewicht.

1788 : 1889.

Experiment Nr. 7.

Koſten.

1789, 1. März.

	Pf.	Sch.	St.
300 Schweine, zu 22 Schill. 6 Stüv. das Stück :	337	10	0
3. Juni.			
Dieſe Schweine 13 Wochen lang zu beſchicken :	20	10	0
Latus	358	0	0

	Pf.	Sch.	St.
Transp.	358	0	0
Kartoffeln herbei zu ſchaffen	20	0	0
2600 Säcke Kartoffeln, den Sack zu 2 Schill. 8 Stüv.	346	13	0
520 Scheffel Steinkohlen, den Scheffel zu 6 Stüv.	13	0	0
Gerſten: Buchweitzen: und Hafermehl, 120 Quarters	144	0	0
Salz	4	0	0
100 Fuder Stroh, das Fuder zu 10 Schill.	50	0	0
296 Schweine zu ſchlachten, das Stück zu 4 Stüv.	4	18	0
Fuhrlohn nach Bath	18	0	0
Pf.	958	11	0

Ertrag.

Juni.

	Pf.	Sch.	St.
296 Schweine, 7½ Stiegen im Durchſchnitt ſchwer, die Stiege zu 7 Schill. und 6 Stüv.	832	10	0
800 Fuder Miſt, das Fuder zu 2 Schill.	60	0	0
Pf.	892	10	0
Verluſt Pf.	66	1	0

Bu

Bemerkungen.

Durch dieſes Experiment ward es abermals beſtätigt, daß große Schweine am erſten mit Nutzen zu mäſten ſind. Meine jungen Schweine konnten nie Ruhe haben; es koſtete ungemein viele Mühe, ſie in den Ställen zu behalten: und hätte man ihnen nicht ſorgfältigſt eiſerne Ringe an den Rüſſel gehängt; ſo würden ſie mit ihren Naſen die ganzen Koben zertrümmert haben. Dabei waren ſie beſtändig voller Koth: und ob ihnen gleich ſehr häufig friſche Streu gegeben wurde; ſo war es doch nicht möglich, ſie rein zu halten. Sie wuchſen zwar heran; aber fett wurden ſie nicht.

1789-1790.

Experiment Nr. 8.

Koſten.

1789, den 15. November.

	Pf.	Sch.	St.
96 große Schweine, das Stück zu 50 Schill.	240	9	0
1790, April.			
Die Schweine 20 Wochen lang zu beſchicken	9	0	0
Kartoffeln herbei zu ſchaffen	8	0	0
1220 Säcke Kartoffeln, den Sack zu 2 Schill. 8 Stüv.	162	0	0
Latus	419	0	0

320 Schef-

	Pf.	Sch.	St.
Transp.	419	0	0
320 Scheffel Steinkohlen, den Scheffel zu 6 Stüv.	8	0	0
Gersten- und Haferſchrot, 90 Quarter, das Quarter zu 25 Schill.	112	10	0
300 Scheffel Korn (grains) den Scheffel zu 4 Stüv.	5	0	0
Salz	3	0	0
30 Fuder Stroh, das Fuder zu 10 Schill.	15	0	0
96 Schweine zu ſchlachten, das Stück zu 4 Stüv.	1	12	0
Fuhrlohn	8	0	0
Pf.	572	2	0

Ertrag.

1790, April.

	Pf.	Sch.	St.
96 Schweine, im Durchſchnitt 17 Stiegen ſchwer, die Stiege zu 7 Schill.	571	4	0
200 Fuder Miſt, das Fuder zu 2 Schill.	10	0	0
Pf.	581	4	0
Gewinn Pf.	9	2	0

Bemerkungen.

Dieſes Experiment wurde mit ausnehmender Genauigkeit gemacht; und durch den Erfolg deſſelben bekam

bekam ich Anlaß, den Schluß zu ziehen, daß, ſo lange die Umſtände nicht ungewöhnlich vortheilhaft ſind, 2 Schillinge und 8 Stüver für den Sack Kartoffeln, bei dieſer Anwendungsart derſelben, ſelbſt unter der beſten Wirthſchaft, den höchſten Werth dieſer Frucht ausmachten.

Die Schweine waren von der großen und ſchönen Sorte in der Grafſchaft Shrop; ſie wurden zwar theuer eingekauft, aber auch theuer wieder verkauft, und fielen, zwei bis drei Stück ausgenommen, alle recht gut aus.

1790-1791.

Experiment Nr. 9.

Koſten.

1790, Oktober.

	Pf.	Sch.	St.
7 Mutterſauen und 1 Ferkel, das Stück zu 50 Schill. -	24	10	0
1791, April.			
Dieſe Schweine ein halb Jahr lang zu beſchicken -	5	0	0
300 Säcke Kartoffeln, den Sack zu 3 Schill. -	22	10	0
Gerſten- und Haferſchrot, 24 Quarters	30	0	0
Die Kartoffeln herbei zu holen	2	10	0
Latus	84	10	0

70 Schef-

	Pf.	Sch.	St.
Transp.	84	10	0
70 Scheffel Steinkohlen, der Scheffel zu 6 Stüver ſ	1	15	0
100 Scheffel Korn ſ	1	13	0
12 Fuder Stroh ſ	6	0	0
Pf.	93	18	0

Ertrag.

1791. April.

	Pf.	Sch.	St.
7 trächtige Mutterſauen, geſchätzt zu	17	10	0
42 Ferkel, jedes zu 25 Schill.	52	10	0
(Acht Stück verreckten.)			
100 Fuder Miſt, das Fuder zu 2 Schill. ſ ſ	10	0	0
Pf.	80	0	0
Verluſt ſ Pf.	13	18	0

Bemerkungen.

Ich bin ſehr geneigt zu glauben, daß das Ferkel-Aufziehen ohne Beihülfe der Milchwirthſchaft nicht gut bewerkſtelligt werden könne. Wenn man Ferkel ohne diese Beihülfe aufzuziehen verſucht; ſo hüte man ſich bei herannahendem Winter, trächtige Mutterſauen auf die Maſt zu ſtellen: die Kälte würde doch unfehlbar dem jungen Vieh Schaden thun: und bleiben ſie in ihrem Wachsthum einmal

einmal zurück, oder verbutten ſie, wie es im gemeinen Leben heißt; ſo erholen ſie ſich hernach nicht wieder, wenn ſie auch noch ſo gut gehalten werden.

Rekapitulation.

Gewinn.	Pf.	Sch.	St.	Verluſt	Pf.	Sch.	St.
1785. Exper. Nr. 1.	8	15	8	1786. Exper. Nr. 2.	18	5	6
1786. — — 3.	8	1	8	1788. — — 5.	156	15	8
1787. — — 4.	1	15	9	1789. — — 7.	66	1	0
1789. — — 6.	142	8	0	1791. — — 9.	13	18	0
1790. — — 8.	9	2	0		255	0	2
	170	3	1	Verluſt in der Bilanz	84	17	1
				Durch beſondere Ausgaben zu Errichtung der Kochhäuſer, Ställe rc.	100	12	0
				Pf.	185	9	1

Dieſen Verluſt erleidet man, wenn man ſieben Jahre lang Schweine mit Kartoffeln, nur zu 2 Schilling und 9 Stüver für den Sack mäſtet.

Bemerkungen.

Aus obigen Berechnungen ergiebt ſich, daß in den ſiebenjährigen Experimenten 16,778 Säcke Kartoffeln von Schweinen verzehrt worden, und daß folglich, (da die Total-Summe der eingeernteten Kartoffeln 20,924 Säcke betrug,) 4146 Säcke verkauft und verpflanzt worden ſind. Schätzt man dieſe demnach im Durchſchnitt auf 4 Schillinge den Sack; ſo

ſo wird (nach Abzug obigen Verluſts von 185 Pfund und 12 Schillinge Sterlings) ein Profit von 73 Pfund 10 Schilling und 6 Stüver übrig bleiben. Folglich iſt das Reſultat, daß Kartoffeln, als Futter für Schweine, etwas mehr als 2 Schillinge und 6 Stüver der Sack von 240 Pfund werth ſei. *)

In den Gruben verlieren die Kartoffeln zwiſchen dem November und März von 20 Säcken ungefähr einen Sack; ich mache daher beim Eingraben derſelben in meiner Rechnung nach dieſer Proportion ſogleich einen Abzug.

Nunmehr werde ich zu einer Reihe von neuen Experimenten ſchreiten, um den Werth der Kartoffeln

*) Ueber dieſe Verſuche, Schweine mit Kartoffeln zu mäſten, habe ich weiter nichts zu erinnern, als daß ich ſie bei weitem für die wichtigſten Experimente halte, die jemals gemacht worden ſind. — Der Maßſtab iſt groß, das Kapital anſehnlich, die Aufmerkſamkeit und Sorgfalt höchlich genügend, und der Erfolg überzeugend. Dieſes ſcheint mir entſcheidend zu beweiſen, daß es für einen Jeden künftighin äußerſt unrathſam iſt, ſich in dieſe Wirthſchaftsart zu tief einzulaſſen. Der Profit iſt Null, der Verluſt gewiß, und würde offenbar als noch größer in die Augen gefallen ſein, wenn bei der Verfütterung die Kapitals-Zinſen mit wären in Rechnung gebracht worden. Anm. v. A. Young.

Digitized by Google

toffeln als eines Futters für Pferde, Kühe, Maſtochſen *) und Schafe zu beſtimmen, welche zu ſeiner Zeit berichtet werden ſollen.

Aſhwick-Grove in der Grafſchaft
Somerſet, den 1. Juli 1792.

J. B.

III.

Auch etwas über den Anbau der Runkelrüben.

Ueberzeugt von dem großen Werthe, den ein weiſer Anbau und eine gute Benutzung der Runkelrübe für die Landwirthſchaft darbietet, glaube ich verbunden zu ſein, einige Bemerkungen zu der in mancher Hinſicht nützlichen Abhandlung: Von der Kultur

*) Wenn Herrn B. Verſuche mit Ochſen ſo ausfallen, wie die meinigen ausgefallen ſind; ſo wird er finden, daß ſie der Abſicht, Ochſen zu mäſten, nicht entſprechen, und daß unter allen Anwendungsarten der Kartoffeln keine ſo ganz zweckmäßig iſt, als wenn man ſie, ſpät im April und Mai, den Arbeitspferden und Pflugochſen zu freſſen giebt. Iſt dann vollends das Heu rar und theuer, ſo läßt es ſich hierbei mit großem Nutzen erſparen; jedoch müſſen die Ochſen reichlich mit Kleien gefüttert werden. Dem Profit hiervon kann keine andre Anwendung derſelben gleich kommen. Anm. v. A. Young.

Digitized by Google

Kultur der Runkelrüben (im Auguſt-Stück der Oekonomiſchen Hefte, 1799, S. 111 — 120.) beizufügen, zu denen mich ſo wohl eigene Erfahrung, als auch ſchriftliche und einſt mündliche Belehrung des Herrn G. H. R. Schubart von Kleefeld, berechtigen. Da der eben genannte Aufſatz hauptſächlich auf die Kultur dieſer Rüben zum Zucker Rückſicht nimmt, und der Zweck deſſelben eine größere und leichtere Anpflanzung derſelben iſt, ſo möchte es um ſo nöthiger ſein, alle Irrthümer und Vorurtheile dabei zu berichtigen oder zu entfernen, und die bequemſte und beſte Methode, ſo viel als möglich zu ergründen.

Ich getraue mir daher zu beweiſen, daß es durchaus nicht zu empfehlen ſei, das Land, auf welches man die Runkelrüben bringen will, zwei Mal vor Winters zu ackern, ſondern es muß dieſes im Herbſte nur ein Mal geſchehen, damit der durch das erſte Mal eingeackerte Dünger nicht durch das zweite Mal wieder heraus geworfen werde, wodurch er gehindert würde, in der Erde gehörig zu faulen, und ſeine Kräfte zu vertheilen. Im Frühjahr muß man es dann mit dem gewöhnlichen Ackerpfluge tief ackern, und nun die ganze Arbeit mit dem Kultivator vollenden.

Eben ſo verhält es ſich mit dem Vorſchlage und der Erinnerung, den Boden zu dieſer Frucht graben zu laſſen, weil ein ſolches Verfahren unnöthig iſt

und

Digitized by Google

und bei einem großen Anbaue zu viele Arbeit und Mühe erfordert. Alle die vom Graben zu hoffenden Vortheile erreicht man mit weit leichterer Mühe durch den ſchon genannten doppelſcharigen Pflug, zu deſſen genauerer Kenntniß ich nur auf des verſtorbenen G. R. von Kleefeld Kameral. ökonomiſche Schriften verweiſe, in welchen man eine genaue Beſchreibung und Abbildung deſſelben findet, ſo wie auch eine vortreffliche Abhandlung: über den vortheilhaften Anbau der Runkelrüben.

Was das Abblatten dieſer Rüben und den Schaden betrifft, der daraus entſtehen ſoll, ſo will ich ganz gern zugeben, daß der Mißbrauch auch hier, ſo wie überhaupt bei allen Dingen, ſchade: bedenkt man aber, daß die Blätter, ſo bald ſie die gehörige Reife erhalten, ohnedieß abfallen und durch andere erſetzt werden, dann wird man ſich leicht überführen, daß eine mäßige, das heißt, mit Auswahl der Zeit getroffene, nicht zu oft wiederholte Abblattung eher nützlich als ſchädlich ſei. Meine abgeblatteten Rüben ſind und bleiben eben ſo ſaftig als die unabgeblatteten.

Dem Stecken der Kerner auf das Feld im Frühjahre, kann ich eben ſo wenig beipflichten, weil das Unkraut eher als die Pflanzen herauskommt und größer als die erſtern wird, woraus der beſtätigte Schaden erfolgt, daß die jungen Pflanzen beim Jäten in großer Anzahl heraus geriſſen werden, und

dieſes Jäten überhaupt, bei einem ins Große ge-
henden Anbaue, als langweilig und unnöthig ver-
worfen werden muß.

Daß man die Runkelrüben, wenn ſie groß zu werden anfangen, durch Abziehung der Erde in den Stand ſetze, mehr Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit aus der Luft anzuziehen, übergeht der Verf. ganz; doch kann ich behaupten, daß dieſe Behandlungsweiſe außerordentlich viel zu ihrer Vergrößerung beiträgt, und daher von denjenigen wohl beherzigt zu werden verdient, die ſich der Anpflanzung derſelben für den Zucker unterziehen wollen.

Noch muß ich zum Schluß dieſer wohlgemeinten Erinnerungen, welche man einem alten Oekonomen, dem es auch in dieſem Punkte um das Wohl des Nächſten zu thun iſt, wohl verzeihen wird, mein Erſtaunen und meine Beſorgniß an den Tag legen, wie es einem Manne, der ſelbſt Wirth ſein will, einfallen konnte, in einer Zeitſchrift, die von ſo vielen, ſelbſt gemeinen Leuten geleſen wird, welche ohnedieß noch an Vorurtheilen hängen und ſich von dem ſo oft gerügten Schlendrian nicht gern los reißen wollen — wie es einem Manne, der als Lehrer Anderer auftritt, einfallen konnte zu ſchreiben: „Er (der Bauer) ſieht es auch vollkommen ein, daß die Aufhebung der Brache und alles Feld zu beſtellen ein Unding iſt, weil alsdann ſeine, ſeines Geſindes und Viehes Kräfte und Arbeit dazu nicht hinreichend wären.“

Ich

Ich geſtehe freimüthig, nur eine ſtrafbare Unwiſſenheit in der Landwirthſchaft, und gänzliche Entfremdung von allem Lichte, das ſeit 30 Jahren uns aufgegangen iſt, oder eine abſichtliche unverantwortliche Irreleitung, konnte ich mir als die Urſachen einer ſolchen Behauptung denken. Bekanntlich wird ja 1) durch Beſäung der Brachfelder mit Futterkräutern der Erdboden locker erhalten, ſo daß er bei jedesmaliger Beſtellung mit Getreide weniger Arbeit erfordert, anſtatt er durch Brachliegen verhärtet und verwildert, alſo öfterer gepflügt, nämlich gebrochen, geſtürzt und gerührt werden muß. Sodann wird ja auch durch den hierdurch erhaltenen reichlichen Futtervorrath, das ängſtliche Suchen darnach, welches ſo viele Menſchenhände beſchäftigt, unnöthig gemacht.

2) Kann auch hierdurch einzig und allein der Viehſtand verbeſſert werden, und es läßt ſich von dem wohlgenährten und gefütterten Vieh allerdings mehr, als von hungrigem oder dürftig genährtem erwarten. Bei vielem Futter wird der Viehſtand erhöht, und was daher jetzt Manchen unmöglich ſcheinen möchte, dadurch nicht nur möglich, ſondern ſogar leicht gemacht. Ich habe meinen Viehſtand nach Abſchaffung der Brache um die Hälfte vermehrt; wie könnte es daher wohl den Kräften dieſer Thiere unmöglich ſein, bei reichlicherm und beſſerm Futter, eine Arbeit zu verrichten, die ſonſt von

von der Hälfte bei dürftigerer Koſt, bis auf ein Drittel geſchehen mußte!?

3) Iſt auch kein beſſeres Mittel bekannt, die Wirthſchaft im Allgemeinen zu verbeſſern und den Bauer wohlhabend zu machen, wodurch er ohne ſeinen Nachtheil mehreres Geſinde halten, mehr Armen Brot und Arbeit geben, und glückliche Menſchen machen kann. Man wende mir hier nicht ein, wo her nehmen? Sachſen iſt bevölkert genug, und die Klaſſe der Dienenden gewiß die größte. Daher der Patriot mit Zuverſicht hofft, die weiſen Geſetze eines guten Fürſten werden auch gewiß bei mehrerer Betriebſamkeit des Landmannes, mit größerem Ernſte und Nachdruck angewendet werden, damit die dienſtbare Jugend ſo wohl zur Thätigkeit als auch zu guter Aufführung angehalten, vom Faullenzen und Bettelgehen aber abgehalten werde, woraus nothwendig folgen müßte, daß es demjenigen Wirthe, der die Dienſtboten weiſe und gütig zu behandeln wüßte, auch nie an brauchbarem Geſinde fehlen würde. Ich habe es ſchon oft geſagt und noch öfterer gedacht, geſtattete man durchaus das Bettelgehen nicht, ſo würde eine große Anzahl thätiger Menſchen gewonnen! Fragte man nicht bei auffallenden Exceſſen ungeſitteter Knechte, ob ſie etwas daran zu ſetzen hätten; ließe man ſie nicht im Verneinungsfalle, der bekanntlich der gewöhnlichſte iſt, ungeſtraft dahin gehen, ſondern

zeigte

zeigte] einen gerechten Ernſt: ſo würden gewiß Knechte und Mägde ſich beſſer vorſehen, fleißiger und zufriedener ſein, und dem armen Bauer ſein Leben nicht ſo ſauer machen.

O! ich bitte als ein in dieſem Fache geprüfter und erfahrner Wirth, doch ja nicht durch ſolche und ähnliche, durchaus unrichtige und verwerfliche Meinungen das Gute zu hindern, Wohlſtand und Kultur zu vermindern und aufzuhalten!

Den 28. Auguſt 1799.

Chriſtoph Schneider,
Bauer und Anſpanner zu Podebulß.

IV.

Noch etwas über die Oekonomie und Landwirthſchaft in Ehſtland *).

Unter allen Arten von Getreide, welche die Ehſtländer, ſo wohl die dort wohnenden Teutſchen, als die Bauern, bauen, wird keine in ſolcher Menge gewonnen als der Roggen. Er iſt nicht nur das häufigſte, ſondern auch das ſicherſte Getreide, das die

*) Vergl. Oekon. Hefte, 1799, Septr. S. 219—237.
d. Red.

die darauf gewandte Mühe am reichlichſten belohnt, und ſelten dem Mißwachs ausgeſetzt iſt. Man ſäet ihn zu Ausgange des Auguſts (nach dem alten Stil *) und den ganzen September hindurch auf Mutterfelder und in Buſchländer, die man durch Abbrennen der Wälder oder des Strauchholzes urbar gemacht hat. Es iſt ein freudiger Anblick, noch während der Gerſten- und Haferernte ſchon wieder das junge Grün auf den Saatfeldern zu ſehen. Der früh einfallende Schnee giebt dem muntern Roggengraſe gegen die Nachtfröſte bald eine ſichernde Decke, unter der es ſich bis zum Frühjahr ſehr gut hält. Die Ernte tritt in gewöhnlichen Jahren gegen das Ende des Juli ein, und wenn ſie gut iſt, wird das neunte, ſelten das zehnte Korn gewonnen. In naſſen Sommern wird nicht aller Roggen völlig reif, und ſolcher giebt zwar Mehl, aber ungeſundes und ſchlechtes Brot, das um ſo weniger nahrhaft wird, je mehr Spreu und Spalzen der arme Ehſte darunter miſcht. Ich habe Brot in Händen gehabt, das ſtachlicht war und am Feuer brannte und ſchwarz wie die Erde ausſah. Viele Bauern haben Handmühlen, und mahlen ſich bei weiter Entfernung der Wind- und Waſſermühlen ihr Korn ſelbſt.

Die Vermehrung des Roggens, der ſelbſt im Auslande ein ſehr geſuchter Artikel iſt, bleibt für alle

*) Der bekanntlich von dem neuen um 11 Tage rückwärts verſchieden iſt. d. Red.

alle Landwirthe die gewiſſeſte Revenüe. Fabriken und Manufakturen wollen aus Mangel an Menſchen und wegen der Entlegenheit der Städte, die den Abſatz der Waaren erſchwert, in Ehſtland nicht gedeihen. Mehrere Gutsbeſitzer, die dergleichen anlegten, ſind dabei zu Grunde gegangen. Aus eben dem Grunde laſſen auch Einige alle Nebenarbeiten, die mit Arbeitstagen der Gutsbauern nicht bequem beſtritten werden können, als Bauen, Grabenziehen, Ziegelſtreichen u. ſ. w. lieber von Ruſſen oder freien Teutſchen und Ehſten, gegen Bezahlung beſorgen. Ein Gebiet geht gewiß zu Grunde, deſſen Eigner bei der Vergrößerung der Felder zugleich ſich mit Fabriken abgeben und weitläuftige Nebenarbeiten, als Bauen, Straßenmachen u. dgl. mit ſeinen Leuten durch ſo genannte Wirthstage, d. h. Frohndienſte außer den ordentlichen Arbeiten bei Hofe, beſtreiten will.

Auf kleinen Gütern wird nicht ſelten verhältnißmäßig mehr Korn gebaut als auf großen. Der Grund iſt, weil auf jenen mehr Nachſicht, beſſere Hofanſpanne und vortheilhafteres Anſtellen der Arbeiter Statt hat als auf weitläuftigen Gebieten, die der Herr mit ſeinen Beamten oft kaum überſehen kann. Durch dieſe Mittel hat mancher Wirth den Ackerbau ſeines kleinen Gutes, welches wohl gar nur ein Pachtgut war, ſehr hoch getrieben und iſt dabei reich geworden. Von ſichtbarem Einfluß

iſt beſonders hier die beſſere Vertheilung der Hofknechte und der Anſpanne. Ein ordinärer Hofarbeiter thut gewöhnlich 6 Tage in der Woche Fröhndienſte; wer deren 5 hält, kommt mit ihnen eben ſo weit, als mit 8 Achtlern, deren jeder nur halb ſo viel Tage in der Woche dem Hofe Dienſte leiſtet.

Man rechnet nach einem ungefähren Ueberſchlage, daß in ganz Ehſtland jährlich bei mittelmäßigen Ernten 70,000 Laſten, d. i. etwa 340,000 Malter, (den Malter zu 12½ Scheffel gerechnet) gewonnen werden. Jedes Gut muß nämlich jährlich eine ſchriftliche Anzeige aller eingeernteten Früchte an das Gouvernement einliefern, welches aber eben nicht alle Mal mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit geſchieht. Daraus hat man ſo ziemlich den etwaigen Ertrag einer Ehſtländiſchen Ernte in einem Jahre gefunden. Jener Vorrath von Roggen iſt vollkommen hinreichend, nicht nur die Einwohner zu erhalten und eine ſehr beträchtliche Menge zu Branntwein zu verbrennen, ſondern auch mehrere Tauſend Laſten ins Ausland zu verſchiffen. Wegen ſeiner vorzüglichen Güte wird der Liefländiſche Roggen weit und breit geſucht. Weil er gleich nach dem Einfahren vom Felde in der Kornriege auf Gerüſte gebracht und langſam bei gelinder Wärme geröſtet wird ehe man ihn ausdriſcht, hält er ſich hundert und mehrere Jahre, iſt keinem Wurm- oder Käferfraß ausgeſetzt und giebt ein ſchönes, trocknes weißes Mehl. Kein Roggen iſt daher zum

Auſ-

Aufſchütten in Magazinen beſſer als der Lief- und Ehſtländiſche, weil er nie erwärmt, nie angeht und niemals Würmer bekommt. Zudem iſt der Gewinn für den Käufer anſehnlich, denn durch das Trocknen wird er ausgedörrt, hart und leicht. Die Körner ſchrumpfen zuſammen und werden kleiner, bleiben aber ſo mehlreich wie zuvor, und beim Mahlen und Backen quillt das Mehl ſehr auf. Hätten wir in Teutſchland nur das Holz dazu, ſo wäre es zu rathen, daß wir den Roggen ebenfalls dörrten.

Die Konſumtion des Roggens iſt dort zu Lande ſehr mannichfaltig. Der Vorrath des Saatroggens und der Unterhalt, das Branntweinbrennen, der Vorſchuß für die Bauerſchaft im Frühjahr und Sommer, die Unterhaltung des Viehes, nehmen jährlich einen ungeheuern Theil davon weg. Zwar iſſet weder der gemeine Mann unter den Teutſchen noch der Bauer gebeuteltes Brot. Der letztere miſcht wohl gar, wie ich bereits oben erwähnt habe, Spalzen und Spreu (die man Kaff nennt), ja bisweilen ganze Aehren darunter, welche in der Mühle mit den Körnern zermalmt werden; aber er braucht zu ſeiner Sättigung, da es beinahe ſein einziges und kräftigſtes Nahrungsmittel iſt, bei ſeiner ſchweren, Hunger machenden Arbeit, dennoch ſehr viel Brot. Die Abgaben an die Krone machen jährlich auch über tauſend Laſten aus. Das Malzmachen nimmt ebenfalls vieles Getreide weg und was ver-

verſchifft wird, geht ſolcher Geſtalt ganz aus dem Lande. Und deſſen ungeachtet iſt ſelten, wegen der geringen Bevölkerung, von einer durchgängigen allgemeinen Hungersnoth zu hören. Selbſt in der faſt durch ganz Europa herrſchenden Theuerung in den Jahren 1771, 1772 und 1773 ſoll die Theuerung nicht ſo groß wie in andern Ländern geweſen und nur wenige Bauersleute Hungers geſtorben ſein.

Die Zeit der Gerſten- und Haferſaat fällt zu Ende des Mai und in den Anfang des Juni. Es giebt dort zweierlei Arten Gerſte, Landgerſte und Teutſche Gerſte. Die erſtere iſt ſchmal und kleinkörnig, letztere runder und voller. Die Ernte lohnt 6- auch 7fältig und fällt gegen das Ende des Auguſts, ſo daß beide Getreideſorten zu ihrer Reiſe nicht mehr als 11 bis 12 Wochen Zeit brauchen. Die langen Tage im Juni und Juli, da die Sonne über 18 Stunden am Horizont ſteht, machen ſie eben ſo ſchnell reif als bei uns, wo ſie um beinahe einen Monat früher geſäet wird. Weitzen wird nur ſo viel gebaut, als jeder zur eigenen Konſumtion braucht. Der Buchweitzen leidet faſt alle Jahre durch Fröſte und wird immer nur theilweiſe reif. Man braucht ihn als ein beliebtes Grützwerk faſt auf allen Gütern. Erbſen, Linſen und Bohnen leiden zu oft vom Froſte, als daß man ſie häufig bauen ſollte. Was jedes Gut braucht, wächſt immer, und der Bauer erzeugt ſie auch zu ſeinem

Bedarf

Bedarf hinlänglich. **Lein** wird überall auf Gütern und Bauernfeldern in Menge geſäet. Die Güte des Lief- und Ehſtländiſchen Leins und Flachſes, die Feinheit ſeines Baſtes, der beinahe ſeidenartig anzufühlen iſt und ſich zum dünnſten Faden ſpinnen läßt, iſt zu bekannt, als daß ich mich dabei lange aufhalten ſollte. Man röſtet den Flachs ſelten in fließendem, ſondern gewöhnlich in ſtehendem Waſſer, und auf ſeine übrige Behandlung verſtehen ſich die Ehſten meiſterhaft.

Kartoffeln bauen die Teutſchen in Menge auf Feldern und in Gärten. Sie wurden zuerſt nach dem ſiebenjährigen Kriege, durch die zurückkehrenden Officiere aus Liefland bekannt, und kommen im ganzen Lande ſehr gut fort. Man hat ſelbſt mit den Engliſchen Kartoffeln hier und da Verſuche gemacht, die gut ausgefallen ſind. Man braucht ſie zu Mehl, Puder und Stärke, macht Gelees und Backwerk davon und ſonſt noch allerlei Gerüchte nach ſehr mannigfaltigen Zubereitungen. Nur unter den Bauern will dieſes ſo nützliche Gewächs noch keinen rechten Beifall finden. Einzeln in Gärten pflanzen ſie wohl hin und wieder welche, aber nicht in ſolcher Menge, daß auch das Vieh dadurch Nahrung fände, und die Ehſten ſind ſchwer an etwas Neues zu gewöhnen. Ich wüßte auch eben nicht, daß ſie ſonderliche Aufmunterung von ihren Herrſchaften dazu fänden. Vom **Kleebau** weiß man

noch

noch gar nichts und bekümmert ſich auch nicht darum, weil es Weide genug giebt. Der Klee würde gewiß gut fortkommen, wenn man ſich auf ſeinen Anbau legte. Dieß beweiſt der Wieſenklee, der dort wild wächſt. Und das Vieh würde an demſelben ein nahrhafteres Futter haben und mehr Milch geben, als bei der oft ſehr magern Weide geſchehen kann. Die Wieſen oder Heuſchläge, wie man ſie dort zu Lande nennt, ſind ohne Ausnahme ganz der Natur überlaſſen und größten Theils ſumpfig und moraſtig, mit Gebüſch und Moos bedeckt, ſauer, den Ueberſchwemmungen ausgeſetzt, und tragen deßwegen nur grobes, ſelten recht ſaftiges, blumenreiches Gras. Nur einzelne gute Wirthe verbeſſern ihre Wieſen und Weideplätze durch Ausſchlagen des Buſchwerks, Abzugsgräben, Dünger u. ſ. w. Die Heuernte fällt zu Ende des Juni und zu Anfange des Juli, kurz vor der Kornernte, wenn die Gräſer ſchon ihre Samen ausgeworfen haben. Das Heu wird auf den Wieſen auf hölzernen Unterlagen und Gerüſten, denen in der Mitte ein Baum zum Halter dient, in große Schober aufgethürmt, die ein kegelförmiges Anſehen haben und Kujen genannt werden. Sie bleiben bis zum Verbrauch, oft den ganzen Winter hindurch auf den Wieſen ſtehen, bis ſie nach und nach abgefahren werden.

Ich will jetzt die Art, wie in Ehſtland das Getreide getrocknet und ausgedroſchen wird, etwas

näher

näher beſchreiben. Sie hat Aehnlichkeit mit dem Dreſchen, wie es in den Morgenländern geſchieht. Jede Scheune, oder wie man in Ehſtland ſagt, jede Riege, hat einen großen Ofen ohne Schornſtein, der inwendig geheitzt wird, daher ein immerwährender Rauch die ganze Riege füllt und zur ſchwarzen Räucherkammer macht. Dieſes beſtändige Heitzen vom September bis gegen Weihnachten frißt unglaublich viel Strauch und Holz. Ungefähr anderthalb Klaftern hoch von der Erde gehen mitten durch die Scheune ſtarke Balken, auf welchen ein von Latten oder Stangen gemachtes Gerüſt ruht, warauf das zum Trocknen beſtimmte Getreide geſchichtet wird. Der ſo genannte Riegenkerl, welcher die Aufſicht hat, muß täglich zwei Mal heitzen und das aufgelegte Getreide oft umwenden, damit die Hitze überall gleich ſtark durchdringe. Des Abends kommen die Dreſcher (denn es wird alles in der Nacht gedroſchen), dreſchen das gedörrte Getreide aus, doch ſelten mit Flegeln, ſondern durchgängig mit krummen Prügeln, die einen ſtumpfen Winkel bilden, ſtecken am Morgen wieder friſche Garben auf und kommen den folgenden Abend wieder. In vielen Hofriegen brennen dabei Oellichter, bei den Bauern aber vertreten durchgehends brennende Kienſpäne die Stelle des Lichts. Dieſe Unvorſichtigkeit und Nachläſſigkeit mit dem Feuer hat ſchon manche Scheune in Brand geſteckt, und man muß ſich billig wundern, daß es nicht öfterer geſchieht.

Digitized by Google

Die Riegen ſelber ſind 10, 15 und mehrere Klafter lange, 6 : 8 breite und 2 Klaftern hohe von über einander liegenden Balken erbaute und in den Zwiſchenräumen mit Moos ausgeſtopfte Gebäude, die in den 2 langen Seitenwänden 2 große Thore einander gerade gegen über haben, damit Zug zum Windigen oder Reinigen des Getreides entſtehe, und mehrere kleine verſchließbare Thüren. Sie ſind alle mit Stroh gedeckt und haben ein warmes, dichtes Anſehen. In dieſem Gebäude ſteht die ſo genannte warme Riege oder Korndarre, in welcher der Ofen und das Gerüſte iſt, auf welchem die Garben gedörrt werden. Daneben iſt noch die Tenne, welche den Namen der Vorriege führt, worauf das Getreide gereinigt wird. Bei den Bauern vertritt ihr eigenes Wohnhaus die Stelle der Riegen und ſieht denſelben auch ſehr ähnlich.

Nach vollendeter Röſtung, die von 24 bis 48 Stunden dauert, je nachdem die Riegen kleiner oder größer ſind und das Getreide trocken oder naß eingebracht worden iſt, werden die Garben heruntergeſtürzt und in kleine Bündel gebunden (die aber auch oft ſchon im Felde ſo gemacht werden), an die Wände oder an ein in die Höhe geſtecktes Bret oder über eine Bank geſchlagen, damit die ſchwerſten Körner herausfallen, welches der Vorſprung heiſt, und ſodann zum ordentlichen Dreſchen ausgebreitet. Weil auch bei der kleinſten Erſchütterung die

die dürren Körner herausfallen, ſo dreſchen ſehr oft Kinder von 14 Jahren mit. Anders iſt es mit Weitzen, Gerſte und Haſer. Dieſe werden nicht erſt ausgeſchlagen, ſondern ſo bald ſie gedörrt worden ſind, dick über einander ausgebreitet und durch Pferde oder Menſchen, die dabei einen tacktmäßigen Tanz und Geſang anſtellen, ausgetreten und dann und wann mit hölzernen Gabeln umgewandt. Daß es dabei ohne Stehlen nicht abgehe, läßt ſich denken. Die Dunkelheit der Nacht, die vielen Menſchen, das ſtete Hin- und Hertragen und die falſche Auslegung der bibliſchen Stelle: du ſollſt dem Ochſen, der da driſcht, nicht das Maul verbinden, begünſtigen den Diebſtahl.

Das Rollen (Fegen) und Würfeln ſind in Ehſtland unbekannte Dinge. Dafür bedient man ſich einer andern Art das Getreide zu reinigen, welche man das Windigen nennt. Man hängt bei windigem Wetter in das Thor, wo der Wind den Zug hat, ein großes Sieb auf, durch welches bei fleißigem Hin- und Herſchwingen das ausgedroſchene Getreide läuft. Die guten vollen Körner fallen alſo gerade herunter, die leichtern etwas weiter, und Spalzen, Stroh, Staub und Spreu, die man wenig achtet, treibt der Wind weit davon. Eben dieß geſchieht mit Weitzen, Gerſte und Haſer, welche nach dieſer Verrichtung noch ein Mal durch ein feineres Sieb gewindigt oder geſichtet werden,

weil

weil ſich darunter viel Pferdemiſt miſcht. Da iſt es nun eine elende Sache, wenn lange eben kein Wind geht, denn da bleibt das Korn ſo lange liegen und häuft ſich täglich mehr, bis Wind erfolgt. Seit einigen Jahren hat man daher auf manchen Höfen angefangen, ſich der Wurfſchaufeln zu bedienen. Der faule und an das Alte gewöhnte Ehſte geht aber nur ſehr ungern daran. Aus der Riege kommt das nunmehr gereinigte Getreide in den Speicher, den man in Ehſtland die Kleete nennt. Dreierlei Gebäude erfordert alſo dort zu Lande das Getreide, ehe es verbraucht oder verkauft wird. Vom Felde kommt es in die Scheune, die nicht allzu weit von der Riege ſteht; aus der Scheune bringt man es zum Trocknen und Dreſchen in die Riege, und aus der Riege in die Kleete. Was der Bauer zu ſeinem Brot-Quantum beſtimmt hat, das windigt oder reinigt er nicht, ſondern mahlt und bäckt es mit der Spreu, miſcht auch wohl noch außerdem etwas Spreu und ausgedroſchene Kornähren darunter, daher es eben kommt, daß vieler ihr Brot am Feuer brennen würde, wenn man es ausdorren laſſen wollte. Und dieſe Behandlung wird nach altem Herkommen unabänderlich und ohne neue beſſere Verſuche, ein Jahr wie das andere, ſo einförmig und mechaniſch getrieben, daß es Ausländern unbegreiflich vorkommen muß.

Eben ſo weit zurück iſt man in der Viehzucht. Obgleich manche Güter 3 bis 400 Stück Rindvieh,

und

und mancher gut ſtehende Bauer 8 bis 10 Kühe hält, ſo macht dieß doch im Verhältniß des Umfangs der Aecker und Wieſen nur wenig aus. Eine natürliche Folge davon iſt, daß es an Dünger fehlt und ſehr viele Aecker kaum alle 6 Jahr ein Mal gedüngt werden können. Das gemeine Rindvieh iſt klein und wegen Mangel an Reinlichkeit und gehöriger Pflege ſtruppicht und unſcheinbar. Auf manchen Gütern findet man einzelne Hollſteiniſche Kühe vom größten Schlage, die gut gehalten werden und wie Rieſen in der Herde über die andern wegragen. Wegen der ſchlechten Weide und Stallfütterung geben die meiſten Ehſtländiſchen Kühe wenig Milch. Eine ſolche Kuh koſtet von 5 bis 20 Rubel, und ein paar derſelben ernährt manche arme Wittwe oder gefallene Jungfrau mit ihren Kindern. Ochſen werden nie als Zugvieh gebraucht, wohl aber auf die Maſtung geſetzt und geben fettes Fleiſch. Die Ehſten, ſo wie die Letten, ſcheiden die Butter nach Teutſcher Art durch Schlagen oder Querlen, aber auf den Höfen wird ſie in Fäſſern, die auf einem Geſtelle umgedreht werden, zubereitet. — Rindviehſeuchen ſind zwar jährlich bald in dieſer, bald in jener Gegend, aber ſelten allgemein; ſie ſcheinen auch nirgends zu entſtehen, ſondern mehr durch Anſteckung erhalten zu werden. Oft geſchieht dieſe durch Ukräniſche Ochſen. Bei ſorgfältigen, aufmerkſamen Wirthen kehrt ſie nur ſelten ein. Kühe, die an Seuchen gefallen ſind, werden mit Haut und

Talg

Talg begraben und jeder Bauer iſt der eigne Abdecker ſeines verreckten Viehes.

Die Ehſtländiſchen **Pferde** ſind von kleiner, ſchlechter Raçe, mit großen Köpfen, aber fromm und ſehr dauerhaft, die meiſten dickbäuchig und mehr häßlich als ſchön. Bloß auf den Geſtütten einzelner wenigen Höfe werden gute, ſtarke und große Pferde zum Reiten und Kutſchfahren gezogen. Ein gemeines Ehſtländiſches Pferd koſtet von 5 bis 30 Rubel. Obgleich Pferde das einzige Zugvieh im Lande ſind, ſo hat doch mancher Bauer nur eins, die mehrſten halten 2 bis 3 und wohlhabende auch 4 und 6. Die Pferdezucht iſt durchgehends den Bauern überlaſſen und wird gar nicht regelmäßig behandelt. Bei ihren Arbeiten trabt das Füllen neben der Mutter her und ſäuft oft mitten im Ziehen, wird aber in der Weide vielfältig eine Beute der Wölfe, weil ſie ſich völlig ſelbſt überlaſſen ſind. Von dieſem Mangel an gehöriger Aufſicht und Wartung, und weil ſie öſters ſchon im zweiten Jahre zur Arbeit gebraucht werden, rührt es her, daß die allermeiſten nur halbwüchſig bleiben. Ordentliche Stuttereien, wo größere Pferde gezogen werden, giebt es im ganzen Lande kaum 3 bis 4. Uebrigens iſt die Menge der Pferde ſehr groß, weil ſie die einzige Art von Zugvieh ſind und alle Arbeiten verrichten müſſen. Eſel und Maulthiere kommen nicht fort und werden bloß als eine Seltenheit von einzelnen

Edel-

Edelleuten gehalten. Daß man die Ochſen zum Pflügen und Fahren gebrauchen könne, und daß ſie in mancher Hinſicht für den Landwirth nützlicher ſeien als die Pferde; davon, ſo wie von vielen in Teutſchland als nützlich anerkannten Dingen, kann man die Herren ſo wenig als ihre Bauern überzeugen.

Die Bienenzucht iſt ziemlich anſehnlich. Ob ſich die fleißigen Thierchen gleich nach harten und langen Wintern bei allem Fleiße in manchen Sommern doch kaum den nöthigen Vorrath zur Nahrung ſammeln können; ſo iſt bei guten Jahren die Honigernte dennoch ſehr ergiebig, und mit Wachs wird ein ſtarker Handel getrieben. Nicht nur auf den Höfen findet man Bienenſtände von 20 und 30 Stöcken, ſondern auch viele Bauern halten deren 10 und mehrere. Der Honig wird im September geſchnitten, nachdem man die Bienen durch Pech- und Schwefelrauch theils vertrieben, theils getödtet hat. Nur wenigen Stöcken läßt man ihr Volk und ihren Vorrath. Dieſe bevölkern dann als die Stämme und Mutterſtöcke, wenn ſie anders glücklich durch den Winter gekommen ſind, im folgenden Sommer wieder mit ihren Schwärmen die ledig gewordenen Behälter. Die Chriſtiſche Methode, ſo wie die von ihm angegebenen Magazin-Stöcke, ſind ſchon ziemlich allgemein auf Edelhöfen eingeführt. Die Bauern aber bleiben bei ihren

ausgehölten Bäumen, welche oben und unten mit einem Bret zugemacht und vorn mit einer langen ſchmalen Oeffnung verſehen, die ein Schieber zu hält, an eine Stellaſche von Stangen oder Latten gelehnt ſind. Der Honig iſt dort wohlfeiler als in Teutſchland, wird aber auch oft von den Bauern verfälſcht.

Erfurt.

J. C. Petri.

V.

Recenſion.

Allgemeiner, vollſtändiger Acker-Catechiſmus zum Gebrauch angehender Wirthſchafts-bedienten und des gemeinen Landmanns, auch allenfalls zur Unterweiſung der Jugend in den Landſchulen. Zuerſt herausgegeben vom Verfaſſer der Berliner Beiträge; umgearbeitet und, wo es nöthig war, berichtigt von G. Brieger, K. Pr. Dom. Intendanten von der Intendantur Koſten in Südpreußen. 1. Thl. Breslau und Leipzig 1798. 327 S. 8. (1 Rthlr.); 2. Thl. Von der Viehzucht. Breslau und Leipzig 1799. 526 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Der erſte Theil von dem allgemeinen Acker-Catechismus des verſtorbenen Präſidenten von

Be

Beneckendorf, welcher hier auf einem zweiten Titel auch: Vollſtändiger Unterricht über den Ackerbau, genannt wird, kam zuerſt 1776, und der zweite 1785 heraus. Da ſchon ſeit einigen Jahren die erſte Auflage vergriffen war, ſo trug der Verleger dem Herausgeber die Beſorgung der zweiten Auflage auf, welcher denn da, wo es nöthig war, Berichtigungen anbrachte und die Urſchrift, ſo viel es ſich thun ließ, umarbeitete. Rec. hat ſich viele Mühe gegeben, die erſte Auflage zu erhalten, um mit ihr die zweite vergleichen zu können; allein er war nicht ſo glücklich, ſie irgendwo unter ſeiner Bekanntſchaft aufzutreiben. Er ſieht ſich daher genöthigt, ſein Urtheil über das Buch in der Geſtalt, in welcher es vor ihm liegt, niederzuſchreiben, ohne beſtimmt angeben zu können, wie viel und welche Verbeſſerungen das ökonomiſche Publikum dem bekannten Herrn Brieger zu verdanken hat. Man findet wohl beim Leſen genug Spuren von Verbeſſerungen, welche zur erſten Ausgabe hinzugekommen ſein mögen; allein wer darf es in dieſem Falle wagen, bloß nach dunkeln Gefühlen und Vermuthungen zu entſcheiden?

In dem kurzen Vorberichte zum erſten Theile ſagt der Herausgeber: „Unter den landwirthſchaftlichen Schriften, welche in den drei verfloſſenen Decennien in übergroßer Menge die landwirthſchaftliche Welt überſchwemmt und heimgeſucht haben, haben ſich die

Schriften des ſeligen Präſidenten von Benckendorf auf eine ſehr vortheilhafte Art ausgezeichnet. Sie enthalten ſo viel klein ſcheinende Dinge, die in der Wirthſchaftsführung zu beobachten durchaus nothwendig ſind, und auf die man nur ſtoßen kann, wenn man ſelbſt Praktiker iſt, und die alſo nur von der Praxis ſelbſt abſtrahirt werden können. In einem vorzüglichen Grade führt dieſen Stempel der Praxis die von dem genannten Verfaſſer unter dem Titel: Allgemeiner Acker-Catechiſmus ꝛc. erſchienene Schrift." Und von dem zweiten Theile ſagt er, „der Inhalt deſſelben halte ſich eben ſo, wie der des erſtern, von grundloſen Uebertreibungen zurück und bleibe beim Weſen der Sache ſtehen."

Dieſes Urtheil des Herausgebers wird gewiß jeder nur etwas ſachkundige Leſer unterſchreiben, wenn er anders unbefangen und gerecht in ſeinem Urtheile ſein will. Das Buch gehört unter die beſten und lehrreichſten ökonomiſchen Schriften und ein aufmerkſames Leſen und Studiren deſſelben wird gewiß ſo wohl angehenden, als auch erfahrnen Oekonomen recht ſehr nützlich werden. Die letztern werden da manche Beſtätigung deſſen, was ſie nach richtigen Grundſätzen bisher in ihrer Wirthſchaft zu thun und zu laſſen pflegten, aber auch manche neue und ihnen noch unbekannte Bemerkungen und Erfahrungen finden; und die erſtern, für welche dieſe Schrift von dem Verfaſſer und Herausgeber vor-

vorzüglich beſtimmt worden iſt, werden ſicher vielen Nutzen davon haben, wenn ſie ihre Lektüre ökonomiſcher Schriften mit dieſem Werke anfangen wollen. Sie werden dadurch ſogleich auf einen richtigen Weg geleitet; mit vielen geprüſten Erfahrungen, worauf bei der Oekonomie doch das meiſte beruht, bekannt gemacht; ſelbſt zum Beobachter aufgemuntert und überhaupt in den Stand geſetzt werden, daß ſie künſtig mit eigenen Augen ſehen und überall ſelbſt prüfen und die gemachten Erfahrungen benutzen können. Denn es werden nicht nur richtige Erfahrungen mitgetheilt, ſondern anch, ſo viel es ſich thun läßt, die Gründe und dieſe oft mit einer Umſtändlichkeit angegeben, welche wohl denjenigen, die mit den Sachen ſchon bekannt ſind, manchmal langweilig und zu weitſchweifig vorkommen möchte, die aber hier nicht ganz am unrechten Orte iſt.

Da wegen der großen Menge von ökonomiſchen Schriften, welche alle Jahre ins Publikum gebracht werden, es leicht geſchieht, daß die ältern oft beſſern Schriften durch die neuern in Vergeſſenheit kommen, und da viele, welche erſt ſeit einiger Zeit ſich mit der Oekonomie bekannt gemacht haben und vielleicht die ältern beſſern Schriften in ihrem Fache nicht genau kennen; ſo will Recenſent um dieſer willen den Inhalt von beiden Bänden auszeichnen. Der erſte Theil, welcher vom Ackerbau handelt, iſt in 5 Hauptſtücke abgetheilt. Das erſte handelt von

 den

den eigentlichen Gegenſtänden des Ackerbaues; das zweite, das wichtigſte in dieſem Theile, von den Beſtellungsgeſchäften des Ackers. Hier werden im 1. Abſchnitt von den verſchiedenen Pflugarbeiten, ihrer rechten Zeit und Ordnung, auch den dazu gehörigen Werkzeugen, und im 2. Abſchnitt von dem Geſchäft des Egens, viele oft kleinlich ſcheinende, aber ſehr lehrreiche praktiſche Bemerkungen und Winke gegeben. 3. Abſchnitt vom Walzen. 4. Abſchnitt vom Düngen, und 5. Abſchnitt von der richtigen Beſäung der Aecker. Alle ſind ſehr lehrreich, beſonders aber der 4., in welchem ſo wohl über die beſte Zubereitung der natürlichen und den Werth der künſtlichen Düngungsmittel viel Wahres geſagt, als auch aus Erfahrung angegeben wird, für welchen Acker ſich jeder Miſt am beſten ſchicke. Drittes Hauptſtück: von den Erntegeſchäften, wobei 1) Regeln, welche zur geſchickten Veranſtaltung und Vollbringung einer Ernte nöthig ſind, gegeben, und 2) die verſchiedenen Erntegeſchäfte ſelbſt aufgezählt werden. Viertes Hauptſtück: von den Dreſchergeſchäften. Fünftes Hauptſtück: von einer klugen und vernüftigen Anwendung und unbeſchädigten Aufbehaltung der gewonnenen Ackerfrüchte.

Der zweite Theil enthält 5 Hauptſtücke, nämlich I) Von der Viehzucht überhaupt. II) Von der Pferdezucht, theils von der verhältnißmäßigen Anzahl, Eigenſchaft, Fütterung und Wartung der

nöthi=

Digitized by Google

nöthigen Zug- und Ackerpferde, theils aber auch von der Anziehung eigener Fohlen und junger Pferde, und in wie weit ſolches einem Landmanne rathſam ſei. III) Von dem landwirthſchaftlichen Gebrauch der Steineſel und Maulthiere. IV) Von der Rindviehzucht. 1) Von den Zugochſen. 2) Von den melkenden Kühen, deren äußerer und innerer Güte, auch Fehlern, nebſt ihrer Fütterung und Wartung. 3) Von dem Nutzen und der Möglichkeit der Stallfütterung, deßgleichen an welchen Orten ſie vorzüglich nöthig ſei. 4) Von der Brühfütterung der melkenden Kühe, als einer zur Winterfütterung derſelben nöthigen Induſtrie. 5) Von einer richtigen Futterordnung für die melkenden Kühe, nach Verſchiedenheit der in den vorigen Abſchnitten bemerkten Fütterungsarten. In dieſen drei letzten Abſchnitten 3. 4 und 5. kommen ſo manche Bemerkungen und Winke vor, welche dem Teutſchen Landmanne bekannt zu werden verdienen. Denn ſo lange ſolche Winke nur in Büchern verborgen bleiben, ſo lange darf man auch noch nicht erwarten, daß die Oekonomie die Fortſchritte machen werde, welche man bisher wegen der vielen ſchriftlichen Aufklärungen in dieſem Fache gehofft hat. Die Brühfütterung iſt zwar in vielen Dörfern bekannt, aber es werden dabei noch viele Fehler gemacht, und doch iſt dieſe, verbunden mit der Stallfütterung im Sommer und dem nöthigen Futteranbau, ſo höchſt nützlich, daß ein verſtändiger Ackerwirth auf einem

mäßigen

mäßigen Gute den Viehſtand von 8 oder 10 Kühen in kurzer Zeit bis auf 20 Kühe verſtärken konnte, bloß weil er meiſtens nach den hier angegebenen vernünftigen Grundſätzen verfuhr. 6) Von der richtigen Behandlung des Melkenweſens. 7) Von der Kälberzucht. V) Von der Schafzucht. 1) Von der Nutzbarkeit des Schafviehes. 2) Von der Verhältnißmäßigkeit des Schafviehſtandes nach dem Unterſchied der Zucht- Hammel- und Futterſchäfereien. 3) Von den Eigenſchaften tüchtiger und nutzbarer Böcke und Schafe. 4) Von der Lämmerzucht. 5) Von der Veredlung des Schafviehes durch ausländiſche Böcke und Schafe. 6) Von dem für die Schafe zu beſtimmenden Sommer- und Winterfutter, ingleichen deren Pflege und Wartung. Bei dieſem fünften Hauptſtücke ſind Daubentons vollſtändiger Unterricht für Schäfereiherren und Schäfer und Geutebrücks geſammelter Unterricht von Schafen und Schäfereien mehrmals angeführt und benutzt worden. Im Ganzen aber werden auch ſo viele eigene Winke mitgetheilt, daß ſie von allen Landwirthen, die Schafe halten, beherzigt zu werden verdienen.

Mit eben der Unbefangenheit, mit welcher Rec. bisher dieſer Schrift das gebührende Lob ertheilt hat, will er nun auch Einiges anzeigen, was er an derſelben theils vermißt, theils anders gewünſcht hätte. Es iſt natürlich, daß bei einer ſo viel umfaſſen

faſſenden Schrift und bei einer Wiſſenſchaft, welche hauptſächlich auf Erfahrungen beruht, welche Jeder doch meiſtens nur in der Gegend machen kann, in welcher er einheimiſch und bekannt iſt, die Meinungen oft getheilt und andere Gegenden auch andere Erfahrungen geben müſſen. Es würde alſo unbillig, aber auch für den Raum einer Anzeige zu weitläuftig ſein, wenn alles angegeben werden ſollte, wo man Zweifel und Einwendungen machen zu müſſen glaubte, zumal bei dieſer Schrift, welche hauptſächlich und zuerſt für Schleſiſche und Märkiſche Landwirthe berechnet iſt, welches aber ihrer allgemeinern Brauchbarkeit in andern Gegenden nicht ſchadet. Alſo nur einige Erinnerungen ſollen hier gemacht werden. Der Herausgeber verſpricht in der Vorrede, daß er dieſe von dem verſtorbenen Präſidenten von B. unvollſtändig gelaſſene Schrift fortſetzen und vollenden werde; allein es ſcheint, als ob in dieſer Fortſetzung nur Winke über die Zucht und Wartung derjenigen Vieharten, über welche noch nichts geſagt worden iſt, mitgetheilt werden ſollten; als Schweine, Ziegen, alle Arten des Federviehes, Bienen und Seidenwürmer, über welche alle der Verfaſſer des Acker-Catechismus ſeine Bemerkungen mittheilen wollte. Durch dieſe Fortſetzung würde zwar der Unvollſtändigkeit auf der einen Seite abgeholfen werden, allein in dem erſten Theile noch manche Lücke bleiben. Denn es iſt in dieſem nichts von dem Anbau der Kartoffeln,

des

Digitized by Google

des Krauts, des Kohls, der Rüben, des Rübſa-
mens, des Tobaks, der Futterkräuter ꝛc. geſagt
worden. Wenn auch im zweiten Theile von dem
Anbau der Futterkräuter hier und da mehreres vor-
kommt und auch von den Kartoffeln, dem Kraute
und dem Kohle manches Gute geſagt wird, ſo iſt
doch dieſes oft zu wenig und nicht ganz an ſeinem
Orte. Es hätte alles in den erſten Theil gehört und
es wäre nöthig geweſen, daß bei der Zubereitung
des Ackers auf dieſe in jeder Wirthſchaft höchſt
nöthigen und oft ſehr einträglichen Gewächſe beſon-
dere Rückſicht genommen worden wäre; und dieſes
um ſo mehr, weil das Buch hauptſächlich für an-
gehende Wirthſchaftsbediente und Landwirthe be-
ſtimmt iſt, die nicht ſo leicht viel an Bücher wenden,
und die ein ſolches, ſonſt ſehr nützliches Werk, gern
in allem zu ihrem Hand- und Hausbuche zu machen
pflegen. Das Buch würde dadurch etwas ſtärker
geworden ſein; allein es hätte auch viel Raum er-
ſpart werden können, wenn manche zu ausführliche
und ohne Zeichnungen doch nicht recht verſtändliche
Beſchreibungen von Werkzeugen weggelaſſen oder
abgekürzt, unnöthige Wiederholungen, deren man
mehrere findet, wie z. B. das, was über Fütterung
im 1. Theile ſteht, meiſtens auch im 2. wieder vor-
kommt, weggeſchnitten und überhaupt der Stil etwas
mehr zuſammen gedrängt worden wäre. Der Her-
ausgeber hat ſich zwar wegen des oft ſo geſchwätzigen
Stils dieſer Schrift zu entſchuldigen geſucht, allein
die

die Schrift würde doch gewonnen haben, wenn er in dieſem Punkte ſtrenger geweſen wäre. — Auch die Bemerkungen über die verſchiedenen Getreidearten hätten etwas ausführlicher ſein, und über den Werth mancher neuern Verſuche und Erfindungen, z. B. neuer Pflüge, Säe- und Dreſchmaſchinen u. dgl. wenn gleich nur wenig, doch etwas geſagt werden ſollen, damit angehende Landwirthe wüßten, was ſie davon zu halten hätten und auch dergleichen Erfindungen beurtheilen und gehörig ſchätzen lernten. —

Ungern bemerkte Recenſent an mehrern Stellen, daß etwas verächtlich von der ſo genannten niedern Volksklaſſe, den Unterthanen der Rittergutsbeſitzer und dem Geſinde, geſprochen wird. Wenn man auch gar nicht auf die gegenwärtigen Zeitumſtände Rückſicht nehmen will, ſo iſt es doch ganz gegen die Humanität und gegen Klugheit, Wahrheit, Recht und Billigkeit, wenn man in Schriften, die ſelbſt dem gemeinen Landmanne in die Hände gegeben werden ſollen, ſich ſo oft herabwürdigender Ausdrücke gegen ſie überſieht. So etwas, wie z. B. gemeines Volk und andere erniedrigende Ausdrücke, kann ſehr erbittern und macht oftmals, daß Belehrungen nicht den Eingang finden, den ſie ihrer Nützlichkeit wegen haben ſollten. Ueberhaupt könnte dieſes der angezeigten Schrift noch zum Vorwurf gemacht werden, daß ſie in ihren Belehrungen und Anga-

Angaben oft zu wenig auf den gemeinen Landmann Rückſicht nimmt, ſondern immer nur bei den größern Rittergutsbeſitzern ſtehen bleibt. Doch wird dieſes nicht darum geſagt, als ob deßwegen dieſe Schrift nicht allen Landleuten ſehr lehrreich ſein und werden könnte. Es würde ihnen nur das Leſen derſelben erleichtert worden ſein, wenn auch auf ſie gleich bei der Ausarbeitung mehr Rückſicht genommen worden wäre.

Eine andere Ungerechtigkeit ſcheint einiger Maßen gegen die Ochſen begangen zu werden. Es wird allerdings geſagt, daß ſie zum Ackern brauchbar seien; allein ihr Gebrauch auch faſt allein darauf beſchränkt. Aber in wie vielen Gegenden weiß man wenig und gar nichts von Pferden, und doch befinden ſich da die Landleute oft ſehr wohl! Und Rec. iſt überzeugt, daß der dumme Stolz, der in manchen Gegenden herrſcht, als ob es eine Schande ſei, ein Ochſenbauer zu ſein, gewiß vielen Landleuten ſehr verderblich wird. Man kann mit Recht ſagen, daß das viele Pferdehalten in manchen Gegenden dem Unterhalt der Menſchen nachtheilig werde und gleichſam die Menſchen verdränge. Man weiß ja, daß auf dem Geiersberge in Böhmen die Pferde ausgeſpannt und die Wagen und Kutſchen mit Ochſen fortgeſchafft werden müſſen, und wie viel Kupferzell durch das Ochſenhalten gewonnen habe, iſt aus der Schrift vom Paſtor Meyer bekannt. Dieſe Erinnerung hielt Rec. deßwegen für nöthig, weil

weil gemeine Landleute in manchen Gegenden durch ſolche Schriften in ihrem Vorurtheile gegen die Ochſen nur beſtärkt werden.

Im 2. Theile, S. 26, wird das Pferdefutter in einem etwas andern Verhältniſſe, als im erſten Theile, S. 315, angegeben. Durch ſolche Kleinigkeiten werden Anfänger oft irre gemacht. Daher hätten hier und auch in einigen andern Stellen alle Widerſprüche vermieden werden ſollen. Auch die abgeänderte Rechtſchreibung im zweiten Theile wird Manchen auffallen, zumal da ſie ſich nicht überall gleich bleibt. So wird Tier, Teil, Rat, Wal, Wirt, nötig, Erfarung ꝛc. geſchrieben, und doch findet man das h in beſteht, Vieh, Vortheil, Nahrung, Wahrheit ꝛc.

Möchte es doch, und dieß iſt der letzte Wunſch, dem würdigen Herausgeber dieſes Acker-Catechismus gefällig ſein, bei der verſprochenen Fortſetzung deſſelben, zugleich in einem Anhange eine kurze Anleitung zu geben, welche Schriften angehende Landwirthe und Landleute ſo wohl über das Ganze der Oekonomie, als auch über einzelne Theile derſelben leſen könnten und ſollten, wenn ſie ſich die gegenwärtige ganz zu eigen gemacht hätten. Es giebt ſo viele, welche gern eine weitere Belehrung haben möchten, die aber mit der ökonomiſchen Litteratur zu wenig bekannt ſind und daher unter der großen Menge von ökonomiſchen Schriften das

Beſſere

Beſſere von dem Schlechtern nicht unterſcheiden können. Stoßen ſie unglücklicher Weiſe, und wie leicht iſt das möglich! auf ſchlechte Werke, ſo werden ſie dadurch von allem Leſen abgeſchreckt; und daher kommen ſo viele Erfahrungen nicht zur Kenntniß der eigentlichen praktiſchen Oekonomen.

Recenſent hat ſein Urtheil ganz unverholen über das angezeigte Werk geſagt und wünſcht von ganzem Herzen, daß es recht viel Leſer, und beſonders auch viele Leſer aus dem gemeinen Bauernſtande erhalten möge.

VI.

Kurze Nachrichten.

a) Naturbegebenheiten.

Die letzte Zuckerernte in Weſtindien iſt außerordentlich ergiebig geweſen. Auf Antigoa, wo man ſonſt gewöhnlich nur 12,000 Oxhoft erntete, hat man dieſes Mal 30,000 Oxhoſt erhalten.

* * *

Im Oeſtreichiſchen war man des naſſen Sommers wegen beſorgt, daß die Weintrauben nicht zur Reife kommen, und der Herbſt überhaupt in Anſehung der Ergiebigkeit mehr als mittelmäßig ausfallen würde. Getreide und Viehfutter hingegen

hingegen iſt im Ueberfluß gerathen, ſo daß die Preiſe des Mehls, Schmalzes ꝛc. ſehr gefallen ſind.

* * *

Am 27. Septr. folgte auf einen der ſchönſten Sommertage in der Gegend von Hamburg früh um 2 Uhr ein fürchterlicher Orkan, der mit Donner, Regen und Hagel begleitet war. Schnell auf einander folgende Blitze durchkreuzten die Luft und erleuchteten die finſtere Nacht mit ſchrecklich ſchimmerndem Glanze. Alles ſchien ein Feuer zu ſein. Das Rollen des Donners und das Brauſen des Sturmwindes vereinigten ſich zu einem furchtbaren Getöſe, welches durch das Gepraſſel der von den Dächern herabgeſtürmten Ziegel noch vermehrt wurde. Nach 3 Uhr legte ſich die Wuth der empörten Elemente und der Himmel ward wieder heiter. Der Sturm hat einige Häuſer, Mühlen, Bäume ꝛc. umgeriſſen und auch einige Fahrzeuge beſchädigt.

* * *

In der Nacht zum 4. Oktober erhob ſich in der Gegend von Leipzig ein großer Sturmwind, der auch am Tage noch fortdauerte und des Nachmittags mit Regen und Donner begleitet war.

* * *

Obgleich die letzte Hälfte des Sommers und auch die ganze Erntezeit hindurch auch in Dänemark naſſe Witterung war, ſo iſt doch namentlich in den Gegenden um Copenhagen die Getreideernte über alle Erwartung gut ausgefallen.

b) Ge-

b) Geſetze und Verordnungen, die das ökonomiſche Publikum angehen.

Wegen der Fruchtſperre wurde am 17. Juli zwiſchen verſchiedenen Sächſiſchen Regierungen eine Konvention folgenden Inhalts abgeſchloſſen:

1) Das Gebiet der Stadt Erfurt, die Fürſtenthümer Gotha und Altenburg, ſo wie die dazu gehörige Saalfeldiſche Landes-Portion, das Fürſtenthum Weimar, mit Ausſchluß des Amtes Altſtedt, jedoch mit Einſchluß des Henneberġiſchen Amtes Ilmenau, und der Jenaiſchen Landes-Portion, das Fürſtenthum Eiſenach, und beide Fürſtenthümer Schwarzburg-Sondershauſen und Rudolſtadt ſollen ſämmtlich vom 15. Auguſt d. J. an, in Rückſicht auf den Verkehr mit Getreide, und dem daraus gefertigten Branntwein, ſo wie mit Heu und Stroh, als ein Ganzes, angeſehen und behandelt werden.

2) Der wechſelſeitig völlig freie Verkehr mit erwähnten Erzeugniſſen ſoll zwiſchen den Einwohnern der ſolcher Geſtalt verbundenen Lande von gedachtem Tage an, wieder hergeſtellt, und dem zu Folge ihnen verſtattet ſein, innerhalb der erwähnten Lande, Getreide und Branntwein, Heu und Stroh frei hin und her zu transportiren, zu kaufen und zu verkaufen, ohne daß ſie dazu irgend eines Atteſtats oder Legitimation bedürfen.

3) In alle andere Lande hingegen, die Kurſächſiſchen ausgenommen, mit welchen die Verhält-

nisse

niſſe verbleiben, welche bisher Statt fanden, ſoll die Ausfuhr des Weitzens, des Roggens, der Gerſte, des Dünkels und Hafers, des Malzes, des gewöhnlichen Brotmehles, und des aus dieſen Getreideſorten verfertigten Branntweins, wie auch des Heues und Strohes, auf das ſtrengſte verboten ſein.

4) Wird jemand über der verbotenen Ausfuhr der vorbenannten Artikel aus den verbundenen Landen auf friſcher That ergriffen, ſo wird die ganze Ladung nebſt Wagen, Pferden und Geſchirre, es mag ſolches alles dem Käufer oder Verkäufer zugehören, konfiscirt, und wenn einer den Betrug ſo weit treibt, einen der obigen verbotenen Artikel, unter andern Waaren zu verbergen, deren Ausführung erlaubt iſt; ſo erſtreckt ſich ſogar die Konfiskation auch auf dieſe Waaren mit, und gehört die Unterſuchung der Sache in dieſem Falle für diejenige Obrigkeit, welche die Jurisdiktion über den Ort hat, wo der Uebertreter angehalten worden iſt.

5) Iſt die Ausfuhr ſchon erfolgt, und der Uebertreter iſt ein Einwohner der verbundenen Lande; ſo wird derſelbe, nach vorgängiger, von dem Richter ſeines Wohnorts zu führender Unterſuchung, mit dem ſodann auszumittelnden Werthe der ganzen Ladung, ingleichen des Wagens, der Pferde und des Geſchirrs beſtraft.

6) In allen Fällen, wo wegen Armuth des Kontravenienten Geldſtrafen nicht Statt finden, treten

treten empfindliche, verhältnißmäßige Leibesſtrafen an ihre Stelle, die nach erſtattetem Berichte von dem Unterrichter beſtimmt werden.

7) Sollte es ſich zutragen, daß der Käufer die verbotene Ausfuhr der erkauften Früchte, unter Einverſtändniß des Verkäufers bewirkt hätte, ſo wird auch der Letztere dieſerhalb beſtraft, und zwar, wenn es Früchte oder ſolche Produkte ſind, die mit den gewöhnlichen Fruchtgemäßen gemeſſen werden können, für einen jeden unter ſeiner Beihülfe ausgebrachten Scheffel Korn, Weitzen, Gerſte oder Hafer mit 2 Rthlr., wenn es Branntwein iſt, für jeden Eimer mit 20 Rthlr., und iſt es Heu, für jeden Centner mit 1 Rthlr., iſt es aber Stroh, für jedes Schock mit 5 Rthlr.

8) Zins- und Deputat-Getreide iſt zwar noch ferner in nicht verbundene Länder auszuführen verſtattet, jedoch nicht anders, als gegen Vorzeigung eines von dem Beamten, Stadtrathe oder Gerichte des Orts, wo der Zinspflichtige eingeſeſſen iſt, über die Menge und Art deſſelben unentgeltlich auszuſtellendes Atteſtat.

9) Wofern ausländiſches Getreide, oder Branntwein bloß durch die verbundenen Lande durchpaſſiret; ſo ſollen die durchführenden Perſonen, wenn ſie nicht ſchon mit einem, Art und Menge der Ladung genau beſtimmenden Zeugniſſe ihrer Obrigkeit verſehen ſind, ſchuldig ſein, in demjenigen Grenzorte, wo ſie die verbundenen Lande zum

Digitized by Google

erſten Male betreten, von der Obrigkeit, oder wenigſtens von den Dorfvorgeſetzten über die geſchehene Einpaſſirung ein in eben erwähnter Maße vollſtändiges, mit dem Gemeindeſiegel zu bedruckendes, jedoch nichts deſto weniger unentgeldlich auszuſtellendes Atteſtat ſich ertheilen zu laſſen. — Dergleichen Fuhrleute müſſen auch an jedem inländiſchen Orte, durch welchen ſie paſſiren, den bei ſich habenden, oder an dem erſten Grenzorte erhaltenen Paß bei den Schulzen, den Stadträthen und Gerichten vorzeigen.

10) Es iſt daher nicht nur allen Zoll- und Geleitsbedienten auch Schultheißen, oder deren Stellvertretern in denjenigen Orten, welche an der Grenze der verbundenen Lande liegen, aufgegeben, die mit Früchten durchpaſſirenden vorbeſchriebenen Ausländer, gehörig an ihre Obliegenheit zu erinnern, ſondern es ſoll auch bei jeder Zoll- und Geleitsſtelle, ſo wie an jedem Wirthshauſe an der Grenze eines in den Verband nicht mit eingeſchloſſenen Landes eine öffentliche Benachrichtigung, bis auf anderweite Verfügung, angeſchlagen werden.

11) An den Unterobrigkeiten, Geleits- und Zollbedienten, und den Dorfvorgeſetzten ſoll die unterlaſſene genaueſte Aufſicht auf die verbotene Fruchtausfuhr unabbittlich geahndet, und bei jedem Kontraventions-Falle, den ſie erweislich aus Gefährde, oder aus grober Nachläſſigkeit reſp. nicht

unterſucht und zur Anzeige gebracht haben, ſie mit einer Geldbuße von 10 Rthlr. belegt werden.

12) Von allen, nach Maßgabe der gegenwärtigen Uebereinkunſt, beſtimmten Strafen, ſie mögen im Gelde oder auch in konfiscirten Früchten, Branntwein oder andern Sachen beſtehen, erhält der Denunciant das Drittheil; auch wird dem unterſuchenden Richter, zu mehrerer Aufmunterung ebenfalls ein Drittheil davon zugetheilt. In Anſehung des Drittheils des Denuncianten wird, ohne die erheblichſten Urſachen, nicht leicht ein Erlaß Statt finden. Iſt der Angeber ein Mitſchuldiger, ſo iſt er für ſeine Perſon von aller Strafe frei.

* * *

Im Hannöveriſchen iſt dagegen unterm 6. Septr. folgende Verordnung erſchienen: Da die dießjährige Roggenernte im Ganzen genommen ergiebig ausgefallen iſt, und daher auch an mehrern Orten die Roggenpreiſe wieder herabgegangen ſind; ſo finden wir uns bewogen, das Branntweinbrennen aus Roggen vom 1. des nächſtkünftigen Oktobers an vorerſt wieder zu erlauben.

* * *

Der Stadtrath in Halle hat unterm 20. September d. J. Nachſtehendes öffentlich bekannt gemacht: Der Holzmangel wird immer drückender, und es iſt nicht möglich, den bisherigen Bedarf anzuſchaffen. Es muß daher ein Jeder ſich auf Braunkohlen-Feuerung einrichten, zu welchem

Behuf

Behuf der Feuerbau-Inſpektor Jachtmann noch in dieſem Herbſte anhero kommen wird, bei welchem ſich diejenigen, welche neue Einrichtungen, in Anſehung der Erdkohlen-Feuerung machen wollen, Raths erholen können. Uebrigens iſt es durch ein allerhöchſtes Reſkript feſtgeſetzt, daß die Branntweinbrenner nur bis zum 1. December d. J. ſich Holz zur Branntweinbrennerei bedienen ſollen; wer alsdann ſeine Branntweinblaſe nicht, wie ſchon Mehrere gethan, auf Erdkohlen-Feuerung eingerichtet, dem ſoll die Blaſe verſiegelt werden.

* * *

Als eine Folge der in der Lombardei immer weiter um ſich greifenden Viehſeuche wurde unter andern alle Butterausfuhr verboten.

* * *

In England iſt die ganz zollfreie Einfuhr des Getreides erlaubt, die Ausfuhr deſſelben aber verboten worden. Auch dürfen in Schottland aus Getreide keine Liqueurs mehr verfertigt werden.

c) Neue Entdeckungen und Erfindungen.

Bekanntlich hat man bisher an die Stelle der Galläpfel mehrere Pflanzen-Stoffe, die eine zuſammenziehende Kraft, wie z. B. Tormentil-Wurzel, Eichenrinde ꝛc. beſitzen, bei Bereitung einer

 guten

guten Tinte empfohlen. *) Der Prof. Fuchs in Jena hat ein ähnliches Surrogat in der äußern Schale der Mandeln, ſo wohl der ſüßen als der bittern (Amygdalus Nana *Linn.*), gefunden. Wenn man ſolche Schalen mit Waſſer kocht und etwas von dieſem Abſud mit Eiſen-Vitriol vermiſcht, ſo erhält man augenblicklich Tinte.

* * *

Der Klempner-Meiſter Emanuel Staudinger in Berlin hat eine neue Art Kutſchen-Laternen erfunden, und über die ausſchließende Verfertigung derſelben in den nächſt folgenden 3 Jahren am 26. Juli ein Patent erhalten. Dieſe Laternen ſind 1) inwendig mit überſilbertem Meſſing ausgefüttert, 2) haben ſie einen verſilberten Schein über dem Glaſe, 3) iſt unter der Laterne ein Zugrohr mit Löchern angebracht, und 4) leuchtet ſie 30 Schritt vor dem Wagen. Der Preis derſelben iſt: 1) die ordinairen das Paar 3 Friedrichsd'or, und 2) die zweite Sorte, mit Figuren und Guirlanden, 4 Friedrichsd'or.

* * *

Der Bürger Lucas Chriſtian Auguſt Albert in Paris hat eine Säge ohne Ende erfunden, womit man Holz von jeder Stärke durchſchneiden kann. Am 26. Fructidor 7. (12. Septr. 1799) wurde ihm ein Patent ertheilt, vermöge deſſen

*) Vgl. Oekon. Hefte 1799, Juni, S. 563 f.

deſſen er 15 Jahr hindurch ausſchließend dergleichen Sägen verfertigen darf.

* * *

Der Berg-Kommiſſair Weſtrumb hat folgende Vorſchrift zu einer wirklich unverlöſchlichen Tinte bekannt gemacht: Die Pflanzenkohle, ſo wie Kohle überhaupt, iſt unter den bekannten Stoffen, die eine ſchwarze Farbe haben, der einzige, der den Wirkungen der chemiſchen Auflöſungsmittel und der Zeit widerſteht, und ſeine Farbe unverändert behält; denn nur allein das Feuer iſt im Stande, ſie in ihre Beſtandtheile zu zerlegen. Man wird daher nur erſt dann eine ganz unvertilgbare Tinte erhalten, wenn man ſich dieſes Stoffes zu ihrer Zuſammenſetzung bedient. Die gemeine Holzkohle iſt zu dieſem Zweck unbrauchbar, weil man ihr, wenn ſie auch noch ſo fein gepulvert, geſiebt und auf dem Präparirſteine gerieben worden, den Grad von Feinheit, Unfühlbarkeit und Miſchbarkeit nicht ertheilen kann, den ſie haben muß, wenn man ſich ihrer als Miſchungstheil der Tinte bedienen will.

Dieſe Feinheit, Unfühlbarkeit und Miſchbarkeit beſitzen nun zwei andere bekannte kohlenartige Stoffe, der Kienruß und der Lampenruß; ſie dienen deßhalb beide zur Zuſammenſetzung unvertilgbarer Tinten. Sie ſind wirklich unvertilgbar; ich habe nämlich dieſe kohlenartigen Materien und Tinte, die mit ihnen zuſammengeſetzt war, den Reaktionen der oxigeniſirten Salzſäure, dem ſüroxigeniſirten ſalzſauren

ſauren Dampf, der Lauge von Javelle, die man mit Vitriolſäure verſetzt hatte, der Salpeterſäure und dem Königswaſſer, in der Kälte, Wärme und Siedehitze, eine kürzere und längere Zeit ausgeſetzt, und durchaus in allen dieſen Fällen keine Verminderung der ſchwarzen Farbe wahrnehmen können.

Hieraus ergiebt ſich offenbar, daß eine Tinte, zu deren Zuſammenſetzung die eine oder die andere dieſer Kohlenarten genommen werden, ſehr unvertilgbar ſein werde, und da die Zeit und die ambirende Luft ihr nichts anhaben, den Fehler der gemeinen Tinte, mit der Zeit gelb zu werden, nicht haben könne.

Aehnliche Vorſchläge ſind ſchon im Hannöveriſchen Magazin geſchehen. So räth ein Ungenannter: „den Chineſen zu folgen, und ſich der Tuſche oder einer dieſer ähnlichen Miſchung, aus gereinigtem Kienruß, Gummiwaſſer und etwas Ochſen- oder Fiſchgalle zum Schreiben zu bedienen.“ Auch dieſer Schriftſteller beweiſet gleich mir, daß der ſchwarze Stoff, der die Grundlage dieſer Tinte ausmacht, den Kräften der Aetzmittel widerſtehe *).

Auch Herr Murray **) räth, Erfahrungen und Verſuche zu Folge, eine Tinte an, die aus Kienruß, Gummi und Waſſer, oder aus Kienruß und dem Safte von Wolfsmilchkraute zuſammen- geſetzt

*) Hannöveriſches Magazin, 1797, St. 91, S. 1441 ff.

**) An einem andern Orte, 1797, St. 98, S. 1559.

Digitized by Google

geſetzt worden. Er fand gleichfalls, daß eine ſolche Tinte den Wirkungen der oxigeniſirten Salzſäure und andern Säuren völlig, den ätzenden Alkalien aber ſehr gut widerſtehe.

Selbſt die Alten, und vorzüglich die Griechen, haben ſich einer aus Gummi und Kienruß bereiteten Tinte bedient. Folgen wir alſo dieſen, den Chineſen, die ſich der Tuſche bedienen, deren hauptſächlicher Beſtandtheil eine Kohle iſt, und unſern eignen Verſuchen und Erfahrungen, und bedienen uns des Kienrußes oder des Lampenſchwarzes als Schreibmaterial: ſo bekommen wir ſicher eine weit unvertilgbarere Tinte, als die Pitelſche mit Indig verſetzte gemeine Tinte je ſein wird.

Die gemeine Galläpfel-Tinte und den Indig darf man indeß nach meiner Meinung nicht aus dieſer Zuſammenſetzung verweiſen; jene, um ein brauchbares, an ſich ſchon ſchwarzgefärbtes Vehikel für den Ruß zu haben, und dieſen, um der Tinte theils die ſchöne bläulichſchwarze Farbe, theils aber auch den Grad von Untilgbarkeit mitzutheilen, welche die Pitelſche Tinte wirklich beſitzt. Wünſchenswerth und zweckmäßig würde es zugleich ſein, wenn man einen Stoff ausmachen könnte, welcher der Tinte Körperlichkeit und Zähigkeit ertheilte, und nicht ſo leicht wie Pflanzengummi vom Papier abgewaſchen werden könnte, wie dieſes bei der Pitelſchen Tinte der Fall iſt.

Auf

Auf dieſe Vorausſetzung gründet ſich nun folgende Zuſammenſetzung einer unvertilgbaren Tinte:

Man koche 2 Loth Blauholz und 6 Loth gepulverte Galläpfel mit 92 Loth Waſſer aus, ſeihe die Abkochung durch und gieße dieſe, die 64 Loth betragen muß, noch heiß auf 3 Loth vollkommen reinen Eiſenvitriol, 2½ Loth Arabiſchen Gummi und ½ Loth weißen Zucker. Sind dieſe Stoffe in dem Abſude aufgelöſet, ſo werden der Tinte 2 bis 2½ Loth guter Indig, der ganz fein gemahlen werden, und 1½ Loth Kienruß oder Lampenſchwarz zugeſetzt, die man gereinigt und mit etwas, etwa 2 Loth ſtarkem Branntwein, gelöſcht haben muß.

Oder, man verfährt genau nach der eben gegebenen Vorſchrift, ſetzt aber der Tinte ſtatt der oben vorgeſchriebenen 3 Loth reinen Eiſenvitriol, entweder 2 Loth deſſelben und 1 Loth Kupfervitriol, oder auch 2½ Loth Eiſenvitriol und ½ Loth Alaun zu. Dieſe Tinten ſollen eindringender in das Papier ſein, und die Schriftzüge beſſer anhaften, als die aus bloßen galläpfelſaurem Eiſen beſtehende Tinte. Aus dieſer Urſache iſt bei der zuerſt erwähnten Tinte auch ein größeres Quantum an Eiſenvitriol vorgeſchrieben worden, wie der adſtringirende Stoff, den die Galläpel und das Blauholz darreichen, zu zerlegen, und in ſchwarzes galläpfelſaures Eiſen zu verändern im Stande iſt.

Eine ſolche Tinte iſt ſehr brauchbar. Ich habe ſie mit allen Aetzmitteln, und ſelbſt mit der Javelliſchen

velliſchen Lauge, die der Pitelſchen Tinte ſo gefährlich iſt, geprüſt, oft und lange in dieſen Stoffen eingeweicht, und die Schwärze der Schriftzüge auch in den längſten Zeiträumen nicht vertilgen können.

Der Preis einer Bouteille dieſer Tinte kann höchſtens 18 Gr. ſein; ein Preis, der noch weit von demjenigen entfernt iſt, wofür Herr Pitel ſeine Zuſammenſetzung dem Publikum überläßt.

Der Kienruß und das Lampenſchwarz werden dadurch gereinigt, daß man ſie in eine Schale mit Waſſer ſchüttet. Sie ſchwimmen dann auf dem Waſſer, und laſſen alles Fremde, Sand, Steine u. ſ. w. zu Boden fallen. Man nehme ſie nun vom Waſſer ab, ſchütte ſie dann in einen Schmelztiegel und ſtelle dieſen, nachdem man ſie recht feſt zuſammengedrückt hat, zwiſchen glühende Kohlen. Hier bleibt der Tiegel ſo lange ſtehen, bis die Rußarten nicht mehr dampfen. So bald dieſes Dampfen aufhört, ſchütte man den Ruß in eine Schale mit Waſſer, rühre ihn ſchnell damit durch und laſſe ihn dann trocken werden.

---

d) Vermiſchten Inhalts.

Wegen einer unter dem Rindvieh in der Stadt Oranienburg ſich geäußerten bedenklichen Krankheit, konnte der auf den 23. Septr. fallende Viehmarkt daſelbſt nicht gehalten werden.

* * *

Die

Die Sächſiſche Geſellſchaft zur Verbeſſerung des Weinbaues *) hat nun ihrem Verſprechen gemäß für diejenigen, die an ihrer Unterne[illegible]ung Theil nehmen wollen, vorläufig folgenden Entwurf zur Prüfung, Genehmigung oder Verbeſſerung bekannt gemacht:

1. Der Zweck der Geſellſchaft umfaßt alles dasjenige, was durch Benutzung zweckdienlicher Kenntniſſe und Einſichten, Verſuche und Erfahrungen dazu beitragen kann, dem Weinbau und der Weinpflege die möglichſte Vervollkommnung zu verſchaffen, und den etwannigen Mängeln der bisherigen Verfahrungsart abzuhelfen.

2. Zu Gliedern der Geſellſchaft werden nicht nur Einheimiſche, ſondern auch Ausländer aufgenommen; und es qualificiren ſich hierzu Weinbergsbeſitzer, Weinhändler, Maſchinenmeiſter, Böttiger ꝛc. und überhaupt Alle, welche die Nutzbarkeit einer ſolchen Verbindung einſehen, und zu dem gemeinſchaftlichen Zwecke mitzuwirken geneigt und fähig ſind. Die ſchriftlichen Beiträge derſelben werden in der halbjährig herauskommenden gedruckten Anzeige mit ihrer Namensunterſchrift bekannt gemacht. Außer dem Bewußtſein, zum Beſten des Ganzen mitzuwirken, werden auch die einzelnen Mitglieder, ſo wohl in ökonomiſcher als merkantiliſcher Hinſicht, die Vortheile einer ſolchen Verbindung ſpüren.

3. Die

*) Vgl. Oekon. Hefte, 1799, Juni, S. 567 ff.

3. Die ſämmtlichen Glieder unterſcheiden ſich in ordentliche und Ehrenmitglieder. — a. Die ordentlichen Mitglieder werden nur auf ihr Verlangen aufgenommen, und ſie verbinden ſich nicht nur zu einem Antrittsgelde von * Rthlr., ſondern auch zu einem halbjährigen Beitrage von * Rthlr. Aus ihrem Mittel werden die Vorſteher der Geſellſchaft gewählt, und bei denjenigen Verhandlungen, wo etwas nach Mehrheit der Stimmen entſchieden wird, ſtimmen nur ſie. — b. Die Ehrenmitglieder hingegen werden von den ordentlichen Mitgliedern durch Zuſammenſtimmung ernannt, und von ihnen erwartet, daß ſie vorzüglich durch ihre Arbeiten zu Erreichung des Zwecks der Geſellſchaft beitragen. Sie können gleich den ordentlichen Mitgliedern jeder Verſammlung beiwohnen, und ihre Meinung vortragen, doch haben ſie bei Votirungen keine entſcheidende Stimme. Uebrigens hängt es von ihnen ab, ob und wie viel ſie zu den gemeinſchaftlichen Ausgaben beitragen wollen.

4. Die Vorſteher der Geſellſchaft ſind: ein Direktor, deſſen Adjunkt und 6 Deputirte, denen ein Sekretair, und, wenn es die Umſtände erlauben, auch ein Kaſſirer zugegeben wird. Der Direktor verwaltet ſeine Stelle ein Jahr, wird von dem Adjunkt abgelöſet, und deſſen Stelle durch Wahl wiederum beſetzt. Eben ſo gehen auch jährlich von den Deputirten die 3 ältern ab, an deren Stelle 3 neue gewählt werden. Doch ſind alle abgegangene

Vor-

Vorſteher in der Folge einer neuen Wahl fähig. Der Sekretair und Kaſſirer hingegen, wechſeln nicht, ſondern behalten ihre Stelle beſtändig; und nur ſie erhalten eine Beſoldung, die dem Ermeſſen der Geſellſchaft überlaſſen wird.

5. Die Obliegenheiten dieſer Vorſteher und ihrer Beigeſetzten beſtehen hauptſächlich darin: a. Die Vorſteher prüfen die eingegangenen Aufſätze, ordnen den Briefwechſel und betreiben die Geſchäfte der Geſellſchaft, ſo, wie ſie es der Abſicht der vereinten Mitglieder für angemeſſen befinden. — b. Der Sekretair expedirt die Geſchäfte der Societät, führt das Protokoll und den Briefwechſel, nach dem Gutachten der Vorſteher, denen er, ſo wie bei den allgemeinen Verſammlungen der Mitglieder überhaupt, Rechenſchaft ablegt, und durch gefertigte Auszüge, von der Korreſpondenz ſo wohl als den eingeſchickten ſchriftlichen Aufſätzen, eine Ueberſicht des Ganzen giebt. — c. Der Kaſſirer nimmt die Gelder in Empfang, verwendet ſie nach der Anordnung der Vorſteher, führt die Rechnung, und legt dieſelbe bei jeder Zuſammenkunft vor. Ob indeß die Geſchäfte des Sekretairs und Kaſſirers, bis dieſelben etwa ins künftige eine größere Ausdehnung erhalten, gegenwärtig füglich zu Erleichterung der Geſellſchaft, in einer Perſon vereiniget werden können, bleibt dem Gutachten derſelben überlaſſen.

6. Die allgemeinen Verſammlungen dürften, um der Auswärtigen willen, füglich auf den Montag

nach

nach der Leipziger Oſter- und Michaelis-Meſſe anzuſetzen, und ins künftige gelegentlich zu beſtimmen ſein, ob und wie viel Special-Verſammlungen außerdem, ingleichen, ob bei mehrerer Ausbreitung der Societät, Provinzial-Verſammlungen für nöthig erachtet werden möchten, zu welchen ſodann etwa durch Billets die Einladung geſchehen könnte. — Zur erſten Verſammlung iſt der 18. November 1799 zum Tage, und Meißen zum Orte beliebet worden. — Jedem Mitgliede ſteht es frei, dieſen Verſammlungen beizuwohnen, oder nicht, oder auch, im letztern Falle, ſeine Aufträge einem andern Mitgliede zu ertheilen.

7. Der Zweck dieſer Verſammlungen iſt ſo wohl überhaupt, alle die Geſellſchaft und deren Abſichten betreffende Gegenſtände zu verhandeln, als auch ins Beſondere: neue Vorſteher und Ehrenmitglieder zu wählen, ordentliche Mitglieder auf ihr Verlangen und durch Zuſtimmung anzunehmen, ferner die Abnahme der Rechnungen, das Ausſetzen und Zuerkennen der für nöthig erachteten Preiſe, und die Entſcheidung über den Werth der zu dieſer Abſicht eingegangenen Ausarbeitungen u. dgl.

8. Zu Abnahme der Rechnungen werden jedes Mal 3 oder 4 ordentliche Mitglieder gewählt, wobei denn, wenn auswärtige zugegen ſind, bei der Wahl auf dieſe vorzüglich Rückſicht zu nehmen iſt, damit auch ſie von der zweckmäßigen Verwaltung der Gelder überzeugende Wiſſenſchaft erhalten.

9. Die

9. Die Verwendung der Gelder hängt ſo wohl von den Verfügungen der Vorſteher, als ins Beſondere von den Beſchlüſſen der Geſellſchaft überhaupt bei allgemeinen Verſammlungen ab. Poſtgeld von Briefen, die den Einſender eigentlich intereſſiren, wird billig von dieſem bezahlt; bei Nachrichten hingegen, die den Zweck und das Intereſſe der Geſellſchaft betreffen, hängt es von dem Einſender ab, ob er zu Erleichterung der Societäts-Kaſſe, ſie frei machen will.

10. Da die ſo wohl in Briefen, als auch ſonſt im gemeinen Leben noch gewöhnlichen, obſchon gegenwärtig zum Theil eingeſchränkten Kurialien und Titularen keineswegs die wahre Hochachtung und Ehrerbietung bezeugen, welche man Perſonen von Stande und von Verdienſten zu erweiſen ſich verbunden fühlt: ſo werden die Glieder der Geſellſchaft ſich dahin vereinigen, in allen an die Societät eingehenden, oder im Namen derſelben an ſie gerichteten Briefen, dieſer Kurialien, weder ſich ſelbſt zu bedienen, noch dieſelben zu verlangen.

11. Die Geſellſchaft hält, wo möglich in den verſchiedenen Kreiſen und Provinzen, wo Weinbau in- oder außerhalb Sachſen exiſtirt, ein oder mehrere Korreſpondenten, ſelbſt, wenn ſich bequeme Gelegenheit darbietet, in entferntern Ländern.

12. So wie indeß die ſorgfältige Aufbewahrung der eingehenden Handſchriften, Aufſätze und der gedruckten Societäts-Anzeigen ſich bereits von ſelbſt ver-

verſteht: ſo wird übrigens die Anſchaffung zweck⸗dienlicher Bücher, die beſonders in das Maſchinen⸗Weſen beim Preſſen einſchlagen, oder die Veran⸗ſtaltung und Herausgabe eigener Schriften und Werke, ſo wohl von dem Gutachten der Geſellſchaft als von den Zeitumſtänden und dem Befinden der Kaſſe abhangen.

13. Sollte ſchließlich der Fall eintreten, daß einige Mitglieder für das Beſte der Geſellſchaft un⸗thätig, oder in Entrichtung ihres ordentlichen Bei⸗trags ſaumſelig, oder gar wider alles Erwarten, durch anſtößige Flecken ihres Charakters der Geſell⸗ſchaft unwürdig befunden würden: ſo werden ſie um deßwillen als der Societät nicht mehr angehörig geachtet, und ihre Namen aus den von Zeit zu Zeit bekannt zu machenden Verzeichniſſen der Mitglieder herausgelaſſen.

Alle, welche an der Geſellſchaft Theil zu nehmen geſonnen ſind, werden hiermit ins Beſondere er⸗ſucht, zur Ergänzung, Erweiterung und zweckmäßi⸗gen Abfaſſung vorſtehender Punkte, welche einſtwei⸗len als Grundlage der künftig feſtzuſetzenden Geſetze der Geſellſchaft entworfen worden ſind, ihre Ge⸗danken mitzutheilen, und ſolche entweder an den Herrn Oberlandweinmeiſter Fleiſchmann in Dresden, oder an den Herrn Steuer⸗Prokurator Goldberg in Meißen gefälligſt zu übermachen.

* * *

Die

Die königl. Preußiſche Kommiſſion in Berlin zur Bereitung des Runkelrüben-Zuckers hat ihr Geſchäft nunmehr beendigt. 15 Centner Rüben gaben 398 Pfund wohlſchmeckenden Syrup, woraus 57 Pfund Rohzucker bereitet wurden. Er iſt von weißer Farbe und kann, ohne weitere Raffinerie, als Zucker gebraucht werden. Die Bereitungsart iſt wohlfeil. Es ſoll nun dem Könige eine tabellariſche Darſtellung als Berechnung der Koſten und des Ertrags, mit allen dazu gehörigen Erforderniſſen, vorgelegt werden.

Inhalt.

I. Von der Kultur des Kümmels in der Gegend von Halle. Von W. Albert. S. 385-402
II. Von der Fütterung der Schweine mit Kartoffeln. Von J. Billingsley 402-427
III. Auch etwas über den Anbau der Runkelrüben. Von Christoph Schneider. - - 427-433
IV. Noch etwas über die Oekonomie und Landwirthſchaft in Ehſtland. Von J. C. Petri. - - 433-448
V. Recenſion von: Allgemeiner, vollſtändiger Acker-Catechiſmus u. ſ. w. 448-460
VI. Kurze Nachrichten.
a) Naturbegebenheiten. 460-461
b) Geſetze und Verordnungen, die das ökonomiſche Publikum angehen. 462-467
c) Neue Entdeckungen u. Erfindungen. 467-473
d) Vermiſchten Inhalts. 473-480

Oekonomiſche Hefte
für den
Stadt- und Landwirth.

December, 1799.

I.

Ueber Erdkohle und Holzanpflanzung.

Bei dem in jetzigen Zeiten ſo ſehr um ſich greifenden Holzmangel iſt es kein geringes Glück, daß in vielen Gegenden Erdkohle oder Braunkohle *) angetrof-

*) Was man in Wegwitz, Teuditz und an andern Orten im Stifte Merſeburg gräbt, iſt keine Erdkohle, ſondern eigentlicher bituminöſe Erde, unter der ſich dann und wann Braunkohle findet. Und ſolche bituminöſe Erde iſt es eigentlich, wovon dieſer Aufſatz handelt, die ich aber des Sprachgebrauchs wegen auch Braunkohle genannt habe, zumal ſie unter dieſem Namen bekannter iſt. H.

Digitized by Google

getroffen wird, die uns den Holzmangel weniger fühlbar macht, und uns in den Stand ſetzt, Zeit zu gewinnen, binnen welcher wir wieder auf die Anpflanzung des Holzes bedacht ſein können. Es exiſtiren bereits im Magdeburgiſchen, in Thüringen, im Stifte Merſeburg und anderwärts eine Menge ſolcher Erdkohlengruben (geſchachtet wird ſie an wenigen Orten), und es iſt nicht zu zweifeln, daß ihrer immer noch mehr entdeckt und in Gang kommen werden. Gegenwärtig iſt man noch nicht im Stande, gewiſſe und beſtimmte von der Oberfläche des Bodens abgeleitete Kennzeichen anzugeben, die uns zur Entdeckung eines Erdkohlenlagers behülflich ſein könnten, und mit vieler Wahrſcheinlichkeit kann man auch zweifeln, daß dieß jemals der Fall ſein werde. Man muß ſich bloß mit dem Erdbohrer helfen, oder in Ermangelung deſſen eine Grube abſenken, um die Kohle, ihre Mächtigkeit und den über ihr ſtehenden Abraum beurtheilen zu können; bisweilen geht aber die Kohle ganz zu Tage aus.

Ihre Brauchbarkeit iſt unbezweifelt gewiß und ſehr groß; ſie brennt, wenn ſie rein iſt, nicht nur ſehr gut, ſondern giebt auch eine außerordentlich ſtarke und anhaltende Hitze. Ganz genaue Verſuche, wie ſie ſich gegen das Holz verhalte, ſind mir noch nicht bekannt; indeſſen iſt doch beiläufig ganz gewiß, daß 500 ſo genannte Doppel-Kohlenziegel ſo viel leiſten als anderthalb Klafter $\frac{5}{4}$ langes Buchenholz.

Die

Die hölzernen Formen, worin dieſe Doppel-Kohlenziegel geformt werden, ſind 12½ Zoll lang, 6 Zoll breit und 4 Zoll tief. Zu 500 ſolchen Ziegeln oder Steinen werden 26½ Dresdner Scheffel Erdkohle erfordert, und man nimmt an, daß eine Kubik-Elle Kohle 2 Dresdner Scheffel gebe. An Ort und Stelle kommen 1000 einfache oder 500 Doppelſteine ſelten höher als 2½ Rthlr. zu ſtehen, das Fuhrlohn macht in einiger Entfernung die meiſten Koſten, da 500 Doppelziegel eine reichliche Ladung für zwei Pferde ſind.

Wenn man ſich aber ſtatt des Holzes der Erdkohle mit Nutzen bedienen will, ſo muß der Ofen dazu beſonders eingerichtet ſein. Ein ſolcher Ofen muß ſtatt der untern Platte einen Roſt haben, worauf die Kohlenſteine gelegt werden; und unter dieſem Roſt iſt dann ein feuerfeſter von Mauerziegeln geſetzter Kaſten befindlich, worein die Aſche von den verbrannten Kohlen fällt. Daß der Aſchenbehälter auch ein Zugloch haben müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Iſt der Ofen gut eingerichtet, ſo ſind 5 höchſtens 6 Doppelziegel hinreichend, ein Zimmer von 70 bis 80 □ Ellen dergeſtalt 24 Stunden warm zu erhalten, daß des andern Morgens früh das Waſſer für Vieh, oder zu anderm Gebrauche ganz warm iſt, welches den Abend zuvor in den am Ofen angebrachten Keſſel gegoſſen worden iſt.

Mancher Städter ſcheut ſich wegen des Geruchs *) Gebrauch von dieſem Brennmaterial zu machen; allein ich kann in der That nicht ſagen, daß mir der Geruch auffallend wäre. Er iſt bei weitem nicht mit dem zu vergleichen, den die Steinkohlen von ſich geben, und gleichwohl kennt man in London kein anderes Feuerungsmittel. Manche Erdkohle riecht ſtärker als die andere; aber der Geruch wird ſchwächer, wenn ſie einige Zeit an der Luft gelegen haben. Ueberdieß muß man noch wiſſen, daß bei einem guten Ofen, wovon ich vielleicht eheſtens eine Zeichnung beibringen werde, **) nicht der mindeſte Geruch zu ſpüren iſt, wenn auch das Einheitzeloch in der Stube befindlich wäre.

Andere bilden ſich auch ein, die Erdkohle gebe eine zwar anhaltende, aber ſchwache Hitze, ſie glimme ſehr langſam und gebe keine Flamme; allein dieſe Meinung muß ſogleich wegfallen, wenn man hört, daß ſelbſt Ziegelſteine, wozu doch eine außerordentlich ſtarke Gluth erfordert wird, mittelſt der Erdkohle gebrannt werden. In Beuchlitz unweit Halle

*) Der Geruch iſt dem ſehr ähnlich, welchen man empfindet, wenn mit Bernſtein geräuchert wird. H.

**) Man findet bereits in J. W. Chryſelius Anweiſung, Holzerſparende Stubenöfen, Pfannen- Brat- und Keſſelfeuerungen anzulegen. 2. vermehrte und verbeſſerte Auflage, Leipzig 1798, gr. 8 (1 Rthlr. 8 Gr.) eine Zeichnung eines Ofens, der ſehr gut zu dieſer Abſicht gebraucht werden kann. d. Red.

Halle iſt ein ſolcher Ziegelofen und auch bei Wittenberg ſoll einer ſein, wo man ſich der Erdkohle bedient. *)

Will man in groſzen Städten z. B. in Leipzig, wo es ſo ſehr an Platz und Gelaß fehlt, ſich der Erdkohle bedienen, ſo muß die Polizei darauf ſehen, daß mit der Aſche ſehr behutſam umgegangen werde. Die Aſche der Erdkohle, in einem nicht zu kleinen Haufen, glühet wohl 4 Wochen lang, ja in ſehr groſzen Haufen ſoll ſie, nach Verſicherung glaubwürdiger Männer, nach 4 bis 5 Jahren inwendig noch glühen. In kleinen Quantitäten, z. B. in einem Topfe, der einen halben Kubik-Fuß enthält, und bedeckt wird, iſt ſie in 12 Stunden völlig erloſchen. Folglich iſt bei einiger Behutſamkeit keine Gefahr zu befürchten. Aus dieſem Umſtande läßt ſich auch die Hitze abmeſſen, die dieſes Brennmaterial von ſich giebt. Iſt der Aſchenbehälter am Ofen nicht ſo gar klein, ſo kann ſie eine ziemliche Zeit darin liegen bleiben und zur Erwärmung des Zimmers viel beitragen. Beim Herausholen muß ſie aber an feuerfeſten Orten aufbewahrt, oder wo es daran mangelt, in ein Gefäß mit Waſſer geſchüttet werden. Der Seifenſieder kann dieſe Aſche ſchlechterdings nicht brau-

*) Man erinnere ſich hier der unlängſt in Halle über dieſen Gegenſtand ergangenen Verordnung. Vgl. Oekon. Hefte, 1799, November, S. 466 f.

d. Red.

brauchen, und auch zum Düngen wollen ihr Viele alle Kraft abſprechen, woran jedoch noch zu zweifeln iſt.

Wo Erdkohlen in großer Quantität verbrannt werden; z. B. bei Brauereien, bei Ziegelöfen, bei Salinen und bei andern großen Fabrik-Anſtalten, wo die Aſche unmittelbar nach dem Verbrennen der Kohle noch ganz glühend herausgeſchafft wird, könnte man ſich ihrer, wegen ihres anhaltenden, einförmigen Hitzgrades, noch mit großem Nutzen zu mancherlei Abſicht bedienen, z. B. zum Malzdarren, Obſtdarren, Eſſigſieden, zum Abdampfen des Runkelrüben-Syrups u. ſ. w. Mit einem Worte, zu einem anhaltenden, gelinden Hitzgrade ſchickt ſich nichts beſſer, als dieſe Erdkohlenaſche. —

Durch das Graben der Erkohle entſtehen natürlicher Weiſe große Vertiefungen im Felde; und Mancher iſt ſehr beſorgt, daß durch das fortgeſetzte und erweiterte Kohlengraben die Kultur der Feldfrüchte ſehr leiden würde, weil nach ihrer Meinung die ausgegrabenen Plätze zur Bebauung mit Feldfrüchten nicht mehr brauchbar ſind. Indeß kenne ich einen ſolchen ausgegrabenen Platz, der durch den Fleiß des Beſitzers in vortreffliches Gartenland wieder umgeändert iſt. Im Nothfall kann man Ellern auf ſolches Land pflanzen. Allgemeine Regeln laſſen ſich aber hier nicht geben, aber unbrauchbar wird ein ſolcher Fleck gewiß nicht.

Viele

Viele Gegenden ſind gewiß auf lange Zeiten mit Erdkohle verſorgt; ob man aber binnen dieſer Zeit auch bedacht ſein möchte, Holz anzupflanzen, um nach Verbrauch der Kohlenſchätze unſere Nachkommen vor Holzmangel zu ſichern, das iſt eine andere Frage, die dem Menſchenfreunde Bekümmerniß verurſacht. — Ein einziges und ſehr großes Uebel, das den Holzanpflanzungen im Wege ſteht, will ich hier anführen. — Es iſt die Triftgerechtigkeit. — Ehedem durfte ſich kein Unterthan unterſtehen auf oder an ſeinen Wieſen, die nicht Gartenrecht hatten, Holz anzupflanzen, und wer es that, um ſich Nutzen zu ſchaffen, weil etwa die Wieſe zu naß lag, oder überhaupt ſchlechtes Gras gab, dem wurde es unterſagt. Er durfte es alſo nicht wagen, wenn er ſich nicht einen Prozeß mit dem Triftberechtigten zuziehen wollte. Da aber der eintretende Holzmangel die Anpflanzungen nothwendig machte, und ſogar landesherrliche Befehle zum Anpflanzen aufmunterten, ſo wird es freilich Niemanden verwehrt; aber den Triftberechtigten iſt es nicht auferlegt, mit ihrem Vieh das junge Holz zu ſchonen. Da nun dieſes nicht iſt, ſo unterbleibt auch das Anpflanzen von Seiten der Unterthanen.

H.

II.

Recenſion.

Einleitung zur Kenntniß der Engliſchen Landwirthſchaft und ihrer neuern praktiſchen und theoretiſchen Fortſchritte (,) in Rückſicht auf Vervollkommnung deutſcher Landwirthſchaft (;) für denkende Landwirthe und Cameraliſten (.) von Albrecht Thaer, d. A. Dr. des Königs von Groß-Britannien churfürſtlichem Leibarzte, des engern Ausſchuſſes Köngl. Churfürſtlicher Landwirthſchafts-Geſellſchaft ordentlichem, und des Board of Agriculture von Groß-Britannien auswärtigem Mitgliede. Hannover 1798, bey den Gebrüdern Hahn. 55 Bog. (2 Rthlr. 8 Gr.)

Ein reichhaltiges Buch, welches dem denkenden Landwirthe, der es mit Aufmerkſamkeit lieſt, vielfältigen Anlaß zum Nachdenken geben, und ihn auf viele Vortheile bei ſeiner Wirthſchaft aufmerkſamer machen wird. Auch der Kameraliſt kann daraus manches lernen, was zu wiſſen ihm heilſam wäre. Ich will aus dieſem weitläufig gedruckten, und ohne Noth theuer gemachten Werke in den ökonomiſchen

Heften

Heften nach und nach einen gemeinnützigen Auszug liefern, und ihn hin und wieder mit meinen Bemerkungen über einzelne Sätze begleiten.

Der Verf. erzählt in einer eignen Einleitung (zu ſeiner Einleitung in die Kenntniß der Engliſchen Landwirthſchaft), wie er ſelbſt ſich durch ſtufenweiſe Fortſchritte vom Botaniker, Blumiſten und Gärtner zum theoretiſch praktiſchen Landwirthe gebildet; verſichert, daß er alles (?), was ſeit 50 Jahren in Teutſchland über Landwirthſchaft geſchrieben iſt, geleſen; klagt aber, daß er kein einziges, auf dem feſten Grunde der Erfahrung und genauer Verſuche beruhendes Syſtem, mit einem Worte, nicht die mindeſte Gewißheit in den erſten Grundſätzen gefunden habe; und er weiß alſo, nach ſeiner Ueberzeugung, weiter keine ökonomiſchen Schriften dieſer Art zu rühmen, als einige Beſchreibungen einzelner, den Gegenden ihrer Verfaſſer eigenthümlichen Wirthſchaftsarten, unter denen er beſonders einige Werke über die (ihm am nächſten liegende) bequeme Mecklenburgiſche und Holſteiniſche Koppelwirthſchaft vortrefflich gefunden hat, ob er wohl dieſe Wirthſchaft ſelbſt für nichts weniger, als für die vollkommenſte unter allen im Großen möglichen, und in ganzen Provinzen wirklich exiſtirenden Wirthſchaftsarten erkennen kann, und beſonders die Unvollkommenheit der Mecklenburgiſchen mit dem Vielleicht entſchuldigt, daß ſie nach den

politi-

politiſchen Verhältniſſen *) des Landes nicht beſſer möglich ſei.

Was Herr Dr. Th. in den ökonomiſchen Schriften der Teutſchen, außer dem Mangel an gewiſſen Grundſätzen und genau angeſtellten Verſuchen, am meiſten vermißt, ſind genaue Berechnungen über Koſten der Kultur und deren Ertrag. Bergens Anleitung für Landwirthe zur Verbeſſerung der Viehzucht (Berlin 1781) rühmt er als das einzige klaſſiſche Werk, aus dem er beſtimmte Begriffe über das Ganze der Landwirthſchaft geſchöpft habe. In einigen der neueſten Engliſchen Schriften hingegen fand er, zwar ebenfalls kein Syſtem (denn in dem Complete Body of Husbandry, welches er in einer ohne Sach- und Sprachkenntniß gemachten Ueberſetzung geleſen, hatte er nur wenig Gutes gefunden), aber dafür deſtomehr genaue Beobachtungen, ſorgfältig angeſtellte Verſuche, bis ins kleinſte Detail eingehende Berechnungen, lichtvolle Raiſonnements, und eifrige Forſchungen nach Wahrheit. Daher ſtudirte er alle Engliſche Werke, die er als klaſſiſch

*) Herr Dr. Thaer ſagt, nach den ſtatiſtiſchen Verhältniſſen. Was heißt aber das? Statiſtik iſt nichts anders, als Staatsbeſchreibung; weiter nichts, als hiſtoriſcher Bericht und Beſchreibung von dem phyſiſchen Zuſtande und den willkührlichen politiſchen Einrichtungen eines Landes. Vermuthlich wollte er Staats-Verhältniſſe ſagen. W.

Digitized by Google

klaſſiſch kennen lernte — von denen er uns jedoch nicht eines als klaſſiſch nahmhaft macht, indem er immer nur die in Teutſchland ſchon lange, ihrem ſehr ungleichen Werthe nach hinlänglich bekannten, und für die Teutſche, unter dem Joche verkehrter, aus dem Lehnsunweſen herrührender Länderverfaſſungen ſeufzende Landwirthſchaft bei weitem nicht im Großen nutzbaren Sammlungen, die Letters and Papers on Agriculture, Planting etc. ſelected from the Correſpondence of the Bath and Weſt of England Society, for the encouragement of Agriculture, Arts, Manufactures and Commerce, nächſtdem die Annals of Agriculture, and other uſeful Arts, collected and publiſhed by *Arthur Young*, Eſq; den Courſe of experimental Agriculture, und einige Reiſebeſchreibungen dieſes ökonomiſchen Halbpolitikers nennt. Er führt zwar auch Schriften von Pearce, Marſhall, Marwell, Davis und Baird an: aber ich finde doch nirgends, daß er einen von ihnen, oder überhaupt alle geradehin als klaſſiſch anpreiſe. Genug indeſſen, daß er ſich durch ſein Studium der erwähnten Schriften, ohne ſelbſt in England geweſen zu ſein, im Stande zu befinden glaubt, beſtimmtere Nachrichten von der Engliſchen Landwirthſchaft zu geben, als Mancher, der England Jahre lang (zu gleichem Zwecke?) durchreiſte.

Er giebt zu, daß man bei der Engliſchen Landwirthſchaft ſo gut, wie bei der Teutſchen, auffallende Verſchiedenheiten in der Wirthſchaftsart, nicht nur in der Ackerbeſtellung und Benutzung des Bodens, ſondern auch vorzüglich in Anſehung der Rindvieh- und Schafzucht antreffe, ja daß die Landwirthſchaft in ihrer wirklichen Ausübung daſelbſt nichts weniger als durchgängig einen hohen Grad von Kultur erreicht habe, meint aber doch in England eine gewiſſe allgemein anerkannte (?) höhere Landwirthſchaft zu finden, die, nach Maßgabe des Bodens und der Lage, größten Theils wirklich ausgeübt werde, und alles, was wir ſonſt vom Ackerbau im Großen kennen, übertreffe; wie denn die Gründe, worauf dieſelbe beruht, nirgends ſo beſtimmt, ſo feſt und ſo zuſammenhängend angegeben würden, als in England, zumal in den neuſten Zeiten.

Der Held und Lehrer unſers Lehrers iſt hauptſächlich der neuerlich durch ſo mancherlei Gerüchte gegangene Sekretär des vor einigen Jahren in England geſtifteten Landwirthſchafs-Rathes (Board of Agriculture), Arthur Young, dem er unendliche Verdienſte um England, unendliche vermuthlich in der Folge um die ganze Menſchheit nachrühmt, den er auch deßhalb den Baco's, Newton's, und Locke's an die Seite zu ſetzen kein Bedenken trägt, und der doch in dem undankbaren

Digitized by Google

England ſelbſt, vermuthlich wie alle Propheten in ihrem Vaterlande, nichts weniger als durchgängig für einen großen Praktiker, oder auch nur für einen gar gründlichen Beobachter gehalten wird.

Daß wir ſo wenig Ueberſetzungen von den beſten ökonomiſchen Schriften der Engländer im Teutſchen haben, ſcheint dem Hrn. Dr. Th. faſt unerklärbar, da die Teutſchen doch auf alles Ausländiſche ſonſt ſo begierig ſpekuliren: aber er erräth ſelbſt wenigſtens einen Grund von dieſer Erſcheinung. Dr. Hahnemann fing bekanntlich an, Youngs Annalen des Ackerbaues und der Künſte zu überſetzen, wovon 1791 der 2. Band mit Anmerkungen von Riem erſchien: allein er brach dieſe Arbeit gar bald wieder ab. „Es iſt keine Handwerksarbeit," wie Hr. Th. erkennt, „die um das literariſche Tagelohn geſchehen kann. Man muß mit dem Engliſchen Ackerbau ſelbſt bekannt ſein, und die vielen Provinzialismen," (über die kein Wörterbuch die geringſte Auskunft giebt) „und die eignen Ausdrücke von Operationen und Werkzeugen verſtehn, um richtig und deutlich überſetzen zu können. Nun exiſtirt ſeines" (und meines) „Wiſſens bis jetzt noch kein einziges Werk, das die vollkommnere Engliſche Landwirthſchaft im Zuſammenhange gründlich beſchriebe. Die beſſern Schriften handeln" (gerade wie die beſſern Teutſchen), „nur einzelne Materien ab, ſind" nicht für Ausländer, ſondern

bloß

bloß „für praktiſche Engliſche Landwirthe geſchrie-ben, und ſetzen daher vieles als bekannt voraus, was dem Teutſchen Landwirthe noch völlig fremd iſt.“ Dieß wäre der eine Grund von gedachter Er-ſcheinung. Der andere aber iſt eben der, aus dem Youngs fleißig genug überſetzte Reiſen durch den Oſten und Norden von England, durch Irland, durch Frankreich und Italien wenig oder keine Sen-ſation bei Teutſchen Landwirthen, und noch weni-ger Verlangen nach ſeinen bloß landwirthſchaftlichen Werken erregt haben. Der ganze Inhalt hat für Teutſche Landwirthe zu wenig Intereſſe, weil ſich viel zu viel davon auf eine Landesverfaſſung grün-det, von der wir gar zu wenig Aehnliches bei uns antreffen, daher denn alle dergleichen Bücher nur eine gar mäßige Anzahl von Käufern finden, welches eben ſo wenig für die Verfaſſer ſolcher mühſamen und zeitfreſſenden Ueberſetzungen, als für deren Verleger aufmunternd genug iſt.

Um denkende Landwirthe, deren Zahl in Teutſch-land immer mehr zunimmt, aufmerkſam auf Eng-liſche Landwirthſchaft und deren Schriftſteller zu machen, und das Leſen derſelben zu erleichtern, unternahm der Verf. ſein Werk; und daß er zur Erleichterung dieſer Lektüre nicht wenig geleiſtet habe, bin ich ihm nachzurühmen eben ſo willig, als ſchuldig.

So weit man, ohne ſelbſt eine ökonomiſche Beobachtungsreiſe durch England gemacht zu haben, durch

durch die bloße Lektüre Engliſcher Schriften von dem Zuſtande der Engliſchen Landwirthſchaft unterrichtet werden kann, ſo weit ſcheint mir Hr. Th. ziemlich gut von derſelben unterrichtet zu ſein; beſſer wenigſtens, als von der Teutſchen Landwirthſchaft im Allgemeinen. Von letzterer kennt er ſeines ſehr zweideutigen Rühmens ungeachtet, alles geleſen zu haben, offenbar nur die Wirthſchaftsarten von 2 oder 3 Provinzen des Niederſächſiſchen Kreiſes. Hätte er den Oberrheiniſchen, den Schwäbiſchen, den Fränkiſchen, den Oberſächſiſchen Kreis, hätte er nur die Unterpfalz zweckmäßig bereiſet, oder wirklich geleſen, was in dieſen Kreiſen, beſonders über Futterbau, gedruckt erſchienen iſt; ſo würde ihm nimmermehr (S. 6) der allen Oberteutſchen Bauern lächerliche Zweifel übrig geblieben ſein, ob Klee das Land ausſauge oder bereichere. Aber Schriften allein geben faſt nie vollſtändigen Unterricht über die geringſte Erfahrungswahrheit, weil die Schriftſteller gemeintglich über Dinge, die in dem Geſichtskreiſe ihres Wohnſitzes allen Kindern bekannt ſind, nur ein Wort zu ſagen für überflüſſig halten.

Der größte Theil des Th. Werkes iſt freilich Kompilation, ſoll auch wohl, und kann nicht füglich etwas anderes ſein: aber Manches iſt doch auch wirklich eigne Beobachtung und Raiſonnement, wozu dem Verfaſſer die Engliſchen Schriftſteller, die er brauchte, den Anlaß gaben.

Der

Digitized by Google

Der Band, den wir jetzt vor uns haben, enthält nicht weniger als 123 Kapitel, von denen das 1. die Verfaſſung der Landwirthſchaft in England beſchreibt. — Die großen Beſitzungen an Ländereien gehören da zum größten Theile den Reichs-Baronen (Lords), und vielen theils halbadlichen (Baronets), theils bürgerlichen Familien, zum kleinern Theile der höhern Titular-Geiſtlichkeit, und nur wenige der Krone. Was man Freigut (Freehold) nennt, iſt zwar dem Lehngute (Copyhold) entgegen geſetzt; jedoch ſind beide erb- und eigenthümlich, nur mit dem Unterſchiede, daß letztere von der Krone, von einem Lord, oder von der Geiſtlichkeit zu Lehn gehen, und einige unbedeutende Lehnsgefälle bezahlen. Die kleinen Lehensgüter, die von den Freibauern (Yeomen) ſelbſt gebaut werden, heißen freie Bauergüter (Yeomanries) welche in neuern Zeiten, zu großem Nachtheile für das Land, ſehr abgenommen haben. Sind dergleichen Freigüter ſo groß, und die Beſitzer derſelben ſo reich, daß ſie nicht ſelbſt Hand an den Pflug zu legen brauchen; ſo nennt man ſolche Landeigenthümer, Dorfjunker (Country Squires) und Herren (Gentlemen). Was übrigens auf dem platten Lande in eignen oder gemietheten Wohnungen lebt, iſt Häusler (Cottager) und Lohnarbeiter.

Die Landwirthſchaft wird ſo durchgängig von meiſt bemittelten Pächtern (Farmers) getrieben, daß

daß daher der Pachtungsname für jede Landwirthſchaft ohne Unterſchied, ſie werde von einem Pachter oder vom Eigenthümer ſelbſt getrieben, durchaus gangbar geworden iſt. Große Beſitzungen ſind meiſtens in mehrere Pachtgüter zerſchlagen, von denen jedes mit eigenen Wirthſchaftsgebäuden verſehen iſt. Es giebt alſo Pachtgüter von 20 bis zu mehrern 1000 Engliſchen Morgen (Acres) — von denen jeder 160 □ Ruthen (Poles) von $5\frac{1}{2}$ Engliſchen Stäben (Yards) oder $16\frac{1}{2}$ Schuhen hält, ſo daß der Morgen 43,560 bis 43,600 □ Schuhe deckt. Die gar ſtarken Pachtungen von mehrern tauſend Morgen finden ſich jedoch nur in minder angebauten Gegenden, welche gröſten Theils zu bloßer Viehweide genutzt werden, da hingegen die gewöhnlichen Pachtgüter nur 200 bis höchſtens 800 Morgen halten.

Die Ländereien werden theils auf willkührliche Aufkündigung von Seiten des Pachters ſo wohl, als des Verpachters, wenn ſie wollen, theils auf geſetzte Pachtzeiten von 14, 30, bis 50 Jahren, auch wohl auf 2 oder 3 Pächter-Generationen ausgethan; ja, es giebt Güter in England, wo die Pächter gleichſam als Miteigenthümer ihre Pachthöfe auf Kind und Kindeskind vererben, auch wohl (freilich mit Einwilligung des Gutsherrn) ſie verkaufen. Ohne erhebliche Urſachen kündigt ein Güterbeſitzer nie ſeinem Pachter den Pacht auf, weil er dann leicht

leicht Gefahr liefe, keinen andern zu bekommen. Dafür ſind ihm aber auch die alten Pächter, und alles, was mit ihnen zuſammenhängt, wenn er ſie im ungeſtörten Beſitze läßt, deſto treuer und herzlicher ergeben.

Daß dieſe Einrichtung ihre Vortheile und ihre Nachtheile theils für die Güterbeſitzer, theils für die Landwirthſchaft ſelbſt habe, fällt in die Augen. Der Pachtzins iſt meiſt ſo geſetzt, daß der Pachter dabei bequem auskommen kann, und daher um ſo lieber beim alten Schlendrian bleibt, je bedenklicher er die Verſuche findet, mit ungewöhnlicher Mühe und außerordentlichen Koſten den Ertrag zu erhöhen, und ſich dadurch vielleicht ſeine trägern Nachbarn von gleichem Stand und Berufe zu Feinden zu machen: denn wenn die Fortſchritte eines Pachters in der Landes-Kultur dem Grundherrn ſichtbar werden; ſo kann dieſer bald gleiche Betriebſamkeit von ſeinen andern Pächtern fordern, kann den Pachtzins erhöhen, und wenn ſie die Erhöhung nicht eingehn wollen, thätigere Pächter aus einer andern Gegend kommen laſſen; — eine Grille, die dem Herrn Young, welcher viele Jahre lang in verſchiednen Gegenden ſelbſt Pachter war, gar nicht gefallen wollte.

Die ökonomiſch politiſche Frage, ob es für den Staat in Abſicht auf den höchſt möglichen Landesertrag, und auf die davon abhängende Bevölkerung

vor-

vortheilhafter ſei, große oder kleine Pachtungen (oder Wirthſchaften) zu haben, kam zwar im Brittiſchen Oberhauſe bei der ſchweren Getreidetheuerung im Jahr 1795 in Bewegung; ſie ward aber unentſchieden gelaſſen — und läßt ſich auch wohl, ohne feſte Grundſätze voraus zu ſetzen, nicht entſcheiden. Young erklärt ſich mit gutem Fug, wie auch ich glaube, für Wirthſchaften von mittlerm Umfange von 500 bis höchſtens 1000 Morgen. Die Frage verdient indeſſen eine eigene Erörterung, auf die ich mich vielleicht ein ander Mal einlaſſe.

Ich übergehe die intereſſante Beſchreibung, die Hr. Dr. Thaer, aus ſeinem Lehrer Young, von der glücklichen Lebensart eines ſimpeln Engliſchen Landwirthes (welche man auch in einigen Gegenden unſers Sachſens gerade ſo antrifft) liefert, kann mich aber nicht enthalten, unſerm ſelbſt wirthſchaftenden Landadel zu Liebe, etwas Mehreres von der Schilderung der Brittiſchen Gentlemen Farmers aus Herrn Th. Werke hier niederzuſchreiben. „Die Gentlemen Farmers ſind, der Regel nach, Leute von anſehnlichem Vermögen und von aufgeklärten Begriffen; ſie treiben die Landwirthſchaft aus Neigung, daher mit großer Anſtrengung und anſehnlichen Auslagen. Sie ſetzen eine Ehre darein, die neuen Entdeckungen zuerſt zu verſuchen, ſie zu prüfen, die Reſultate davon bekannt zu machen, und ſie durch ihr Beiſpiel zu verbreiten. Die

 größern

größern Güterbeſitzer treibt ihr eigenes Intereſſe an, ihren Pächtern Beiſpiele von der vollkommenſten Bewirthſchaftungsart, die in ihrer Gegend möglich iſt, zu geben. Durch ſie iſt in manchen Provinzen Englands der Ackerbau zu der Höhe getrieben worden, auf der er ſteht. Hauptſächlich ſtellen ſie genaue Verſuche an, machen dieſelben in periodiſchen Schriften bekannt, befördern den Umtauſch der Ideen und Erfahrungen, unterſuchen die Richtigkeit der Angaben, ſtiften und unterhalten landwirthſchaftliche Geſellſchaften, welche Prämien für die beſten Arbeiter ausſetzen, und in deren Verſammlungen der gemeine Pachter ſo gut wie der Herzog erſcheint, und ſich mit ihm vertraulich über das Gedeihen ſeiner Ochſen und Schweine beſpricht.“

Das 2. Kapitel beſchreibt die Vervollkommnung der Landwirthſchaft in England, als Wiſſenſchaft betrachtet, in den neueſten Zeiten. Ohne Zweifel gab die Parlements Akte, die unter Karls II. Regierung erging, und in der alle Getreideeinfuhr, ſo lange der Preis des Getreides nicht eine geſetzte Summe überſtiege, verboten, die Ausfuhr hingegen durch eine Speſenvergütung (Bounty) befördert würde, der Nation einen Stoß zu ernſtlicherer Kultur, als ſie vorher getrieben hatte. Man fing ſogleich an, Gemeinheiten, ſelbſt in unfruchtbaren Provinzen, zu theilen, die Ländereien zu verkoppeln, und ſie

einzuhegen; eine Anſtalt, ſagt unſer Lehrer, ohne die keine vollkommnere Kultur möglich iſt: und der Erfolg davon war lange Jahre hindurch ſehr glücklich. Seit 1766 aber, da durch das Zuſammentreffen mehrerer Urſachen eine Theuerung entſtand, iſt die Geſetzgebung Englands über den Getreidehandel wieder ſchwankend geworden, ohne daß ſie doch hätte wohlfeilere Preiſe erkünſteln können. Ja, es enſtand in den Jahren 1794 und 1795 ein ſo fürchterlicher Getreidemangel in Großbritannien, wie ihn nur immer das Brittiſche Miniſterium kurz vorher mit erbitterter Feindſeligkeit gar zu gern über die neue Republik Frankreich gebracht haben möchte. Die Urſache davon ſchreiben Manche den ängſtlichen Abweichungen der Regierung von der alten Regel und den Schwierigkeiten zu, die das Parlement, aus viel zu geringfügigen Urſachen, einer allgemeinen Verkoppelungs-Bill entgegen ſetzte. (Nicht wenig mochten auch dazu, meines Erachtens, der übertriebene Luxus, der in England mit Pferden getrieben wird, und die viel koſtenfreiere Benutzung der Grundſtücke zu Grasland, als zum Getreidebau, weil bei jener ein viel größerer und gewiſſerer Nutzen für den Pachter, als bei dieſem herauskommt, beigetragen haben.)

Genug, die gedachte Akte Karls II. erregte zu ihrer Zeit eine Gährung in den Köpfen. Man erkannte damals, daß der Ackerbau ein würdiger Gegen-

Gegenſtand des Nachdenkens und ernſtlicher Unterſuchung wäre, und daß er durch die Bemühungen talentvoller Männer viel höher getrieben werden könne, als er unter den Händen der gewöhnlichen Landleute ſtand. Es hat auch das eigentliche Studium der Landwirthſchaft ſeit ſelbiger Zeit in Großbritannien nie aufgehört.

Die größten Verdienſte aber um dieſes Studium ſchreibt Dr. Th. dem Hrn. Young zu, deſſen 2000 Verſuche auf 300 Morgen *) in der That um ſo größern Werth haben, je genauer ſie gemacht, und je ſorgfältiger ſo wohl die Koſten, als der Ertrag jedes Verſuchs berechnet ſind. Die Annalen des Ackerbaues, die Hr. Young ſeit 1790 heraus giebt, enthalten zwar bei weitem nicht lauter Schriften von vorzüglichem Werth: aber ſie haben doch durchgängig das Verdienſt der Wahrheit vor dem Muſeum ruſticum und manchen andern ſolchen Sammlungen voraus, daß ſo ziemlich für jeden Aufſatz der unterſchriebene Name und Wohnort ſeines Verfaſſers bürgt. Mit den neueſten Bänden derſelben iſt Hr. Dr. Th. vergleichungsweiſe gegen die vorherigen unzufrieden, weil ſie ſich größten Theils mit den Urſachen der letzten Korntheuerung beſchäftigen (die doch wohl nichts weniger als ein unintereſſanter Gegenſtand ſind), ohne doch, ſetzt er

*) Er hat ſie in dem Courſe of experimental Agriculture beſchrieben. W.

er hinzu, erhebliche Aufklärung darüber zu geben, (wovon die Schuld zum Theil an der notoriſchen Parteilichkeit Youngs für die Brittiſchen Miniſter, zum Theil auch wohl daran liegen mag, daß es den Einſendern ſo wohl, als dem Herausgeber der Annalen an feſten Staatswirthſchafts-Grundſätzen fehlt.)

Es giebt in England (wie in Teutſchland) eine gute Anzahl hier und da im Lande zerſtreuter ökonomiſchen Societäten, unter denen die Londner zur Aufmunterung der Künſte, der Manufakturen und des Handels die anſehnlichſte, und durch viele und reichliche Prämien, welche ſie austheilt, die wirkſamſte iſt. Dieſe Societäten bewirken auch manches Gute, haben aber, wie die ökonomiſchen Geſellſchaften bei uns, weder Anſehen noch Mittel genug, etwas Großes auszurichten. Durch die Schwierigkeiten, welche die Ausführung mancher guten Ideen hindern, und durch die Selbſtſucht oder den Kaltſinn der mehreſten Glieder wird die anfängliche Thätigkeit der Stifter und der eifrigſten andern Glieder bald gelähmt, abgeſchreckt, und in ihrem Eifer erkaltet. Sagt man ſich erſt ſelbſt vor, daß man doch nicht viel Nützliches ausrichten werde, ſo iſt wenigſtens der erſte Eifer dahin. Meiſtens wird die Betreibung der Geſchäfte einem beſtändigen Sekretär aufgetragen, dem es zwar gegen einen Gehalt zur Pflicht gemacht wird, ſich der Sache anzunehmen, der aber doch, wenn er noch ſo thätig

iſt,

iſt, in einer ſolchen Angelegenheit immer viel zu wenig bewirken, und bei ſeinem gemeiniglich nur mäßigen Gehalte ſich ſchwerlich dem übernommenen Geſchäft allein und ausſchließlich widmen kann. Noch dazu haben dergleichen Societäten insgemein wenig oder keinen Eingang bei der Regierung, und finden daher auch zu wenig Unterſtützung bei der Staats-Adminiſtration, von der ſie wohl gar in manchen Fällen als unberufene Tadler und Reformatoren mit Argwohn angeſehen werden.

Um das Intereſſe der Landwirthſchaft in engere Verbindung mit der geſetzgebenden ſo wohl, als mit der vollziehenden Macht ſeines Vaterlandes zu bringen, entwarf der reiche, talentvolle, für alles Wahre und Gute unermüdet thätige und beharrliche Baronet, Sir John Sinclair, die Stiftung eines Landwirthſchafts-Raths (Board of Agriculture), auf deſſen Realiſirung Hr. Young, da ſie eben ſo ſehr von dem Miniſterium, als vom Parlement abhing, im Anfange ſo wenig rechnete, daß er dem Baronet auf die ſchriftliche Nachricht, daß er jetzt eben deßhalb zu dem Miniſter Pitt gehen wolle, zur Antwort ſchrieb: „Setzen Sie doch auf die Miniſter nicht mehr Vertrauen, als ſie verdienen. Beträfe Ihr Entwurf noch Manufakturen oder Handel — aber für den Pflug haben ſie nie etwas gethan, und werden nie etwas thun. Ihr Landwirthſchafts-Rath wird vielleicht im Monde

ſeinen

ſeinen Platz finden. Kommt er auf Erden zu Stande, ſo vergeſſen Sie nicht, daß ich Sekretär werde.“

Herr Pitt widerſetzte ſich jedoch den Abſichten Sinclairs nicht. Der Staats-Sekretär Dundas unterſtützte ſogar Sinclairs Antrag im Parlement: und obgleich die Oppoſition aus Mißtrauen anfänglich gegen die Sache bloß darum war, weil ſie die Stimme eines Miniſters für ſich hatte; ſo fand doch dieſelbe bald völligen Beifall bei Sheridan und Andern, wurde dann mit großer Majorität bewilligt, und vom Könige mit Wohlgefallen genehmigt. Sinclair wurde Präſident, und Young wirklich Sekretär des Landwirthſchafts-Raths; die Glieder aber, die der König zuerſt ernannte, und zu denen immer die jedesmaligen erſten Staats-Beamten, die Erzbiſchöfe, der Sprecher der Unterhauſes, der Präſident der Societät der Wiſſenſchaften, der Oberaufſeher der königlichen Forſten, und der Aufſeher der Kronländereien gehören ſollen, wurden theils aus der Miniſterial- theils aus der Oppoſitions-Partei erwählt.

Der erſte Hauptzweck des Landwirthſchafts-Raths iſt, eine vollkommnere Oekonomie im ganzen Brittiſchen Reiche zu bewirken. Der Rath ſoll als eine Kommiſſion (Committee) anzuſehen ſein, die alles, was die Landesregierung zur Errei-

Erreichung jenes Zwecks thun und anordnen kann, in Vorſchlag bringt, es berechnet, prüft und vorbereitet. Hierzu mußte der Rath vor allen Dingen von dem wirklichen jetzigen Zuſtande der Landwirthſchaft in allen Theilen des Reichs aufs genaueſte unterrichtet ſein. Zu dem Ende wurde das Reich in 80 Diſtrikte getheilt, und die Unterſuchung jedes Diſtrikts einigen ſachkundigen Männern aufgetragen, die den Diſtrikt bereiſen, alle Verhältniſſe darin unterſuchen, und ſie nach einem vorgeſchriebenen Plane beſchreiben mußten. Die von dem Zuſtande der Landwirthſchaft jedes Diſtrikts eingehenden Berichte werden gedruckt, unter allen verſtändigen Landwirthen ausgetheilt, und dieſe gebeten, ihre Zweifel, Zuſätze und ſonſtigen Bemerkungen darüber beizufügen. Die ausgetheilten Exemplare kommen mit dieſen Bemerkungen zurück an den Rath, der ſie vergleicht, prüft, ordnet und ſodann jeden verbeſſerten Bericht aufs neue abdrucken und bekannt machen läßt. Durch dieſe ſo berichtigten und vervollſtändigten Berichte werden vorzüglich die Hinderniſſe ins Licht geſetzt, welche im Ganzen oder an einzelnen Orten der Vervollkommnung der Landes-Kultur im Wege ſtehn, und die freie Thätigkeit des Unternehmungsgeiſtes und Fleißes hemmen. Kennt man erſt dieſe in ihrem Umfange und unter allen Verhältniſſen; ſo laſſen ſich alsdann leicht Maßregeln angeben, wodurch ſie auf immer zu überwinden ſind. Hat die Regierung eines Staats

nur erſt die Hinderniſſe der Kultur, jene Ueberreſte des Nomadenalters der Völker, die gemeinſchaftlichen oder grundherrlichen Viehtriften, die Jagdbedrückungen, und andre unnatürliche Servituten der Menſchen und der Grundſtücke aus dem Wege geräumt; ſo hat ſie das Ihrige gethan. Weiter kann und darf ſie mit geſetzlicher Autorität nicht gehn, ohne dem Unternehmungsgeiſte, deſſen Grenzen ſich nicht beſtimmen laſſen, neue Hinderniſſe in den Weg zu legen.

Sorgt ſie aber ferner für zweckmäßige Belehrung des Landwirthes, ſo macht ſie ſich deſto mehr verdient. Und dieß iſt der 2. Hauptzweck des Landwirthſchafts-Raths. Er ſucht ſich daher von alle dem, was in der Landwirthſchaft in und außer England geleiſtet worden iſt, vollſtändige Kenntniß zu verſchaffen, und ſeine Archive zu einem allgemeinen Repertorium aller wirthſchaftlichen Kenntniſſe zu machen, zu welchem Ende er eine ausgebreitete Korreſpondenz mit Kennern der Landwirthſchaft in ganz Europa und ſogar in Amerika dergeſtalt errichtet hat, daß jeder Ausländer in ſeiner Landesſprache mit dem Rathe korreſpondiren kann. Dieſe Anſtalten haben die große Nebenabſicht, ein allgemeines Werk über das Landwirthſchaftsweſen zu Stande zu bringen, worin alles bisher Ungewiſſe geprüft, und alle

Zweifel

Zweifel aufgelöſt werden ſollen. — Wie weit die großen und gemeinnützigen Abſichten dieſer wichtigen Stiftung werden erreicht werden, müſſen wir billig der Zukunft überlaſſen. Ob aber nicht der erhabene Zweck des urſprünglichen Stifters Sinclair, das Intereſſe der Landwirthſchaft in eine gemeinnützige Verbindung mit der Regierung zu bringen, ſchon mehr als halb verloren ſei, iſt bereits manchem Beobachter des Brittiſchen Landwirthſchafts-Raths um ſo mehr zweifelhaft durch den bedenklichen Umſtand geworden, daß gerade der erſte Urheber dieſes Rathes neuerlich vom Präſidenten-Poſten vertrieben worden iſt — offenbar eben darum, weil er ernſtlich die Regierung nöthigen wollte, Acht auf das Gemeinnützige zu haben – ungefähr ſo, wie in den Teutſchen Erbländen Georgs III. der Land- und Schatz-Rath von Berlepſch weltkundig vor ein paar Jahren von ſeinen Aemtern entfernt wurde.

So ehrwürdig jedes Beſtreben iſt, das Beſte der Menſchheit zu befördern, ſo hoffnungslos iſt daſſelbe unter einem Volke, bei dem der Eigennutz und Egoismus unter denen, in deren Händen die Gewalt ſteht, einmal Wurzel geſchlagen hat. Die redlichſten Bemühungen, etwas Gemeinnütziges zu Stande zu bringen, bleiben da ohne Erfolg; höchſtens dienen ſie dazu, daß einige Reiche und Mächtige einen mehr oder minder großen Privatvortheil

daraus

daraus ziehen; für das gemeine Weſen ſind ſie vergeblich. Daher die bei allen unſern ökonomiſchen Geſellſchaften herrſchende Erſcheinung, daß die aufgeklärteſten und edelſten Glieder derſelben, wenn ſie Anfangs noch ſo eifrig für den weſentlichſten Zweck ſolcher Geſellſchaften gearbeitet haben, nach den Erfahrungen einiger Jahre aus den Verſammlungen wegbleiben, oder ſich doch bloß als Zuhörer einfinden: — und ſchweigen, um nicht vielleicht ſich ſelbſt zu ſchaden, indem ſie dem Staate zu nützen denken. —

Das 3. Kapitel beſchreibt die Wirthſchaftsarten in England. Die in Teutſchland, noch vom Nomaden-Alter her, meiſt herrſchende Drei Felderwirthſchaft herrſchte bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts auch in England: aber um dieſe Zeit fingen dort ſchon viele an, Gemeinheiten aufzuheben, Acker- Weide- und Wieſenland einzuſchließen und eine Art von Wechſelwirthſchaft einzuführen. Dieſes ging dort um ſo leichter von Statten, weil ſeit Wilhelm des Eroberers Zeiten der Grund und Boden in den meiſten Gegenden einem Großen gehörte: man ſetzte ſich da, wo gemeinſchaftlicher Beſitz obgewaltet hatte, ſo leicht aus einander, daß gar bald ganze Provinzen in Koppeln lagen. In andern, wo die Ländereien ſchon mehr getheilt, und in kleinere Eigenthums-Portionen abgeſondert waren, ging es mit dieſer ökonomiſchen Hauptreform langſamer, und das gute Beiſpiel fing da erſt um die Mitte

des

des 18. Jahrhunderts an, befolgt zu werden. Noch immer giebt es aber Diſtrikte und Ortſchaften, wo es ſchwer hält, zur Theilung zu kommen, weil viele Beſitzer von Häuſern in Städten und Flecken in dem Mitbeſitze der ſonſt wenig geachteten Stoppel- und Brachhuthung ſtehen, auch wohl Theil an der Gemeindeweide haben. Wenn daher auf eine Theilung angetragen wird, die durch Vergleich oder Schiedsrichter nicht zu Stande kommen kann; ſo wird immer dazu eine eigene Parlements-Akte erfordert, die nicht nur mit vielen Weitläuftigkeiten und ſchweren Koſten verknüpft, ſondern bei der auch, weil es an feſten Grundſätzen fehlt, Niemand ſicher iſt, wie ſie ausfallen werde: denn das Parlement ernennt jedes Mal eine Kommiſſion zur Unterſuchung, auf deren hin und wieder ſehr einſeitigen Bericht hernach entſchieden wird. Alle Patrioten wünſchen daher, daß ein für alle Mal allgemeine Theilungsgrundſätze durch eine Parlements-Akte feſtgeſetzt, und hiernach ſo fort, auf jedes Intereſſenten Begehren, verfahren werden möchte. Weil aber der Sprecher, viele Officianten und Kommiſſarien ihre Sporteln verlieren würden, wenn dergleichen Privat-Akten nicht weiter nöthig wären; ſo ſchützt man immer die Schwierigkeit vor, ſolche allgemeine Grundſätze feſtzuſetzen, und läßt es lieber beim Alten. Ob es alſo dem Landwirthſchafts-Rathe, der eine Bill zu dieſem löblichen Zwecke nach möglichſter Billigkeit entwerfen

und

und dann ins Parlement bringen will, gelingen werde, die gute Abſicht, die Kultur-Vervollkommnung dadurch zu befördern und allem Getreidemangel für die Zukunft vorzubeugen, müſſen wir erwarten.

Mit der Gemeinheitstheilung und Verkoppelung oder Geſchloſſenheit der Felder müßte nothwendig, wenn ſie rechten Nutzen ſchaffen ſollte, ein Vergleich über den Natural-Zehnten verbunden werden, weil bei dieſer Abgabe an die Geiſtlichkeit keine Vervollkommnung der Wirthſchaft aufkommen kann, und mithin, ohne Vergleich darüber, jede Verkoppelung ihres Zwecks verfehlen muß. Mit vernünftigen und billig denkenden Geiſtlichen iſt hierüber leicht ein Abkommen zu treffen; aber unbillige und eigenſinnige Pfaffen haben hin und wieder alle Theilung und Verkoppelung, die in Vorſchlag gekommen war, rückgängig gemacht.

Unter Koppeln (incloſures) iſt eben ſo wenig eigentliche Einhegung, obwohl in England die Hecken und Gräben zu Einſchließung der Felder und Wieſen häufig angetroffen werden, als eine beſtimmte Wirthſchafts- oder Beſtellungsart, ſondern bloß völliges, unbeſchränktes Eigenthum über die Grundſtücke, mit Ausſchluß aller Arten von Mitgenuß eines Dritten zu verſtehn. Wo keine Verkoppelung iſt und die Grundſtücke nicht ſervitutenfrei ſind, da kann nur die ausgehungerte Drei-Felderwirthſchaft

Statt

Statt finden: denn es iſt da dem Beſitzer des Grundſtücks in ſeinem Brachfelde nicht einmal erlaubt, Futterkräuter zu bauen, oder er iſt doch dabei allerlei Plackereien ausgeſetzt.

Sonſt unterſcheiden ſich die Wirthſchaften hauptſächlich in Getreide- oder Acker-, Gras- oder Weide- und Wechſel- oder gemiſchte Wirthſchaften, welche ſich theils nach dem Boden, theils nach den Gebräuchen der Gegenden richten: daher herrſcht im Oſten von England die Acker-, im Norden die Wechſel-, in den mittlern und weſtlichen Landſchaften die Graswirthſchaft. Man hielt vormals (und hält vermuthlich auch jetzt noch in einzelnen Gegenden nicht ſo ganz ohne Grund) die Ackerwirthſchaften für minder einträglich, als die Graswirthſchaften, wo der größte Theil der Güternutzung aus dem Viehſtapel, dem Molkenwerk und der Fettweide gezogen wird. Ob aber überhaupt der Vortheil eines Gewerbes, wie Hr. Th. (S. 75) als gewiß annimmt, deſto größer werden müſſe, jemehr die Produkte vor dem Verkaufe verarbeitet werden, hängt oft von Nebenumſtänden ab. So iſt in der Nähe volkreicher Städte der Verkauf der Milch von der Kuh weg insgemein viel vortheilhafter, als die Verarbeitung derſelben zu Butter und Käſe. Eben ſo iſt es Lokal- und Rechnungsſache, ob der Gewinn vom Verkaufe des Feld- und Wieſenerwachſes in Natura in dieſer und jener Lage größer oder kleiner ſei, als vom

Ver-

Verfütterung ſolcher Produkte unter Nutz- und Maſtvieh ſammt dem Düngergewinne von dieſem. Unter übrigens gleichen Umſtänden iſt indeſſen die Norfolker Ackerwirthſchaft, die durch den Pflug 4 bis 5 Mal mehr Futter gewinnt, als bloßes Grasland hergiebt (welches hin und wieder für den Getreidebau zu wenig Tiefe hat, wie z. B. in mehrern ſteinigen Gegenden des Sächſiſchen Erzgebirges), die vortheilhafteſte; freilich aber ſetzt ſie einen Boden voraus, der ſolcher Kultur fähig iſt.

Der Preis der Wieſen iſt unſerm Lehrer alle Mal ein ſicherer Maßſtab für die Landes-Kultur einer Gegend: iſt er hoch, ſo iſt dieſe noch roh; jemehr ſich der Ackerbau hebt, deſto mehr fällt der Werth der Wieſen. Reiche Ackerwirthſchaft kann mit Futterkräutern, Rüben, Kartoffeln, Kohl, Wurzeln und Wicken mehr Vieh von weniger Boden ernähren, als vieles Weideland; auch benutzt ſie ihr Stroh aufs höchſte, und erhält Dünger zum reichſten Körnerertrage.

Eine ſolche Ackerwirthſchaft aber beruht, nach Hrn. Th. Urtheil, hauptſächlich darauf, daß das Land ein Jahr um das andre mit Getreide- und mit Viehfutter beſtellt werde. Ohne Befolgung dieſer Regel, ſagt er (mit der natürlicher Weiſe auch wohl gute Düngung ein Jahr um das andre verknüpft iſt), wird das beſte Land bald erſchöpft. (Sollte dergleichen Erſchöpfung bei einer natürlichen

Kultur-Ordnung im beſten Lande wirklich ſo bald zu befürchten ſein? Mancher magre Boden mag freilich wohl ein Jahr um das andre neuer und reichlicher Düngung bedürfen, um ſeine Frucht in reichlichem Maße geben zu können: aber guter Boden kann, der Erfahrung nach, eine Reihe von abwechſelnden Früchten hinter einander tragen, ohne ſo bald ſeine Kraft zu verlieren.) Eine ſolche Wirthſchaft erfordert freilich, fährt der Verf. fort, viel Menſchenhände, iſt aber eben dadurch für den Staat und die Bevölkerung erſprießlich. — (Hierin bin ich andrer Meinung: jemehr Menſchenhände zu einem Unternehmen von irgend einer Art erfordert werden, deſto koſtbarer wird das Unternehmen; deſto weniger einträglich iſt es für den Unternehmer, deſto unvortheilhafter für die Bevölkerung und den Staat im Ganzen — weil der reine Ertrag oder Gewinn deſto geringer iſt, jemehr die Unterhaltung der zu dem Geſchäfte gebrauchten Menſchen koſtet. Jemehr hingegen durch Maſchinen und Arbeitsvieh ausgerichtet werden kann, deſto vortheilhafter iſt die Wirthſchaft; und jemehr reinen Ertrag die Wirthſchaft giebt, deſto mehr disponible Menſchen können davon zu andern Geſchäften, zu Handwerken, Künſten u. ſ. w. gebraucht, und vom reinen Ertrage der Landwirthſchaft ernähret werden.)

Sehr recht aber hat Hr. Th., wenn er überhaupt ſagt: ſteht das Vermögen des Landwirthes

nicht

nicht im natürlichen Verhältniß mit der Größe der Wirthſchaft, ſo bleibt er ein armſeliger Quäler. In England rechnet man, daß der Pachter 5 bis 6 Mal ſo viel in Händen haben müſſe, als der jährliche Pachtzins beträgt. Je geringer der Morgen, ſeiner ſchlechten Beſchaffenheit wegen, im Pachtzinſe ſteht, deſto mehr Fonds bedarf der Pachter, wenn er durch Kultur erſetzen ſoll, was der Güte des Bodens abgeht. Hierzu wird wohl das Zehn- und Zwölffache zum Wirthſchafts-Inventarium (for Stocking) erfordert. (Der Verf. vergißt hierbei, für Teutſche Landwirthe zu erinnern, daß in England, wie in Frankreich vor der Revolution, bei der Güterbewirthſchaftung im Großen (la grande Culture) das Inventarium immer Eigenthum des Pachters, nie des Verpachters iſt, welcher dem Pachter bloß Grund und Boden übergiebt und die Wirthſchaftsgebäude unterhält.) Zur Uebernahme eines Pachtgutes von nicht mehr als 200 oder 300 Engliſchen Morgen (acres) bei Bedford in Norfolk *) auf leichtem, ſandigen Lehmboden wurde ſchon 1769 eine Summe von 2161 Pf. Sterl., d. i. 13,086 Rthlr. Hannöveriſcher Kaſſenmünze, erfordert, mit der man in Teutſchland, ſagt Hr. Th.,

 nicht

*) Es heißt bei Hrn. Th. S. 76 200 acres, S. 78 hingegen 300 Morgen. Welches iſt die rechte Zahl? Dieſe Zweideutigkeit hätte unter den Druckfehlern und Verbeſſerungen nicht unberichtigt bleiben ſollen.

W.

nicht pachten, ſondern ſich ankaufen würde. Die Rechnung, die der Verf. hierüber ſeinem Young nachſchreibt, erregt zwar einige gerecht ſcheinende Zweifel: es ſind darin die Inventarien- und die jährlichen Wirthſchaftsauslagen unter einander gemengt, und beträchtliche Artikel ſchlechtweg in runden Summen ohne Detail aufgeführt; aber im Großen bleibt es doch immer ſicher und gewiß, daß der bloße Grund und Boden jederzeit ein ſtarkes Kapital erfordert, wenn er nutzbar und einträglich gemacht werden ſoll.

Die Norfolker gewöhnliche Wirthſchaft hat entweder auf lockerm Boden in 6 Feldern 1) Rüben nach fünfmaligem Pflügen, ſtark gedüngt, 2) Gerſte mit untergeſäetem Klee- und Raigrasſamen, 3) Klee, ein Mal gehauen, ein Mal wenigſtens halb abgeweidet, 4) Raigras zur Weide, 5) Weitzen, und 6) abermals Gerſte. Dem zu Folge hat ein Gut von 240 Morgen 40 Morgen Rüben, oder zum Theil Kohl, Kartoffeln, Möhren u. dgl. 40 Morgen Klee, 40 Morgen Raigras, worunter immer noch etwas Klee iſt, zur Weide, 40 Morgen Weitzen, und 80 Morgen Gerſte oder zum Theil Hafer (und gar keinen Roggen, weil man da nur Weitzenbrot ſpeiſt); — oder 4 Felder, und in dieſen 1) Rüben, u. ſ. w. 2) Gerſte, 3) Klee, und 4) Weitzen. Letztere Wirthſchaft, ſagt der Verf. hebt ſich noch mehr, wenn nach dem Weitzen noch Winterwicken

geſäet,

geſäet, im Frühjahr abgeweidet werden, und das Feld gleich darauf zu Rüben bereitet wird. Mit der Stallfütterung (die in England zwar ſelten, aber nicht ſo ganz unbekannt iſt, wie Hr. Thaer meint, — Young trieb ſie in Suffolk), und vielleicht mit dem Drillpfluge verbunden, wäre dieſe Wirthſchaft das vollkommenſte, was wir uns bis jetzt (doch wohl nur im Lüneburgiſchen? gewiß nicht in der Unterpfalz u. ſ. w.) denken können.

In dem Klaiboden (iſt dieß Thon, Lehm oder Letten? vermuthlich das erſte —) von Kent und der Inſel Thanet ſäet man Bohnen in Reihen, und behackt ſie, wie den Weitzen, mit der Hand und dem Kultivator oder kleinem Pfluge, welchen Hr. Th. die Pferdehacke nennt. Daher dort der beſtändige Fruchtwechſel (round tilth) von 1) Bohnen, 2) Weitzen, und 3) Gerſte, oder vielmehr, nach Einführung des Klees, 1) Bohnen, 2) Gerſte mit Klee, 3) Klee, und 4) Weitzen. Zwiſchen die etwas weiten Bohnenreihen pflanzt man auch wohl Kohl oder Rüben, die ſich erſt nach Abmähung der Bohnen ausbreiten. Andre bringen in dieſen Fruchtwechſel Raps, Erbſen und Winterwicken, welches alles ſorgfältige Reinhaltung der Felder erfordert.

Gras- Molken- und Fettweidenwirthſchaft iſt in den mittlern Landſchaften, Cheſter, Stafford, Derby, Warwick, Leiceſter u. ſ. w. zu Hauſe, und

und gleicht ziemlich der Holſteiniſchen Marſchwirthſchaft, wo das Land 6 (auch wohl 7) Jahre lang brach liegt (und bloß zur Viehweide dient), dann wieder aufgebrochen, und einige (in Holſtein, beſonders nach Lübeck hin, völlige 7) Jahre zum Getreidebau genutzt wird. Die Viehzucht (und die davon abhängige Butter- und Käſebereitung) wird da ſehr hoch getrieben. Deſto geringer iſt aber der Körnerertrag, und mithin dieſe Wirthſchaft nicht (wenigſtens nicht im Allgemeinen) zu empfehlen.

Wechſelwirthſchaft nennt der Verf., wo das Land halb unter dem Pfluge, und halb zu Graſe liegt, und wo man, ſo wie ein Theil vom Graslande geſtürzt wird, eben ſo viel vom Pfluglande zur Weide liegen läßt. — Alſo Mecklenburger Wirthſchaft? — ja, nur mit dem Unterſchiede, daß thätigere Wirthe keine Brache halten, ſondern Sömmerungen (oder behackte Früchte, wie es Hr. Th. nennt), ein Mal Klee, und nicht leicht zwei Mal hinter einander Getreide bauen. Die gebräuchlichſten Fruchtwechſel ſind da 1) Hafer in die umgebrochene Narbe, 2) Bohnen in ſtarkem Dünger, gedrillt und behackt, 3) Gerſte, 4) Klee, 5) Weitzen, 6) Erbſen, 7) Gerſte mit Klee- und Grasſamen; — oder 1) Kohl, wozu mehrmals gepflügt und ſtark gedüngt wird, 2) Weitzen, 3) Bohnen, behackt, 4) Gerſte, 5) Klee, 6) Weitzen, 7) Hafer mit Grasſamen; — oder 1) Wicken, grün ver-

verfüttert, 2) Raps, behackt, 3) Weitzen, 4) Bohnen, behackt, 5) Gerſte, 6) Klee mit Grasſamen; — oder 1) Hafer, 2) Rüben, 3) Gerſte, 4) Klee, 5) Weitzen, 6) Erbſen oder Bohnen, 7) Gerſte mit Grasſaat. Das Grasland wird meiſt zur Weide gebraucht; Klee und Futtergewächſe ſind für den Winter; — eine Wirthſchaft, ſagt Hr. Th. die für den Viehſtand, den Mäſtungsſtall, den Düngerhaufen und die daraus erwachſende Getreideernte nicht beſſer ſein kann.

Merkwürdig, aber ſehr natürlich iſt der Unterſchied zwiſchen der Landwirthſchaft in Fabrik-Gegenden und der in ſolchen, wo es wenig oder gar keine Fabriken giebt. In jenen iſt der Ackerbau meiſt elend, da er in dieſen hingegen im größten Flor iſt; und noch merkwürdiger, aber eben ſo natürlich, daß in jenen die Armen übermengt ſind, in dieſen aber deren nur wenige gefunden werden.

Das 4. Kapitel beſchreibt den Erdboden. Wiſſenſchaftliche Behandlung des Ackerbaues iſt ohne gründliche Kenntniß des Bodens, ohne beſtimmte Begriffe von den verſchiednen Arten deſſelben, und von den Eigenſchaften jeder Bodenart nicht möglich. Bei der gewöhnlichen Empirie iſt nichts unſicherer, als die Fähigkeit eines gegebenen Bodens zu einer gewiſſen Kultur, zu einem gewiſſen Fruchtwechſel oder einer gewiſſen Saat zu beurtheilen, und darunter das Zweckmäßigſte und Einträg-

Einträglichſte auszumitteln. Daher muß auch der klügſte Landwirth, der ſeinen Ackerbau gern auf das beſte betreiben möchte, erſt Jahre lang der Beſtellung ſeiner Vorgänger oder ſeiner Nachbaren blindlings folgen, bis er ſich nach mehrern Verſuchen, die ihm nicht ſelten ſehr fehlſchlagen können, zu einer beſſern Kultur erheben kann, ohne doch vielleicht die beſtmöglichſte für ſeinen Boden zu entdecken. Wäre die Lehre vom Boden erſt auf das Reine gebracht; ſo würde der denkende Landwirth binnen weniger Zeit genau beſtimmen können, was ſein Boden tragen oder nicht tragen, und was für eine Kultur-Ordnung ſeine Felder zum höchſten Ertrage bringen könne. Alsdann würden erſt Verſuche und Erfahrungen allgemeinen Nutzen ſchaffen, wenn die Eigenſchaften des Bodens, auf dem ſie gemacht wurden, ſo beſtimmt angegeben wären, daß ein Jeder, der ſie nachmachen wollte, ſeinen Boden erſt damit vergliche.

Genaue Beſtimmung der Bodenarten und ihrer Eigenſchaften iſt vielleicht noch mehr das Werk der Chemie, als der ſcharfen Beobachtung des bloßen Landwirthes. Bei Beſtimmung des Bodens und ſeines Werthes kommt es, nach dem Urtheil unſers Autors, auf folgende Punkte an: 1) auf die Beſtandtheile der baubaren Oberfläche, 2) auf die Beſchaffenheit der Erdſchichten im Untergrunde, 3) auf die Fläche oder Neigung (Inklination) der Lage,

4) auf

4) auf die Höhe oder Tiefe dieſer Lage gegen die umliegenden Ländereien, beſonders gegen den Stand der nächſten Gewäſſer, 5) auf das Klima in Rückſicht des Regens und der Winde, des frühern oder ſpätern Eintrittes der warmen und der kalten Jahreszeit, die in der Gegend gewöhnlich ſind, 6) auf die Lage und Verhältniſſe der verſchiednen Ackertheile gegen einander, und 7) auf unterſchiedliche politiſche Verhältniſſe, auf Bevölkerung, Gerechtſame, Sitten, Preiſe, Gelegenheiten zum Vertriebe, Zufuhr und Ausfuhr ꝛc. Wer über alle dieſe Punkte Gewißheit hätte, würde den Werth eines gegebenen Bodens untrüglich beſtimmen, und unter allen möglichen Behandlungsarten immer die zweckmäßigſte treffen können.

Lehrreich genug für den, der mit der Mineralogie und Chemie einiger Maßen bekannt iſt, beſchreibt Dr. Th. die verſchiednen Erdarten, Thon- Kieſel- Kalk- und Bitter- oder Talgerde. Wem aber jene Wiſſenſchaften ganz fremd ſind, der wird aus ſeiner Beſchreibung ſchwerlich viel Belehrung ſchöpfen. Er ſelbſt fühlte die Schwierigkeit, den Landwirthen hierin verſtändlich genug zu werden, und verweiſt daher ſeine Leſer auf Kirwans Werk, welches doch auch weder ihm ſelbſt, noch uns völlige Genüge thut. Wer Hrn. Th. eigenen, hierher gehörigen, ſehr deutlichen Unterricht nützen zu können denkt, den muß ich auf ſein Buch verweiſen, in dem er

auch

Digitized by Google

auch eine gründliche Vergleichung der gewiß über-triebenen, und durch ganz beſtimmte Erfahrungen widerlegten Rückertſchen Lehre mit der ihr ent-gegen geſetzten, die offenbar bei weitem mehr für ſich hat, angeſtellt findet. Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt die waſſerhaltende Kraft des Bodens das vornehmſte, worauf es bei dem Verhältniſſe der Erdarten in Hinſicht auf deren Fruchtbarkeit an-kommt.

Tiefe der baubaren Oberfläche iſt auch in ſchlech-term Boden vortheilhafter, als ſehr flache Güte des Bodens; jedoch läßt ſich die Tiefe durch Kultur ver-mehren. Sehr viel kommt auf die Beſchaffenheit des Untergrundes an, weil manche Gewächſe mit ihrer Wurzel viel tiefer, als in die Krume eindrin-gen, und gut oder ſchlecht gedeihen, je nachdem ſie eine ihnen angemeſſene Erdart antreffen. So kommt Eſparſette nirgends fort, wo ſie nicht in der Tiefe lockern Kalkſtein trifft. Kann der Oberfläche des Bodens ihr Untergrund die Erdtheile, die ihr fehlen, durch das Pflügen oder Graben abgeben; ſo iſt ein ſchlechter Boden damit ſehr zu verbeſſern, z. B. Sandboden durch lehmigen Untergrund, wodurch ſeine waſſerhaltende Kraft vermehrt wird, oder Thonboden durch eine lockere Unterlage, die ihn der überflüſſigen Näſſe entladet. Iſt die Lage abhängig, ſo iſt die Neigung nach Oſten oder Süden beſſer, als die nach Weſten oder Norden. Das Klima,

zu

Digitized by Google

zu dem der gewöhnliche jährliche Regenfall, die herrſchenden, durch Gebirge ſtreichenden oder abgehaltenen Winde und Gewitter, der frühere oder ſpätere Eintritt der Winterkälte und Sommerwärme zu rechnen ſind, kann einerlei Bodenart fruchtbarer oder unfruchtbarer machen. So iſt Thonboden in warmer und trockner Lage beſſer, als in kalter und naſſer, wo dagegen mehrerer Kalk den Nachtheil des Klimas verbeſſert.

Die hohe oder tiefe Lage eines Ackers gegen das, was um ihn herum liegt, zumal gegen einen nahen Waſſerſpiegel, hat großen Einfluß auf die Fruchtbarkeit ſeiner Erdmiſchung. Einerlei Boden kann bei gleicher Quantität Thonerde in der Höhe zu wenig, und in der Tiefe zu viel Thon haben, um recht fruchtbar zu ſein. So iſt Sandboden in der Höhe faſt ganz unfruchtbar, kann aber in der Tiefe ſehr fruchtbar ſein.

Die mühſame Beſchreibung, die der Verfaſſer von Klai- oder thonigem, von Leim- oder Lehm-, von Sand- von mergelartigem oder Kalk-, von hitzigem und kaltem, von reichem und armen, von unreinem, von ſchwerem und leichtem Boden, und von den Eigenſchaften eines jeden giebt, muß ich denen, die mit dieſen Unterſchieden nicht ſelbſt ſchon bekannt ſind, in ſeinem Buche zu leſen um ſo mehr empfehlen, je richtiger er die natürlichſten Mittel zur Verbeſſerung der Fehler jeder Bodenart lehrt.

Ge-

Gewiß iſt indeſſen, daß ſich die Lehre von der Bonitirung, d. i. von dem verhältnißmäßigen Werthe der Felder nicht eher auf ſichere Grundſätze zurückführen läßt, als bis wir mehrere genaue Untersuchungen jeder Bodenart angeſtellt, und die Fruchtbarkeit derſelben unter einander (caeteris paribus, wie ſich verſteht) verglichen haben. Und auf ſolcher vorläufigen Unterſuchung beruht natürlich auch jede Verbeſſerung der Felder, die durch das Auffahren fremder Erdarten zu bewirken ſteht.

Das 5. Kapitel handelt vom Dünger. Die Lehre davon, und von der rechten Düngungsart, iſt noch nicht in das Licht geſetzt, das man ihr wünſchen möchte, und deſſen ſie wohl fähig wäre. Die Ungewißheit, die über ihr ſchwebt, wird ſich zwar durch genaue Verſuche und gut beobachtete Erfahrungen heben laſſen; aber dieſe Verſuche und Erfahrungen können auch nur durch eine richtige Theorie in eine allgemeine Ueberſicht gebracht werden. Nun iſt wohl abſolute Richtigkeit einer Theorie vielleicht in keiner Erfahrungswiſſenſchaft möglich, oder doch wenigſtens nicht erweislich: aber ſo lange ſich alle Erſcheinungen aus ihr erklären laſſen, hat ſie doch relative Wahrheit für uns, und dient zu unſrer Befriedigung.

Die Nahrung, die ein Körper erfordert, läßt ſich aus ſeinen Beſtandtheilen abnehmen, welche aber ohne chemiſche Unterſuchung nicht genau genug erkannt

erkannt werden können. Hr. Th. giebt hierzu gute Anleitung, für die aber hier kein Raum iſt. — Es hat Naturforſcher gegeben, welche an dem materiellen Nutzen des Düngers zweifelten, und bloße Erde und Waſſer nebſt dem Einfluſſe der Atmosphäre für völlig zureichende Nahrung aller Pflanzen hielten: aber die genauern Unterſuchungen des in der Schreckens-Periode der Franzöſiſchen Revolution ſo ruchtbar gewordenen, jedoch gelehrten, und in der Chemie ſehr rühmlich bekannten Haſſenfratz, beſonders über die Tilletſchen Verſuche, auf die ſich ihre Meinung gründete, beweiſen unwiderſprechlich, was wir lange ſchon aus der Erfahrung wußten, daß die Pflanzen ihre Hauptnahrung, den Kohlenſtoff, nicht aus der Atmosphäre, ſondern nur aus dem Dünger erhalten können. Theorien, ſagt unſer Lehrer mit Recht, können uns oft Richtwege zeigen, auf denen wir ſchneller und mit geringerm Aufwande zum Zwecke kommen können, als auf der gebahnten Straße. Indeſſen iſt es doch rathſam, ſich immer nach dieſer umzuſehn, und mißtrauiſch zu werden, wenn uns jene nach einer ganz entgegen geſetzten Richtung führen. Ganz vom Zwecke ab führt die gebahnte Straße in keiner auf Erfahrung beruhenden Kunſt.

Da indeſſen Kohlenſtoff nicht das einzige iſt, was die Pflanzen aus dem Dünger ziehen; ſo muß man Sorge tragen, daß alle flüchtige Beſtandtheile

des

Digitized by Google

des faulenden Düngers möglichſt bei einander erhalten und aufgefangen werden. Hr. Th. macht ſich große Hoffnung zu baldiger mehrern Aufklärung der Materie vom Dünger überhaupt, beſonders durch die Bemühungen des Brittiſchen Landwirthſchafts-Raths.

Ueberhaupt iſt der Gehalt an Kohlenſtoff in dem Miſte verſchiedner Thiere, und die wirkende Kraft des Miſtes, nach Maßgabe des Zuſtandes und der Nahrung des Viehes, merklich verſchieden. Die Engländer machen ſogar einen Unterſchied zwiſchen Stall- und Hofmiſte. Da nämlich bei ihnen das Hornvieh, ſelbſt im Winter, nicht viel in den Stall kommt, ſondern meiſtens auf dem mit Stroh beſtreuten Viehhofe gefüttert wird, ſo iſt der Hofmiſt deſto häufiger. Jedoch ſind die Viehhöfe nach Maßgabe des Viehſtandes meiſtens nicht ſehr geräumig; und es muß daher der Miſt, ſo bald er ſich gehäuft hat, in Haufen geſchlagen, und der Hof wieder friſch, und zwar ſtark eingeſtreut werden, damit weder Miſt noch Harn verloren gehe, und das Vieh trocken liegen könne. Dennoch geſtehen ſie, daß der Stallmiſt beſſer ſei.

Young hält viel auf ſtark mit Stroh vermiſchten, mitten in der Gährung befindlichen Hofdünger, und räth alſo, alles Stroh zum Einſtreuen zu benutzen. Der berühmte Landwirth Bakewell hingegen verfütterte ſein ſämmtliches Stroh, und

brauchte

brauchte faſt gar keins zum Einſtreuen, um es als kräftigern Dünger vom Viehe zurück zu nehmen. Nur aber mußten ſeine Ställe ſo eingerichtet ſein, daß nichts von der Jauche umkommen konnte; und um die Jauche aufzufangen, ſchaffte er Torf, und, wo dieſer nicht zu haben war, Erde herbei — welches denn, durch Jauche in Verweſung gebracht, vortreffliche Pflanzen-Erde giebt.

Zwiſchen beiderlei Verfahrungsarten entſcheidet Hr. Th. ſehr bündig. Die Wahrheit, ſagt er, liegt wohl hier, wie gewöhnlich, in der Mitte. Durch zu viel Stroh in Verhältniß gegen den wirklichen Miſt muß der Dünger nothwendig unkräftiger werden. Fütterung mit bloßem Strohe kann aber keinen kräftigen Miſt geben. Das rechte Verhältniß zwiſchen Futtergewächſen und Getreidebau, welcher Stroh liefert, bringt von ſelbſt alles in das Gleichgewicht. Bakewell trieb eigentlich mehr Vieh- als Ackerwirthſchaft; aber er nutzte ſein Vieh ſo hoch, daß er ſeine ganze Wirthſchaft nur auf hinlängliches Futter berechnete, und Kornbau als Nebenſache trieb. Daher langte ſein Stroh kaum zum nöthigen Beifutter; und er hatte alſo Urſache vollauf, an Einſtreuung zu ſparen. Seine Futterkräuter, ſein Kohl, ſeine Rüben, Kartoffeln, und noch obendrein Oelkuchen und Leinſamen, die er verfütterte, erforderten Häckſel in Menge zum Zuſatz; und dabei gerieth der Miſt nahr-

nahrhaft genug. Wer aber ohne Futtergewächſe zu bauen, ſein Vieh bloß mit Stroh füttern wollte, würde mageres Vieh und hungrigen Miſt bekommen.

Auf bloß flüſſigen Miſt ohne Einſtreuung hält unſer Autor nicht viel, und duldet ihn nur in kleinen Wirthſchaften, wo der Ackerbau geringe, und der Viehſtand deſto größer iſt; wo Maſtvieh aufgeſtallt, und mit meiſt erkauftem Futter gemäſtet wird; alſo nur bei Branntweinbennereien und Stärke-Fabriken.

Haidekraut, das ſeltnere und beſſere Farnkraut und Baumlaub ſind Nothbehelfe ſtatt des Strohes zum Einſtreuen. Schilf und Riedgras ſind gut dazu: wo es aber an alle dem fehlt, braucht man auch wohl Sand in den Ställen, den man, wenn er vom Miſt und Urin recht durchdrungen iſt, herausſchafft, und dann ſehr gut zum Düngen brauchen kann.

Der allgemeinſte Dünger muß wohl immer in Ackerwirthſchaften mit allem Rechte der mit Stroh gemiſchte Miſt bleiben; nur kommt hierbei alles auf zweckmäßige Behandlung deſſelben an. Man muß die Gährung deſſelben dadurch befördern, daß man den Düngerhaufen feucht, nur aber nicht naß hält. Trockner Dünger verweſet (verrottet) langſam, naſſer gar nicht; alſo taugt eine Düngerſtätte weder auf einer Anhöhe, wo die Jauche ſogleich abfließt,

noch

noch in einer Grube, in der ſich Waſſer ſammelt, ſie müßte denn Abzüge haben. — Miſcht man dem Miſte ungelöſchten Kalk bei; ſo verweſet er deſto ſchneller: ſoll aber dabei nicht zu viel von den wirkſamen Subſtanzen deſſelben verloren gehn; ſo ſetze man doppelt ſo viel Erde zu, als Miſt da iſt: an dieſe Erde hängen ſich jene Subſtanzen an. Eine ſolche Miſchung von Stallmiſte, von doppelt ſo viel Erde, und etwa $\frac{1}{20}$ ungelöſchten Kalk giebt den Dünger, den die Engländer ein Düngergemenge (Compoſt) nennen, den ſie oft und fleißig ſtürzen und unter einander arbeiten, dann entweder auf das gepflügte Land bringen und ſorgfältig einegen, oder auch auf die junge Saat ſtreuen. — Gar zu ſchnell darf der Dünger aber auch nicht vermodern, weil er ſonſt gleichſam verbrennt, und viel nutzbare Theile verliert. Deßwegen müſſen hitzige und ſchnell verweſende Düngerarten mit andern kältern verſetzt werden; und man thut alſo recht, wenn man Pferde- Küh- Schweinemiſt u. ſ. w. durch einander mengt.

Um kein überflüſſiges Waſſer zu dem Dünger kommen zu laſſen, hält man in guten Engliſchen Wirthſchaften bedeckte Miſtſtätten, die im Grunde mit Thon oder Steinen belegt ſind, und in denen ſich Abzüge befinden, welche in einen nahen Behälter führen, in den auch die Jauche aus den Ställen fließt. Der Platz iſt mit einer Mauer von etlichen

Fuß Höhe umgeben, welche nur an der Südſeite höher geführt iſt, als an den übrigen Seiten, um den Dünger gegen die Mittagsſonne zu ſchützen. Auf dieſer Mauer ſtehen Ständer, die ein Strohdach tragen, welches den Regen abhält. Wird der Miſt dürre, ſo gießt oder pumpt man die Jauche aus dem Behälter. Solcher Miſtſtätten hat man auf einem Hofe mehrere, von denen immer diejenige ausgeleert wird, worin der Miſt ſeine gehörige Verweſung erreicht hat.

Die Zeit, den Dünger in die Erde zu bringen, iſt verſchieden nach Verſchiedenheit des Bodens. Ueberhaupt muß die Gährung im Dünger ſchon angegangen ſein, ehe man ihn braucht. In feuchtem und ſchwerem Boden thut er die beſten Dienſte, wenn es mit ſeiner Gährung noch nicht weit gekommen iſt. In jeder andern Bodenart wirkt er am beſten, wenn er eine gleichförmige, breiartige Konſiſtenz bekommen hat.

In einigen Engliſchen Grafſchaften hat man die Gewohnheit, daß man den Dünger gar nicht vor der Saat mit dem Boden vermiſcht, ſondern ihn erſt im Frühjahr zum Ueberdüngen derſelben braucht. Ohne Zweifel wird beim Unterpflügen des Miſtes ein beträchtlicher Theil davon durch den Regen in die Tiefe geſpült, und geht dadurch nicht nur für die vorhandene Saat, ſondern auch wohl, beſonders in lockerm Boden, auf immer verloren.

Beim

Beim Ueberſtreuen hingegen muß er im Eindringen alle Pflanzenwurzeln dergeſtalt berühren, daß von ſeiner Wirkung faſt nichts verloren geht. Daher hat man bei dieſer Methode ungleich weniger Dünger nöthig, von dem man gleichwohl weit größere Wirkung ſieht. Hierzu kommt noch, daß das Ueberdüngen nicht nur den Mangel des Vordüngens erſetzt, ſondern auch dünnen Saaten, die durch üble Saatzeit, Froſt, ſpäten Schnee u. dgl. gelitten haben, neue Kraft giebt, ſich zu beſtanden, und beim ſchlechteſten Anſcheine doch vortrefflich zu gerathen. Die Landwirthe in Hertfordſhire, die ſich dieſer Methode vorzüglich bedienen, wiſſen von keiner fehlgeſchlagenen Ernte, und verdanken dieſen Vortheil der Kraft des Ueberdüngens, deſſen Wirkung gerade da eintritt, wo die Frühlingswärme die Kraft der Pflanzen rege macht, und wo die Pflanzen am meiſten reichlicher Nahrung bedürfen.

Zuverläſſig iſt dieſe Methode ſehr heilſam für Sandboden, auf dem ſie immer ihre Anwendung findet. Ob ſie aber durchgängig gut ſei, zweifelt Hr. Th., wiewohl ſie vom Brittiſchen Landwirthſchafts-Rath im Allgemeinen und ohne Ausnahme empfohlen wird. Am wenigſten ſcheint ſie ſtarkem Lehm- und Thonboden angemeſſen zu ſein, welcher durch Unterpflügung eines Düngers, der ſeine Gährung erſt angefangen hat, mittelſt der fortdauernden Gährung am beſten locker gemacht wird, welches

durch Ueberdüngung nicht wohl geſchehen kann. Auch dürfte wohl auf ſolchem Boden das Auffahren des Düngers, zumal in naſſen Frühjahren, der jungen Saat ſchaden. (Mich dünkt indeſſen, daß es doch wohl der Mühe werth ſein würde, Verſuche mit dem Ueberdüngen aller Saaten, und auf mehrerlei Bodenarten zu machen.)

Je thoniger der Boden iſt, deſto ſtärker muß die Düngung auf ein Mal ſein: denn ſchwache Düngung kann durch ihre Gährung den Widerſtand ſolches Bodens nicht überwältigen; ſtarke hingegen bezwingt durch fortdauernde Gährung ſeine bindende Kraft, durchdringt ihn und macht ihn locker. Daher thun 20 Fuder Miſt, auf ein Mal, ſtärkere und dauerhaftere Wirkung auf ſolchem Boden, als 30 Fuder zu verſchiednen Zeiten. Lockerer, und beſonders kalkiger Boden hingegen erfordert keine ſtarke, aber eine deſto öftere Düngung.

Den Dünger im Sommer auf dem Felde liegen zu laſſen, ohne ihn unterzupflügen, iſt ungezweifelt ſchädlich. (oder thut doch gewiß keine ſonderliche Wirkung auf den Fruchtbau.) Ob man aber, wie der Verf. glaubt, beſſer thue, den Dünger vor Winters auf das Land zu ſtreuen und ihn erſt mit Frühjahrs Anfang unterzupflügen, als ihn zu künftigem Sommergetreide (welches hier zu Lande ſchwerlich jemals friſchen Dünger bekommt), oder zu Brachfrüchten (Sömmerungen) vor Winters flach

unter: und dann im Frühjahr und Sommer mehr: mals durchzupflügen, möchte wohl immer noch mehr als zweifelhaft ſein. Der gute Engliſche Landwirth düngt am liebſten zu Brachfrüchten, die entweder grün abgemäht, oder in ihrem Wachsthume behackt werden ſollen. Alles Unkraut im Acker kommt durch den Dünger ins Wachsthum, und wird durch ſolche Früchte erſtickt oder zerſtört. Alle Sömmerungen erfordern, ſie mögen gedüngt ſein oder nicht, viele Koſten: aber ihr Ertrag iſt auch, wenn ſie auf Dünger wachſen, doppelt und dreifach; darunter erſtickt ſicherlich alles Unkraut — und das nachma: lige Getreide wird nicht nur reiner, ſondern auch kornreicher, als durch unmittelbare Düngung.'

Hornſpäne, Haare, Wolle, faulendes Blut und Fleiſch von Thieren, menſchliche Exkremente, Thran, verfaulte Fiſche, zerſtoßene Knochen u. dgl. ſind lauter nützliche Beiträge zum Düngerhaufen, die zum Theil durch Kalkzuſetzung ſchnell in ſolche Ver: weſung gerathen, daß ſie ihren widrigen Geruch verlieren, und beſonders zum Ueberdüngen gut zu brauchen ſind.

Von Düngungsmitteln aus dem Pflanzenreiche brauchen die Engländer zu Pulver geſtoßene und auf die Saat geſtreute Oelkuchen (jedoch nur da, wo es an Dünger fehlt), Malzſtaub, die ſehr befruchten: den Seepflanzen, untergepflügte grüne Erbſen: Wicken: Buchweitzen: Klee: und Spörgelſaaten

(eine

(eine Düngung von augenſcheinlich großem Nutzen, die Hr. Th. ſelbſt jedes Mal anwendet, wenn ihm die Saat von Erbſen, oder Wicken, beſonders von Buchweitzen, bei der Blüthe zu mißrathen ſcheint), Ruß oder Sood mit Zuſatze von friſch gebranntem Kalk und Erde, Holz- Torf- (auch wohl Steinkoh-len-) und Seifenſiederaſche, zur Verweſung ge-brachten Torf, Modder (Schlamm) aus Seen, Weihern und Deichen.

Die Wirkung mineraliſcher Düngerarten beruht lediglich auf dem Kalk, deſſen eigentliche Wirkſam-keit verſchieden, und vielleicht noch nicht ſcharf ge-nug beſtimmt iſt. Hr. Th. beſchreibt genau die Kräfte des gebrannten und gepülverten Kalks, lehrt die beſte Art, ihn mit dem Erdboden zu vermiſchen, die rechte Zeit, ihn auf das Land zu bringen, das Maß, in dem er nach Beſchaffenheit des Bodens anzuwenden iſt, und beweiſt, daß er ohne Miſt-düngung doch nur von unbedeutender Wirkung ſei, außer auf abgewäſſertem Torfmoorboden, auf dem er, und er allein, die größte und dauerhafteſte Wirkung thut.

Ungebrannter, zu Pulver zermalmter Kalkſtein thut zwar einige, aber dem gebrannten bei weitem nicht gleich kommende Wirkung. Viel beſſer wirkt Mergel, der an der Luft im Winterfroſte von ſelbſt zerfällt und ſich deſto inniger mit dem Boden ver-miſcht, und deſſen Wirkung nur da geringe iſt, wo

man

man die Miſtdüngung verſäumt, welche immer um ſo ſtärker ſein muß, je mehr Mergel man auf den Acker gebracht hat. Der Verf. giebt die Methode an, zu unterſuchen, wie reich an Kalktheilen jede Mergelart ſei, und wie viel davon alſo die Beſſerung jeder Bodenart erfordere. Man muß ſeine Anweiſung hierzu im Buche ſelbſt nachleſen.

Keine Gegend, die Mergel hat, ſagt Hr. Th. iſt von der Natur verſäumt, ſondern immer einer vollkommnern Kultur fähig. Durch das erſte Mergeln wird jeder Boden, der nur Haide trug, fähig gemacht, ſo viel Gras und Futterkräuter zu tragen, als der beſte Unterhalt des Viehſtandes erfordert, welcher dann auch bald hinlänglichen Miſt giebt, wodurch der Boden binnen wenigen Jahren zu reichem Ertrage gelangen kann. — Wo man aber dem Acker, ehe man ihn gehörig düngen kann, mehrere Getreideernten nach einander abzudringen ſucht, da verderbt man ihn durch Erſchöpfung auf ein Jahrhundert. (?)

Daß es über den Nutzen der Gipsdüngung ſo viel Widerſprüche giebt, erklärt unſer Lehrer aus dem Berichte des Bauers Schwanneke zu Lopke in der Amtsvogtei Ilten. Der Schwiegervater dieſes jungen Mannes, der 2 Meilen weit von ihm wohnte, beſtreute das Kleefeld von gutem Thonboden mit gemahlenem Gips, und der Klee gerieth vortrefflich; ihm ſelbſt, Schwanneken, gelang

es

es auf gleichem Boden nicht: allein wir mergeln, ſagte er; dort thun ſie das nicht, haben aber mehr Miſt, als wir; darin muß der Unterſchied liegen. — Ein wichtiger Aufſchluß! Das gemergelte Land hat Kalktheile genug, den Nahrungs-Stoff der Pflanzen zu beleben. Bei dem Schwiegervater fehlten dieſe Kalktheile dem Acker, und darum thut der Gips ſo große Wirkung. Wo der Boden durch Kunſt oder von Natur mit Kalkerde genug angefüllt iſt, da hilft Gips zu nichts: wo aber Kalk fehlt, und der Boden meiſt aus Pflanzenerde beſteht, da belebt aufgeſtreuter Kalk oder Gips gewiß die Vegetations-Kraft.

Vermuthlich wirken auch gewiſſe Salze, und Abfälle aus Salzwerken, auf eben die Art, wie Gips, zur Belebung der Vegetations-Kraft.

Noch ein Befruchtungsmittel giebt die Atmosphäre her. Der todte in der Tiefe liegende Boden trägt zum Wachsthume der Pflanzen eher nichts bei, als bis die äußere Luft auf ihn wirken kann; je mehr und je länger hingegen ſolcher Boden dem Einfluſſe der Luft in großer Oberfläche ausgeſetzt liegt, deſto mehr wird er, auch ohne Dünger, fähig, Pflanzen zu nähren; ja, dergleichen Erde erlangt in vieljährigen Erdwänden und Wällen ungemein große Fruchtbarkeit. Die Erfahrung hiervon hat auch der aufmerkſame Landwirth beſonders an ſchwerem Boden, wenn er denſelben in rauhe, hohe Furchen auf-

aufpflügt, und ſo den Winter über liegen läßt. Und was für große Wirkungen das Lockerhalten des Bodens thue, erkennt jeder Beobachter. Wie es hiermit zugehe, erklärt die Chemie ganz begreiflich: die kohlenſaure Luft wird vom Boden eingeſogen, in demſelben zerſetzt, und dieſer dadurch mit Kohlenſtoff bereichert. —

Ich werde künftig weiter auf das lehrreiche Buch des Herrn Dr. Thaer zu reden kommen.

C. A. W.

III.

Antwortſchreiben an den Verfaſſer des arithmetiſchen Bedenkens über die im Teutſchen Reiche bisher gewöhnliche Schäferei-Wirthſchaft.

(In den Oekonomiſchen Heften ꝛc. 1798, Febr. S. 159 — 168.) *)

Ich will zuförderſt die Frage zu beantworten ſuchen, die Sie an mich gethan haben, ob die Schafe Nutzen oder Schaden bringen.

Eine beſtimmte Antwort hierüber zu geben, iſt ſchwer. Im Ganzen glaube und behaupte ich, daß, den Dünger

*) Vgl. Oekon. Hefte ꝛc. 1799, Oktober, S. 318 — 334. d. Red.

Dünger abgerechnet, welcher ein weſentliches Bedürfniß für die Wirthſchaft iſt, mehr Verluſt, als Gewinn dabei ſei.

Die mehreſten Land- und Rittergüter in meiner Gegend können nur 3 bis 400 Schafe halten, welche noch obendrein mehrentheils nur kümmerlich ernährt werden. Auf eine ſolche Herde wird hier gewöhnlicher Weiſe ein Mengſchäfer, der den achten Theil bekommt, ein Knecht, der 30 Stück Vorvieh und 10 Rthlr. Lohn hat, und den Sommer über ein Lämmerjunge gehalten. Ohne daß der Gutsbeſitzer ein Unglück hat, läßt ſich berechnen, daß auf dieſe Art für den Eigenthümer wenig oder gar kein Nutzen herauskomme.

Für Kurzſichtige iſt es eine Lockſpeiſe: man bekommt dabei vielleicht 150 Rthlr. oder mehr auf einem Brete; nur aber vergißt man, was man einzeln verfüttert hat.

Die vorherigen Beſitzer meines Guts hielten 4 bis 500 Stück Schafe: ich halte deren nur 250; dieſe bringen mir, weil ſie gut gefüttert werden, ſo viel Nutzen, als obige 500 Stück. — Auch der Dünger iſt nicht weniger, weil Stroh zum Einſtreuen genug vorhanden iſt. Folgendes kann, meines Erachtens, als Maßſtab angenommen werden.

Ich habe ſchon lange darüber nachgedacht, ob Schafe Nutzen oder Schaden bringen, und wie es wohl anzufangen ſei, daß letzter vermieden werde, indem mir viele Wirthe geklagt, daß ſie von ihren

Schafen

Schafen ſehr viel Schaden gehabt haben. Ich habe mich im Stillen nach alten Schäfern erkundigt, die lange Jahre als Mengſchäfer bei großen Schäfereien gedient hatten, und unter denen ich trotz allen Kniffen und Betrügereien, dergleichen dieſe Menſchen gegen den Eigenthümer immer voraus haben, doch nicht einen gefunden habe, der etwas erworben hätte. Freilich aber iſt es nur zu wahr, daß es die mehreſten Wirthe verkehrt anfangen. Ich halte zu meinen 250 Schafen nur einen Knecht; dieſer bekommt 12 Rthlr. Lohn, und hat 25 Stück Vorvieh.

Das Jahr 1799 iſt für die Schäferei-Wirthſchaft ein äußerſt beſchwerliches Jahr geweſen, wozu der allzu ſtrenge und allzu lange anhaltende Winter vieles beigetragen hat. Die Schafe haben den ganzen Winter hindurch müſſen im Stalle gefüttert werden, woraus denn am Ende Mangel und Hunger erfolgte. Die Ställe ſind ſo ängſtlich zugeſtopft, daß kein Lüftchen hinein dringen kann; daher ſich denn dieſe Thiere in einem faulen Dunſtkreiſe befinden, und nichts, als faule Luft, einathmen. Ueberdieß iſt das Vieh in den Ställen überhäuft. In die Tränke müſſen die Schafe getrieben werden: nun ſtehen alle Ausdünſtungsgefäße offen; dieſe werden von der äußerſt kalten Luft zuſammen gezogen, und die Säfte mit Gewalt nach den innern Theilen getrieben, woraus denn Stockungen in den Gefäßen entſtehen.

Schon

Schon der Herbſt des verwichenen Jahres (1798) legte den Zunder zur Fäulniß in den Säften dieſer Thiere. Es war, wie bekannt, ſehr viel Näſſe, und die Schafe fraßen alſo in dieſem Herbſte auf der Weide, wo ſie nichts beſſeres fanden, die ſchon halb verfaulten Kräuter. Alle verreckten Schafe, die von Schäfern geöffnet worden ſind, waren an Entzündung geſtorben; und die Schäfer ſelbſt, dieſe gewöhnlich unvernünftige Race von Menſchen, haben alles beigetragen, die Entzündung zu beſchleunigen. Sie haben Salz mit Uebermaße gefüttert. Dadurch haben ſie den Umtrieb des Blutes vermehrt, und die Entzündung dermaßen befördert, daß ſolche in Brand übergegangen iſt.

Alle vernünſtige Aerzte, die bei ihren Kranken Inflammation bemerken, verbieten ſorgfältig das Salz. — Ich verfüttere ſeit bereits 26 Jahren kein Salz bei meinen Schafen, nnd befinde mich dabei ſehr wohl. Anſtatt der Salzfütterung gebe ich, nach Proportion, Antimonium crudum und rohen Schwefel; dabei befinden ſich auch meine Schafe ſehr wohl, und ich habe ſeit 26 Jahren durch Sterblinge ſehr wenig Verluſt bei meiner Schäferei gehabt. Was werden Sie dazu ſagen?

Es ließe ſich über das alles noch ſehr viel Nützliches ſagen: aber es will ſolches aus Unempfänglichkeit und Trägheit Niemand hören. Was Sie darüber im Catechismus der Schafzucht geſchrieben haben, iſt recht ſchön und nützlich; aber

es will Niemand Lehre annehmen. Derer, die Ihren Rath mit Nutzen leſen, ſind nur Wenige; Wenige, die das Herz haben, Gebrauch davon zu machen. Faſt alle ſind treuherzig genug, ſich von ihren Schäfern überreden zu laſſen, daß dieß alles nichts nütze: ſo mit bleibt es beim Alten, und der Schade iſt unheilbar.

Ich habe mich die Mühe nicht verdrießen laſſen, verſchiedene Schäfer über die Krankheit der Schafe im letzten Frühjahr zu ſprechen und zu befragen. Ich bin auch mehrmals zugegen geweſen, wenn die Sterblinge geöffnet worden ſind. Alles indeſſen, was ich von dieſen unvernünftigen Menſchen herausbrachte, war: da ſehen Sie, die Schafe haben Waſſer im Leibe; ſie müſſen wohl krepiren. —

Ich habe einige ſolche Schäfer in meinen Stall geführt, habe ihnen mein Vieh gezeigt, und meine Lämmer gewieſen, die zu Anfange des Januars gekommen ſind, und die ſich wohl befinden. Der Stall, den ich habe, iſt luftig. Den habe ich ihnen zum Beiſpiele dargeſtellt. Tauben Ohren war es gepredigt —

Indeſſen iſt es mir ſehr angenehm geweſen, mich über dieſe Materie mit einem Manne zu beſprechen, der Sachkenner iſt u. ſ. w.

Döbſchütz, bei Bautzen,
den 1. Mai 1799.

Müller.
Regiments-Feldſcherer.

IV. Wie

IV.

Wie werden die Bäume durch das Entlauben vor dem Erfrieren geſichert? *)

Wenn kaltes Waſſer erhitzt wird, ſo vergrößert ſich ſein Umfang um ſo mehr, je höher der Hitzgrad ſteigt. Dieſe Ausdehnung des Waſſers kann ſo hoch ſteigen, daß das höchſt erhitzte Waſſer einen 12000 Mal größern Umfang einnimmt, als zuvor, da es kalt war. In dieſem Zuſtande nennt man es Waſſerdampf. Daß kaltes Waſſer einen geringern Raum einnimmt, iſt nun wohl außer Zweifel; indeſſen lehrt doch die Erfahrung, daß dieſes nur bis auf einen gewiſſen Grad, nämlich bis zum Gefrierpunkte Statt findet. Denn wenn ein Gefäß mit Waſſer angefüllt der Froſtkälte ausgeſetzt wird, ſo zerſpringt es, wenn die Waſſermaſſe ganz zuſammen gefroren iſt. Aber dieſe Ausdehnung des ſo eben gebildeten Eiſes rührt nicht davon her, daß das Eis einen größern Raum einnehme, als das kälteſte Waſſer, ſondern der Grund liegt in Folgendem. — Das Waſſer enthält immer einen Antheil von ſo genannter fixer Luft, die mit dem Waſſer ſo lange verkörpert bleibt, als es noch flüſſig iſt. Wird aber durch einen zu großen Grad von Kälte die

Flüſſig-

*) Vgl. Oekon. Hefte, 1799, Mai, S. 477. H.

Flüſſigkeit des Waſſers aufgehoben, ſo ſcheidet ſich dieſe Luftart aus dem Waſſer, nimmt, außer Verbindung mit dem Waſſer geſetzt, einen größern Raum ein, und muß, da ſie um und um mit Eis umgeben iſt, ſich nach den Seiten ausdehnen, und auf dieſe Weiſe das Zerſpringen der Gefäße zuwege bringen.

Bei Bäumen, die durch den Froſt zerriſſen werden, findet die nämliche Urſache Statt. Hat nämlich der Baum viel Säfte, die durch die Kälte gefrieren, ſo wird die in Menge daraus ſich entbindende Luft, da ſie nicht frei entweichen kann, den Stamm zerreißen und zerſtören. — Man kann im Kleinen durch ein Experiment dieſes aufs vollkommenſte erweiſen. Man nehme zwei Stück Spaniſches Rohr, lege das eine ins Waſſer, ſo daß ſich ſeine Zwiſchenräume gänzlich damit anfüllen, das andere erhalte man trocken, und ſetze beide einem ziemlichen Froſte aus. Das trockene wird vom Froſte nichts leiden, da hingegen das andere zerſpringen wird.

Diejenigen Bäume, welche weniger Wäſſeriges in ſich nehmen, und folglich nicht ſo viele dünne Säfte haben, als andere Bäume, bleiben den Winter über grün. Ihr Saft iſt aus den angeführten Urſachen mehr dick und klebrig, hat eine langſame Bewegung, und ſolche Bäume kommen deßwegen auch ſehr leicht und am beſten in trocknem Boden fort.

Kleine Schößlinge ſind der Gefahr zu erfrieren weit mehr ausgeſetzt, als der Stamm, weil dieſer weniger Feuchtigkeit in ſich enthält, als jene.

Ein Baum, der ſeine Blätter noch hat, zieht 15, 20, bis 30 Mal mehr Waſſer in ſich, als ein andrer, der ſeiner Blätter beraubt iſt. Folglich müſſen ſolche Bäume, die ihre Blätter zu lange behalten haben und vom Winter überfallen werden, ehe ihre Säfte ſich vermindern oder zu einer leimartigen Maſſe werden konnten, die nicht ſo leicht friert, mehr vom Froſte leiden, als andre Bäume, die ihr Laub zeitig verloren.

Fällt im Frühjahre, wenn die Bäume ſich ſchon mit neuem Safte angefüllt haben, ein Froſt ein, ſo iſt dieſer den Bäumen weit gefährlicher, als ein ſtärkerer Froſt zu einer andern Zeit, wenn die Säfte in geringerer Menge vorhanden ſind.

Die Bäume, welche aus den wärmern mittägigen Ländern kommen, haben eine größere Menge von wäſſerigen Säften in ſich, als diejenigen Bäume, welche urſprünglich in den nördlichen Gegenden wachſen. Daraus wird folgen, daß jene der Gefahr zu erfrieren weit mehr unterworfen ſind, als die letztern; und dieß beſtätigt auch die Erfahrung alle Tage.

Das beſte Mittel alſo, dem Erſterben der Bäume vorzubeugen, ſcheint zu ſein, daß man der Natur nachahme; d. i., daß man die Blätter vor der

Zeit,

Digitized by Google

Zeit, da ſie von ſelbſt abfallen würden, abpflückt, um den Saft des Baumes minder wäſſerig, und mehr leimartig zu machen; denn die wäſſerige Feuchtigkeit, welche in einem harten Winter gefriert, würde durch ihre Ausdehnung die Gefäße des Baumes zerſprengen.

Verſuche, die man nach dieſen Gründen mit den kleinen Zweigen an den Spitzen der Bäume, die gemeiniglich erfrieren, angeſtellt hat, ſind ſehr wohl gelungen. In den Jahren 1708 und 1709 erſtarben in England bei den ſtarken Fröſten alle Arten von Bäumen, nur die Maulbeerbäume nicht, von denen man vor dem Winter die Blätter für die Seidenwürmer abgepflückt hatte.

Doch muß man nicht alle Blätter auf ein Mal abreißen, wie die Natur ſie auch nicht an einem Tage abfallen läßt; ſondern man muß nur nach und nach einige abpflücken, ſo daß der Baum, wenn der Winter eintritt, faſt ohne Laub iſt. Auch muß man ſich in Acht nehmen, nicht zugleich die Knospen mit abzureißen. Die wahre Zeit für jeden Baum muß durch wiederholte Verſuche beſtimmt werden, weil die ſehr wäſſerigen Bäume eher als andere, die minder wäſſerig ſind, der Blätter entladen ſein wollen. Vielleicht muß man auch den ausländiſchen, und den neu angepflanzten Bäumen das Laub eher nehmen, als denen, die lange in dem Lande geweſen oder nicht neu gepflanzt ſind.

Die wäſſerigſten Bäume ſind diejenigen, welche im Frühlinge zuerſt Blätter bekommen, und welche die Natur, die alle Mal in ihren Wirkungen regelmäßig verfährt, auch im Herbſte zuerſt von den Blättern entblößt. Es iſt leicht zu bemerken, daß die Eiche und der Ulmbaum, die ſo langſam ausſchlagen, ihre Blätter im Herbſte noch lange Zeit behalten, wenn die andern zartern ſchon aller Blätter beraubt ſind.

H.

V.

Vom Dotter oder Schmalz.

Einige nennen dieſe Oelpflanze Dotter, Andern iſt ſie unter dem Namen Schmalz bekannt. Ueber ihren wahren und richtigen Namen kann ich mich in keine Unterſuchung einlaſſen. Als Unkraut iſt dieſe Pflanze (beſonders dem weiblichen Geſchlecht, weil ſie unter dem Lein zu wachſen pflegt) bekannt genug; aber zu wenig kennt man ihre Verdienſte als Oelpflanze, wegen welcher ſie ſich doch beſonders auszeichnet, und alſo mehrerer Aufmerkſamkeit werth iſt.

Der gelbliche Same hat die Geſtalt des Kümmels, iſt aber kleiner als dieſer, und glatt. — Die

Blüthe

Blüthe iſt blaßgelb, und deren Blätter nicht ſo breit als die des Sommerrübſens. Die Kapſeln, in welchen der Same faſt wie bei dem Mohn an allen Seiten liegt, gleichen den Flachsknoten, nur ſind ſie länglicher. — Der Stengel treibt mehrere Seitenäſte, die Ausſaat muß daher dünner als beim Lein, und eben ſo wie die Sommerrübſenſaat beſorgt werden. Der Schmalz geräth ganz gewiß, wenn nur das Feld, ſo wie bei dem Sommerrübſen, vorher gehörig gedüngt, und einige Mal gepflügt worden iſt. Von der Ausſaat bis zur Reiſe braucht er ungefähr 13 Wochen. Einen Unterſchied in dieſer Zeit bewirkt kältere oder wärmere, naſſe oder trockene Witterung. Deßgleichen macht ihn ein kälterer oder wärmerer, beſſerer oder ſchlechterer Boden eher oder ſpäter reif; ſo wie auch der Sommerrübſen in verſchiedenen Gegenden und Jahren eher oder ſpäter reift. Es kann ein Jeder in ſeiner Gegend die Zeit der Reiſe des Dotters darnach berechnen, daß er 8 Tage mehr zur Reiſe bedarf als der Sommerrübſen.

Der Schmalz läßt ſich in Anſehung der Zeit ſeiner Ausſaat und der Witterung mehr als manche andere Frucht gefallen. Vom März an, wenn man gehörig pflügen kann, bis 8 Tage nach Johannis kann er geſäet werden, und wird, wenn der Boden nur gehörig bereitet worden, gewiß gerathen. Die beſte Zeit zur Ausſaat, damit ſie dem Landmann

weder in die Roggen⸗ noch Gerſtenernte fällt, und bei welcher man ſich auch den beſten Ertrag ver⸗ſprechen kann, iſt 8 Tage vor, bis 8 Tage nach Johannis; vor Johannis iſt es aber am rathſamſten. Mit dieſer Pflanze kann das Feld zwei Mal im Jahr genutzt werden: Wenn man nämlich im Herbſt das Feld düngt und pflügt, und ſo bald der Winter vor⸗bei iſt zur Saat pflügt und ſäet, ſo wird ſie vor der Kornerntezreif, und man kann in dieſem Jahre auf dieſem Felde noch ein Mal ernten, wenn man es ſogleich wieder mit Dotter oder Sommerrübſen, oder weißen Rüben beſäet.

Der Dotter hat noch das Vorzügliche, daß die Kälte ihm nicht ſo wie dem Sommerrübſen ſchädlich iſt; dem Raupenfraß iſt er gar nicht ausgeſetzt, noch weniger den ſo genannten Pfeifern oder Raupen, die den Samen aus den Hülſen freſſen und wie be⸗kannt für den Sommerrübſen ſo gefährliche Feinde ſind. Eben ſo wenig ſchaden ihm die Erdflöhe, weder bei dem Aufgange noch in der Blüthe.

Der Ertrag dieſer Pflanze iſt ſehr ergiebig, und man kann mit Gewißheit annehmen, daß ein Mor⸗gen, worauf man 7 Scheffel Rübſen erbauet, 8 bis 9 Scheffel Dotter giebt. Das Stroh iſt dünner als das des Sommerrübſens, und für die Schafe im Winter ein angenehmeres Futter, als das Som⸗merrübſen⸗Stroh, welches ungleich härter iſt und

von

Digitized by Google

von dem Vieh nicht ſo gern gefreſſen wird. Wenn er gehauen iſt, muß man ihn einige Tage in den Schwaden trocknen laſſen; denn bindet man ihn zu feucht, ſo trocknen die Bunde nicht aus, weil Luft und Sonne durch die dicht an einander liegenden dünnen Halme nicht eindringen können. Dadurch wird das Stroh dumpfig, vieler Same wächſet aus, bleibt beim Dreſchen in den Kapſeln und erhält einen unangenehmen Geruch. Eben dieß geſchieht, wenn es in die aufgeſtauchten Bunde ſehr ſtark regnet. Am beſten verfährt man auf folgende Weiſe: So bald der Same in den Schwaden trocken geworden iſt, ſo läßt man ihn (wenn man Leute genug hat) auf dem Felde auf Tüchern oder Planen dreſchen; im Fall man aber nicht Leute genug erhalten kann, ſo läßt man ihn auf Planen binden, und ſogleich von dieſen wegfahren, und bis zu bequemer Zeit in der Scheune aufbewahren.

Das aus dem Samen erhaltene Oel iſt eben ſo gut, ja noch beſſer, als das Rüböl, weil es eher als dieſes zu Speiſen gebraucht werden kann. Ich behaupte keineswegs, daß es ſo angenehm als das Buchnuß- oder Mohnöl ſchmecke, allein für den gemeinen Mann iſt es zum Backwerk, Sallat, oder anderer Schmelzung brauchbarer als das Rüböl.

Die Kappen, deren man ſehr viele bei dem Ausdreſchen gewinnt, ſind auf mancherlei Art, beſonders

ſonders für die Pferde, brauchbar, denen man ſie ſtatt des Häckerlings unter das Futter miſchen kann. Manche Pferde werden zwar dieſe Kappen das erſte Mal der Neuheit wegen verachten, wenn ſie ſie aber nur ein Mal verſucht haben, ſo werden ſie ihnen ein ſehr angenehmes Futter, das ſie allein ohne andere Beimiſchung freſſen. Alle Oel- und geſchwind wachſende Pflanzen ſaugen oder ſömmern gewöhnlich den Boden ſehr aus; aber weit weniger als der Sommerrübſen, ſömmert dieſer Dotter. Nur eines, was ihn weniger empfiehlt, iſt, daß die Kuchen, welche von ihm in der Oelmühle gewonnen werden, nicht ſo gut als Futter brauchbar ſind, wie die Kuchen vom Sommerrübſen. Ein Müller, der dieſe Kuchen für gute verkaufen wollte, würde ſich ſehr bald ſeine Kunden verſchlagen. Daher kommt es auch, daß man für den Scheffel Dotterſamen, ob er gleich mehr Oel giebt, doch einige Groſchen weniger bekommt als vom Sommerrübſen.

Indeſſen kommt dieſer Umſtand gegen die beträchtlichen Vorzüge des Dotters in keinen Betracht. Die Sicherheit in Anſehung der Erbauung, die Ergiebigkeit an Samen, das mehrere und beſſere Oel, das wenigere Ausſaugen der Felder, die Brauchbarkeit des Strohes und der Kappen ſtellen ihn dem Landwirth in einem zu ſchönen Lichte dar, als daß er nicht Luſt bekommen ſollte, ihn zu bauen. Denjenigen Oekonomen, die etwa einen Verſuch damit

machen

machen wollen, erbiete ich mich recht gern, kleine Quantitäten von Samen nachzuweiſen.

Zingſt bei Querfurth,
den 18. Aug. 1799.

Adolph Seckendorff.

VI.

Ueber den Brand im Weitzen.

Der Brand im Weitzen iſt ein wichtiger Gegenſtand in der Oekonomie, daher alle diejenigen Landwirthe und Freunde der Landwirthſchaft, welche ihre Meinungen und Grundſätze, wie dieſem Uebel geſteuert werden könne, in den Oekonomiſchen Heften bekannt gemacht haben, allerdings Dank und Lob verdienen. Die große Verſchiedenheit der Meinungen über dieſe Materie hat mich veranlaßt, ebenfalls meine Gedanken darüber in den Oekonomiſchen Heften (1798, December, S. 481 — 500) mitzutheilen, und zu wiederholten Beobachtungen und Unterſuchungen anzureitzen, damit einmal die Meinungen zu feſtſtehenden Grundſätzen gebracht würden. So wie mich keinesweges Rechthaberei, ſondern bloß Liebe zur Wahrheit geleitet hat, eben ſo wünſche ich, daß Jeder, der ſich bemühet, zur Beleuchtung dieſes Gegenſtandes ſeinen Theil beizutragen, nicht von Rechthaberei, ſondern um Wahrheit geltend zu machen,

Digitized by Google

machen, angetrieben werde. Wenn man freilich annimmt, wie in dem Mai-Stücke der Oekon. Hefte von 1799 als entſchieden behauptet wird, *) daß das Waſchen und Einbeitzen des Saatweitzens ein bewährtes Mittel gegen den Brand ſei, ſo wären nicht nur fernere Unterſuchungen und Erörterungen unnöthig, ſondern auch die vorher bekannt gemachten Mittel zur Verhütung des Brandes im Weitzen, als: verſchiedene Einkalkungs- und Einbeitzungsarten, reifer und jähriger Same, hätten der Bekanntmachung nicht bedurft, weil ſie ſchon von der Urgroßväter Zeiten her unter den Landwirthen bekannt ſind. Allein die drei auf einander folgenden Aufſätze im erſtgedachten Hefte löſen keinesweges meine Zweifel. Die angegebenen Arten der Verwahrungsmittel ſind mir gar nicht neu, ich kenne ſie und ihre Wirkungen ſchon lange. Es iſt hier nicht meine Abſicht, meine Meinungen in Schutz zu nehmen, wem daran liegt, wird die Vergleichung der Aufſätze mit einander Genüge thun. Doch wird mir erlaubt ſein, nur Einiges zu erinnern.

Zu dem 1. Aufſatze (S. 387—401). Dem angeführten Beiſpiele des M. Spitzners, wie ein Verwalter ungekalkten Weitzen ſäete, und größten Theils brandigten erntete, könnte ich mehrere andere Erfahrungen entgegen ſetzen, welche das Gegen-

*) Vgl. noch das September-Stück dieſer Hefte von 1799, S. 270 ff. d. Red.

Gegentheil beweiſen würden, was M. Spitzner aus jenen Wahrnehmungen folgern will, wenn es dazu diente, die Sache mehr ins Licht zu ſtellen. Indeſſen kann, ohne der Glaubwürdigkeit des M. Spitzners zu nahe treten zu wollen, eine Erzählung aus dem vorigen Jahrzehnd ſchlechterdings nicht als Beweis gelten, und zwar um ſo weniger, da es einen Verwalter betrifft, weil man gewöhnlich zur Erreichung anderer Abſichten den Gutsverwaltern gar ſonderbare Dinge aufbürdet. Ich habe nichts dagegen einzuwenden, wenn die Urſache des Brandes Inſekten zugeſchrieben wird, aber es müſſen davon nähere Kenntniſſe angegeben werden, als die vorgeblichen Erfahrungen ſind, ſonſt bleiben es bloße Vermuthungen, die weit entfernt von Gewißheit ſind. Daß ich eben ſo wohl durch eigene als durch beobachtete benachbarte mit Sorgfalt angeſtellte Verſuche geleitet worden bin, ehe ich meine Gedanken öffentlich aufſtellte, wird mein Aufſatz hinlänglich beweiſen.

In dem 2. Aufſatze (S. 401 — 406) ſagt Hr. Albert: „Diejenigen, welche das Einkalken für ein ganz untrügliches Mittel wider den Brand, und zugleich als ein Beförderungsmittel des beſſern Wachsthums des Weitzens anpreiſen, irren ſich ſehr: denn wie ich eben gezeigt habe, bei dem beſten Einkalken entſtand dennoch Brand, und nie habe ich auch einen Unterſchied bei dem eingekalkten und nicht einge-

eingekalkten in Rückſicht des beſſern Ertrages finden können.“ Das dennoch von Hrn. Albert angerühmte Einbeitzungsmittel mit Kalk und heißem Waſſer wird im Frankenlande häufig angewendet, und ich geſtehe, daß es unter allen mir bekannten Mitteln das vernünftigſte iſt, und dem Zweck am beſten entſprechen müßte, wenn Inſekten oder Anſteckung des an dem Saatkorne vorhandenen Brandweſens die Urſache des Brandes ſein ſollen.

Der Verfaſſer des 3. Aufſatzes, der Kriegsrath Kummer (S. 407 — 414), beſchuldigt mich fälſchlich eines Widerſpruches in Rückſicht der Reiſe der Körner. Zwiſchen nicht gehörig reif und unreif iſt gewiß ein großer Unterſchied. Ein völlig unreifes Korn treibt gewiß keinen Keim, aber ein nicht gehörig reifes kommt in ſeiner abgeſchnittenen Aehre vollends zur Reife, und es bedarf dazu eben keine lange Zeit; dieſes gilt faſt von allen Samen. Ein gewiſſer Grad der Härte iſt ein nothwendiges Merkmahl der Reife eines Korns; ſehr weiche Körner laſſen ſich entweder gar nicht aus der Aehre dreſchen, oder ſie werden mit dem Dreſchflegel zerſchlagen; Körner, die eben nicht vollkommen hart und nur in einem ſolchen Grade noch weich ſind, daß ſie ſich zur Noth ausdreſchen laſſen, ſind dennoch vollkommen reife Körner.

Was meine dießjährigen Wahrnehmungen betrifft, ſo bin ich aufs neue in meiner Meinung beſtärkt

worden,

Digitized by Google

worden, daß die Witterung entweder durch ihren Einfluß auf die Säfte in dem Weitzenſtocke oder durch Begünſtigung der Inſekten, jedoch nicht, daß dieſe oder ihre Eier ſchon an dem Saatkorne vorhanden wären, den Brand im Weitzen verurſache. Im Frankenlande hört man allenthalben Klagen über häufigern Brand im Weitzen, als ſeit verſchiedenen Jahren. Die Witterung war größten Theils rauh und kalt, und nur in Rückſicht des mehr und wenigern Regens verſchieden. Verſchiedene Gegenden des Frankenlandes hatten beſtändig Gewitter und kleine Strichregen, während benachbarte Bezirke Mangel an Regen litten. Eben ſo wie die Witterung in Rückſicht des Regens verſchieden war, bemerkte man auch eine Verſchiedenheit in der Menge des Brandes. Das Einkalken des Saatweitzens iſt in Franken ſchon ſeit alten Zeiten her üblich, und die meiſten Landwirthe halten ſehr viel darauf. Eben ſo nehmen ſie den reifſten Weitzen zur Saat, und laſſen gewöhnlich dazu einen Acker mit Weitzen, den ſie zur Saat beſtimmen, am längſten ſtehen, damit er recht reif werde. Dennoch iſt der Brand in manchen Jahren häufig, und zwar auch in den Gegenden, welche ſehr fruchtbare Weitzenländer ſind, wie die Gegend zwiſchen Schweinfurt und Wirzburg, und der Ochſenfurter Gau. Es wird zwar auf verſchiedene Weiſe mit dem Einkalken verfahren, aber doch bei jeder Verfahrungsart die erforderliche Sorgfalt angewendet,

und

und um ſo mehr zu einer Zeit, wo die anhaltenden hohen Getreidepreiſe die Landwirthe aufmuntern, den Getreidebau mit Eifer zu betreiben.

Schwebheim,
bei Schweinfurt.

A. H. Hatzel,
Oekonomie-Verwalter.

VII.

Weizenſaat, ein perennirendes Futtergras zum künſtlichen Wieſenbau.

Im Durchblättern einiger ältern Bände von den Novelle letterarie di Firenze, die vor einiger Zeit mit dem Ableben ihres Herausgebers aufgehört haben, finde ich von ungefähr in der letzten Nummer vom Jahrgange 1787 ein Schreiben des Edlen Herrn Johann Gervaſis vom 18. Juli 1787 an den Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften und des Ackerbaues, die Aniſtamici zu Belluno genannt, das meine Aufmerkſamkeit erregte, und das vielleicht auch der Aufmerkſamkeit der Leſer dieſer Hefte nicht unwerth iſt. Ich liefere daſſelbe in folgender wörtlichen Ueberſetzung:

„Edler Herr Präſident,

Mein natürlicher Trieb zur Landwirthſchaft iſt durch den rühmlichen Eifer, mit dem Sie die Thätigkeit

tigkeit unſrer Akademie aufs neue zu beleben befliſſen ſind, ſo wirkſam angefeuert worden, daß er mich anſpornt, Ihnen eine Bemerkung zu eröffnen, die mir in der Agrikultur ganz von ungefähr in den Wurf gekommen iſt.

Ich ließ im Jahr 1783 ein Weitzenfeld abmähen. Indem nun die Garben noch, wie gewöhnlich, auf dem Felde lagen, kam ein ziemliches Schloßenwetter, wodurch mir über das ganze Feld hin, eine beträchtliche Quantität von Körnern aus den Aehren geſchlagen ward. Als hernach mein Weitzen eingefahren, und das Land wieder umgepflügt war, ließ ich in eben dieſes Feld gemeinen Buchweitzen (Polygonum fagopyrum *Lin.*) und Klee darunter ſäen — in der Abſicht, dieſes Feld als künſtliche Wieſe zu benutzen.

Noch im Auguſt deſſelbigen Jahres ſah ich zwiſchen dem Klee und dem Buchweitzen den Weitzen, den der Hagel aus den Garben geſchlagen hatte, in großer Menge hervorſproſſen; und als hernach der Buchweitzen zu ſeiner Reife gediehen war, ließ ich das Feld abmähen.

In den drei folgenden Jahren wurde dieſes Feld, oder, wenn Sie wollen, dieſe künſtliche Wieſe, alle Jahre vier Mal abgemäht. Da aber endlich die wuchernde Flachsſeide (Cuscuta Europaea) in dem Felde überhand nahm, ſo machte ich die Beobachtung: je mehr der Klee nach und nach

aus-

ausging und ſich verlor, deſto ſtolzer und frecher ſchoß der Weitzen in die Höhe, ob er gleich alle Mal mit dem Klee zugleich abgemäht worden war.

Weil mir nun im jetzigen Jahre (1787) der Klee auf dieſem Felde beinahe völlig ausging, und die einheimiſchen Pflanzen überall auf der Erde den Platz deſſelben einnahmen; ſo entſchloß ich mich, den erſten Hieb dieſes Jahres zu verſchieben, und die Reifung der neuen Gräſer abzuwarten: jedoch ſah ich während dieſes Aufſchubes den Weitzen deſto mehr in die Höhe wachſen, und endlich gar Aehren anſetzen, blühen und Körner tragen.

Dieſe Umſtände beſtätigten mich alſo in der Meinung, daß Weitzen eine Grasart ſei, die, wenn man ſie nicht zur Reife kommen, nicht Aehren, und nicht Körner anſetzen läßt, mehrere Jahre hindurch immer fortwächſt.

Hieraus ziehe ich den Schluß: da die Grasarten in ihrem Ertrag überaus ergiebig ſind, da ſie unſtreitig eine beſſere Nahrung für das Vieh geben, als irgend eine andre Feld- oder Gartenfrucht; da man das Vieh zu jeder Zeit ohne Bedenken damit füttern kann, ohne daß man ihm dadurch Blähungen und andere Uebel zuzuziehen befürchten dürfte, und der Weitzen, wie geſagt, ſo lange man ihn nicht in Samen ſchießen läßt, perennirt: ſo könnten wir uns wohl füglich auch des Weitzens zum künſtlichen Wieſenbau bedienen. Dieſes würde ein treffliches

Vieh-

Viehfutter vom reichlichſten Ertrage geben; ein Futter, welches man, nach Belieben des Eigenthümers, auf jeden vorkommenden Fall in Aehren und Körner ſchießen laſſen könnte.

Nachdem ich über den Zufall, der mir hiermit begegnet war, mehrmals meine Betrachtungen angeſtellt hatte, gerieth ich auf den Einfall, zu Ausgange des Juli Weitzen auf ein Feld zu ſäen, die eine Hälfte dieſes Feldes im Oktober abmähen, die andere Hälfte aber, unangerührt von der Sichel, zu Körnern aufſchießen zu laſſen, und in dieſe Hälfte alljährlich Weitzen zu ſäen; die eine, zur künſtlichen Wieſe beſtimmte Hälfte in drei Theile zu theilen, und in jedem Jahre einen von dieſen drei Theilen in Aehren und Körner ſchießen zu laſſen. Die Hälfte des zu alljährlichem Körnerwuchſe beſäeten Feldes ſoll zum Maßſtabe des Ertrages von jedem Jahre dienen, um den Ertrag der andern Hälfte dagegen halten zu können. Im kommenden Jahre (1788) will ich eines von den gedachten 3 Dritteln in Körner ſchießen laſſen; die andern beiden Drittel aber ſollen zum Viehfutter bleiben, und dann eine Vergleichung des Ertrags an Körnern und Viehfutter auf gedachten 3 Dritteln mit dem Körnerertrage der andern, wie geſagt, alljährlich zu Körnern beſäeten Hälfte angeſtellt werden. Im Jahr 1789 ſoll das Nämliche mit dem zweiten der gedachten 3 Drittel geſchehen, und die Berechnung, wie

gedacht,

gedacht, wiederholt werden. Im Jahr 1790 will ich das letzte Drittel in Körner ſchießen laſſen, und die Vergleichung abermals mit der alljährlich beſäeten Hälfte des Feldes anſtellen.

Iſt dieſes Experiment einmal gemacht; ſo wird ſich am Ende ergeben, wie viel Ertrag die gedachten 3 Drittel in ihren reſpektiven Quantitäten, in Vergleichung gegen die zu Körnern beſäete Hälfte, ausliefern: dann wird ſich auch ausweiſen, in welchem Jahre der Ertrag der Körner, und der Ertrag des Viehfutters auf den 3 Dritteln am ergiebigſten geweſen ſei. Bevor ich aber dieſen meinen Einfall ins Werk richte, habe ich für nöthig gehalten, denſelben in aller Ergebenheit Ihrer Einſicht vorzulegen, und Sie um gütige Beehrung mit gutem Rathe zu bitten, damit ich mich entweder deſto muthiger zur Ausführung entſchließen, oder auch den Einfall ſelbſt, als unreif fahren laſſen könne. Daß ich Ihnen damit beſchwerlich falle, meſſen Sie gütigſt dem rühmlichen Eifer bei, mit dem Sie den Vorſitz in unſrer Akademie führen, der ich unterdeſſen mit aller Hochachtung bin ꝛc.

Giamoſa, den 18. Juli 1787.

J. Gervaſis."

Ueber den Erfolg dieſer Verſuche habe ich in den neuern Jahrgängen der Novelle letterarie di Firenze nichts weiter gefunden. Vermuthlich aber

ſind

ſind die Nachrichten davon in den Atti der Akademie zu Belluno, ſo fern es dergleichen giebt, aufgenommen worden, wovon ich jedoch nie etwas geſehen habe.

Leipzig.

C. A. Wichmann.

VIII.

Etwas von Möhren. Ein Schreiben an Arthur Young von dem Prediger Carl Onley *).

(Aus dem Engliſchen.)

Ich hätte Ihnen, mein Herr, ſchon eher einige Nachricht von dem Möhrenbau des verwichenen Jahres, der in meiner Nachbarſchaft immer mehr aufkommt, ertheilen ſollen; ich habe aber nach wiederholentlich eingezogener Erkundigung erfahren, daß wegen der dürren Witterung im Frühjahre die Pflanzen dieß Mal durchgängig zurückgeblieben ſind, ſo daß noch zu Johannis Rüben und Kopfkohl zu bauen nöthig geworden iſt, damit die entſtehenden Lücken ausgefüllt würden.

In

*) S. Annals of Agriculture and other uſeful Arts, collected and publiſhed by *A. Young*. Vol. XII. pag. 169 ff. W.

In friſch aufgebrochenem Boden jedoch, oder auch nach einer vorjährigen Erbſenſaat, ſind die Möhren ſo gut fortgekommen, daß der Morgen Landes 500 Scheffel davon geliefert hat.

Man hat in hieſiger Gegend mit Nutzen Verſuche gemacht, nicht nur Ochſen, Kühe, Schafe und Rehe, ſondern auch Pferde damit zu füttern. Nach des Predigers, Hrn. Birch's zu Boxwell bei Chelmsford, Angabe ſteht das Verhältniß ſo, daß eine junge Ochſen-Färſe, die er mäſtete, täglich einen gehauften Scheffel, 3 Kühe zuſammen 3 Scheffel, und 20 Schafe zuſammen 2 Scheffel bekommen.

Meine eigene kleine, auf einer Weitzenſtoppel erbaute Ernte, 300 Scheffel vom Morgen Landes, wurde, wie gewöhnlich, an unſere Milchkühe verfüttert, und bewirkte einen höchſt ſchwelgeriſchen Ertrag des fetteſten Rahms und der ſchmackhafteſten Butter.

Alles, was der eingetretene Froſt noch unverzehrt antraf, es mochte nun im Hauſe oder im Freien liegen, litt vom Froſte; jedoch kamen die Vorräthe, die im Freien liegen geblieben waren, noch am leidlichſten davon. Von meinem eigenen Vorrathe, der auf einer ſo kleinen Grundfläche wie möglich, in Haufen, jeder Haufen von 10 Scheffeln hoch, aufgethürmt, mit dem Kräutig und den Schwänzen, die ich hatte wegſchneiden

laſſen

laſſen, bedeckt war, und auf den ich immer das trockenſte Kräutig von denen, die zum Gebrauch ins Haus kamen, als eine Zugabedecke über die andern Haufen ſchütten ließ, ſind etwan 10 Scheffel vom Hundert darauf gegangen.

Es ſei mir erlaubt, zu erinnern, daß bei unſrer Milchwirthſchaft vor dem Buttern ſo viel Möhren geſtoßen werden, daß ſie, durch ein Tuch in ſo viel Rahm gedrückt, als zu 8 bis 10 Pfund Butter erforderlich iſt, ein halbes Nöſel Saft geben. Dieſes trägt etwas zur Farbe, zur Fettigkeit und zum lieblichen Geſchmack der Winterbutter bei; und wir ſtehen in den Gedanken, wo Heu mit zur Fütterung gegeben wird, da diene dieſes gar ſehr, dem widerlichen Geſchmack der Butter von der Rübenfütterung vorzubeugeu. Gegenwärtig, da unſre Möhrenvorräthe ziemlicher Maßen aufgezehrt ſind, und wir alſo nothwendig Rüben und Heu verfüttern müſſen, iſt doch bei dem gedachten Gebrauche des Möhrenſaftes unſre Butter ſo gut, wie die aus den beſten Milchkellern zu Epping.

Stiſtedhall bei Braintree in Eſſex,
den 11. März 1789.

M.

IX.
Kurze Nachrichten.

a) Naturbegebenheiten.

In der Gegend um Königsberg iſt die Roggenernte ziemlich gut ausgefallen, der Roggen aber des vielen Regens wegen unrein und leicht. Die Gerſte und der Weitzen ſtanden am 4. Oktober gröſsten Theils noch auf dem Felde, und die Ausfuhr derſelben war fortwährend verboten. Die Erbſenernte iſt gänzlich fehlgeſchlagen; auch ſind keine alten mehr vorräthig. — Auch in Schweden und mehrern Nordamerikaniſchen Staaten hat die Ernte durch das viele Regenwetter ſehr gelitten.

* * *

In der Gegend von Bajonne iſt die Weinleſe ſehr reichlich ausgefallen.

* * *

In den letzten Tagen des Oktobers waren die Gebirge von Graubündten und die Fuſswege über dieſelben bereits mit Schnee bedeckt.

* * *

Der Orkan, welcher am 27. September bei Hamburg vielen Schaden gethan, hat am nämlichen Tage auch in der Gegend von Toulouſe gewüthet.

b) Ge-

Digitized by Google

b) Geſetze und Verordnungen, die das ökonomiſche Publikum angehen.

In Schleſien ſind durch eine königliche Verordnung den Unterthanen mehrere Erleichterungen in Anſehung des Dienſtes für ihre Grundherrſchaften verſchafft worden.

* * *

Durch ein Publikandum vom 3. Oktober wurde im Preußiſchen die Verfertigung der hölzernen Laternen und der Handel damit von neuem bei 5 Rthlr. Strafe und Konfiskation der Laternen unterſagt. Auch ſollen die Käufer ſolcher Laternen mit gleicher Strafe belegt werden.

* * *

In Kurſachſen ſind neue Kupferdreier ausgemünzt worden, weßhalb unterm 21. Septr. ein Patent folgenden Inhalts ergangen iſt: 1) Dieſe Kupferdreier ſollen ſo wohl bei den landesherrlichen Kaſſen und Einnahmen, als auch im Handel und Wandel, jedoch bloß bei Zahlungen, die unter 1 Groſchen betragen unverweigerlich angenommen und ausgegeben, Niemanden aber in einer größern Quantität als zur Scheidung nöthig, bei Strafe des zehnfachen Betrags des zur Ungebühr aufgenöthigten Quanti aufgedrungen, noch bei Strafe der Konfiskation in Packete geſtoßen werden. — 2) Das in dem Münz-Edikte vom 14. Mai 1763 enthaltene Verbot aller auswärtigen Scheidemünze, ſie

ſie mag von Silber oder Kupfer ſein, wird bei Strafe der Konfiskation erneuert. — Nur den äußerſten Grenzbewohnern wird in Anſehung fremder Scheidemünze, jedoch bloß zum Behuf des auswärtigen Handels, etwas nachgeſehen.

*   *
*

In England iſt bis zum 30. Septr. 1800 auf befreundeten Schiffen die zollfreie Einfuhr von Lebensmitteln erlaubt worden, als: Getreide, Mehl, Bohnen, Linſen und alle Arten Hülſenfrüchte; Ochſen, Kühe, Kälber, Schafe, Lämmer, Schweine, und friſches und geſalzenes Fleiſch aller Art, Schinken, Zungen, Butter, Käſe, Kartoffeln, Reiß, Hühner, Eier, Wildpret, Sauerkraut ꝛc.

---

c) Neue Entdeckungen und Erfindungen.

Der Prof. Abilgaard in Kopenhagen hat in einem Norwegiſchen Foſſil die bis jetzt im Mineral-Reiche noch unbekannte Verbindung der Thonerde und Flußſpathſäure entdeckt und ſie Chryolit genannt.

*   *
*

Joachim Gotthilf Mejo zu Noſſen bei Freyberg in Sachſen hat, ſeiner Bekanntmachung zu Folge, eine ſchöne dauerhafte grüne Farbe erfunden und ihr den Namen Neuapfelgrün gegeben. Dieſes Grün nimmt auch einen beträchtlichen

Zuſatz

Zuſatz an und iſt ſo wohl in Oel- als Waſſerfarben zu gebrauchen. In Oelfarbe wird es eben ſo behandelt wie Grünſpan, und in Waſſerfarbe kann es zum Häuſerabputzen und Stubenmahlen gebraucht werden. Das Pfund koſtet 1 Rthlr., und Proben werden auf poſtfreie Briefe unentgeltlich überſandt.

* * *

Ekeberg in Upſala hat die von Gadelin ſchon vor einiger Zeit gemachte Entdeckung einer neuen eigenthümlichen Erde in einer ſchwarzen Steinart aus Ylterbys Steinbruch zu Roslagen in Schweden beſtätigt, und ſie Yltererde genannt. Sie kommt darin mit der von Vauquelin entdeckten Glucine überein, daß ſie mit Eſſigſäure ein zuſammenziehendes ſehr ſüßlich ſchmeckendes Salz liefert; ſie weicht aber in einigen Eigenſchaften wieder von derſelben ab.

---

d) Vermiſchten Inhalts.

Aus einem Briefe aus Freyberg vom 17. Okt. 1799.

Hier iſt man mit der Ernte noch nicht fertig. Im Obergebirge iſt der Haſer noch grün und verfault bei der naßkalten Witterung im Felde. Das Obergebirge, wo meiſtens Haſerbrot gegeſſen wird, leidet dadurch außerordentlich, und es ſteht eine vermehrte Theuerung des Getreides faſt unfehlbar zu befürchten, zumal da aus dem Niederlande, wie man ſagt, viel Getreide auswärts verführt wird.

Ich

Ich beſorge, es dürfte eine Hungersnoth, wie im Winter von 1771 und 1772, eintreten.

* * *

In Berlin hat der Wagen-Fabrikant Schmöck eine Holzauslauge-Maſchine angelegt und dem Publikum den Gebrauch derſelben gegen 6 Gr. für jede 24 Stunden geſtattet. — Eine ſolche Maſchine findet man abgebildet und beſchrieben im Journal für Fabrik, Manufaktur ꝛc. 1797, April, S. 263 — 269.

* * *

In England iſt das Bauholz jetzt ſo theuer, daß man prächtige Landhäuſer aufkauft, um ſie niederzureißen und die Baumaterialien zu veräußern. Dieß iſt beſonders der Fall mit ſolchen, bei denen ſich große alte Baum-Alleen befinden, die man an die Meiſtbietenden verkauft.

* * *

Einer alten Anordnung zu Folge werden in Riga von dem zur Ausſchiffung beſtimmten Roggen 10 p. Ct. als Reſerve-Korn ſo lange im Magazin deponirt, bis es mit Gewißheit beſtimmt werden kann, ob die neue Ernte gut oder ſchlecht ausfällt. Da nun die Roggenernte in dieſem Jahre nur ſehr mäßig ausgefallen iſt, ſo vermuthet man, daß nicht nur die Ausfuhr des Reſerve-Korns, ſondern auch alles andern Getreides für dieſes Jahr verboten werden dürfte. — Der eingeerntete Roggen iſt ſehr leicht und der beſte höchſtens 110- bis 112pfündig.

* * *

Zu

Zu Anfange des Oktobers wurden in England bloß in dem Hafen von London in einer Woche 2000 Quarters Weitzen eingeführt.

* * *

Die königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Göttingen hat folgende neue Preisfragen aufgegeben: 1) Auf den Juli 1800: Unter welchen Umſtänden iſt es rathſam, in einer Stadt die Meiſter eines Handwerks, für immer oder für eine gewiſſe Zeit, auf eine gewiſſe Anzahl einzuſchränken? welche Vortheile und Nachtheile ſind davon zu erwarten? und wie ſind letztere zu vermindern? — 2) Auf den November 1800: Durch welche Mittel kann der Gartenbau, oder die Gewinnung der Gartengewächſe auf den Dörfern am kräftigſten befördert werden? — 3) Auf den Juli 1801: Die gründlichſte und vollſtändigſte Naturgeſchichte derjenigen Inſekten, welche Erdflöhe (Chryſomelae) genannt werden, und die ſicherſten Mittel wider den Schaden, welchen ſie verurſachen. — Der Preis für jede dieſer Aufgaben iſt 12 Dukaten, und der Termin zur Einſendung der Schriften für die Juli-Aufgaben der Mai, für die dritte der September.

* * *

Am

Digitized by Google

Am 8. Floreal des 7. Jahres der Republik (27. April 1799) hielt die Geſellſchaft des Ackerbaues und der Künſte zu Boulogne am Meer im Department Pas-de-Calais (dem ehemaligen Artois, Boulonnois und einem Theil der Picardie), ihre erſte öffentliche Sitzung im Uebungsſaale der Central-Schule. Der Bürger Dümont-Courſet Direktor der Geſellſchaft, eröffnete die Sitzung mit einer Rede über das Studium der Natur, worin er zugleich den Zweck der Geſellſchaft und ihrer Arbeiten aus einander ſetzte. B. Pichon Sekretair der Geſellſchaft, ſchickte hierauf ſeinem Berichte über die Arbeiten derſelben einige Bemerkungen über die Nützlichkeit ſolcher Geſellſchaften, welche Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften zum Zweck haben, voraus, und fing nun an die in den Privatſitzungen der Geſellſchaft verleſenen Abhandlungen ihrem weſentlichen Inhalte nach anzuzeigen. Er hatte ſie in 3 Abtheilungen gebracht, wovon die erſte diejenigen enthielt, die vom Ackerbau und der ländlichen Oekonomie handelten, als: 1) Ueber den Boden und die Kultur deſſelben im ehemaligen Boulonnois, von Düblaiſel. — 2) Bemerkungen über die Seuche, welche in den Seegemeinden des Nord-Departements (ehemal. Flandern) unter dem Hornvieh graſſirt hat, vom Vieharzt Mathorez zu Dünkirchen. — 3) Fragen über die Bereitung der Käſe in Frankreich und über die Nothwendigkeit, worin man ſich befindet, den größten Theil derſelben für die

Marine

Marine und die Armeen aus dem Auslande zu ziehen, von Mütinot d' Ostove — 4) Topographiſche Beſchreibung des ehemaligen Diſtrikts von Boulogne am Meer, Zuſtand des Ackerbaues und von den Mitteln, ihn zu verbeſſern, von den BB. Delporte und Henry. — 5) Ueber Maſtung und Düngung, von Dümont-Courſet. — 6) Bericht der von der Geſellſchaft ernannten Kommiſſarien, um der Schafſchur der Bürger Delporte zu Capelle beizuwohnen, von Colliot, Grandclas und Pichon. — 7) Ueber die Bearbeitung der Brachfelder, von Maiziere. — 8) Ueber die Natur, die Urſachen und Kennzeichen des Rotzes bei Pferden, von Lebas. — 9) Bericht an die Ackerbaugeſellſchaft der Seine, über die Erfahrungen des Bürgers Houdart in Bezug auf die Oekonomie und die Präparation der Sämereien, von Yvart. — 10) Von dem Nutzen der Jauche von Labrouche. — Die zweite Abtheilung enthielt Abhandlungen in Bezug auf Seeweſen, Fiſcherei, Handel, Künſte und Manufakturen; und die dritte die auf den öffentlichen Unterricht, die Litteratur, die Phyſik und Naturgeſchichte ſich beziehenden Arbeiten. *)

Nachdem die Abhandlungen über dieſe Gegenſtände alle einzeln erwähnt und durchgegangen waren, legte unter andern Delporte verſchiedene Fragen vor, die man den ſich mit dem Ackerbau beſchäftigenden

*) Vgl. Journal für Fabrik, 1799, Dec. S. 505 ff.

genden Korreſpondenten zur Beantwortung vorlegen ſollte, um zu erfahren, warum das Getreide auf gewiſſen Feldern gänzlich verdorben; ob der Froſt, oder die Beſchaffenheit des Bodens, oder die Beſtellungsart, oder endlich der ausgeſtreute Same Urſache davon ſei. Die Geſellſchaft billigte dieſen Vorſchlag und trug dem Sekretair auf, dieſe Fragen den Korreſpondenten mitzutheilen. Carentier hielt dem verſtorbenen Abot-Bazinghen einem von den Stiftern der Geſellſchaft, eine Lobrede. — Dümont-Courſet las ſeine Beobachtungen über die Lappenbiene (Abeille coupeuſe, Apis centuncularis *Linn.*) — Wiant ein Fragment von einem Gedichte in Verſen auf den Ackerbau und die Künſte.

Die Geſellſchaft hat für das 8. J. zwei Preisfragen aufgeſtellt, wovon die ökonomiſche alſo lautet: Welches iſt das ſicherſte, bequemſte und wohlfeilſte Mittel, um die in Gabeldeichſeln eingeſpannten Pferde (chevaux à brancard), wenn es bergab geht, zu erleichtern und vor Gefahr zu ſichern? die Abhandlungen müſſen vor dem 1. Prairial 8. (21. Mai 1800) eingeſandt werden. Der Preis beſteht in einer Medaille und wird in der öffentlichen Sitzung den 1. Fructidor 8. (26. Auguſt. 1800) ausgetheilt. — Für das 11. Jahr (1802 — 1803) iſt denjenigen ein Preis beſtimmt, die eine Viertel-Hectare *) mit Weißdorn (Crataegus oxyacantha *Linn.*)

*) Die Hectare enthält 5 1/10 Morgen Rheinländiſch.

Linn.) angepflanzt hat, der im 11. Jahre bereits gut herangewachſen iſt. Durch die Erfüllung dieſer Preisaufgabe ſoll dem Mangel an Holz zu Umzäunungen abgeholfen werden, welchem die Einwohner der daſigen Gegend, von National-Waldungen entfernt, ausgeſetzt ſind.

* * *

In der öffentlichen allgemeinen Herbſtverſammlung, welche die Märkiſch-Oekonomiſche Geſellſchaft am 29. Okt. 1799 zu Potsdam hielt, gab zuerſt der zeitige Direktor derſelben, der Kriegsrath von Werdek, Nachricht von den bisherigen, nachſtehend angeführten Beſchäftigungen der Deputation. Es wurde nämlich von derſelben die Fortſetzung des gemeinnützigen Volksblatts und ein neues Heft der Annalen beſorgt. Ein vom Mechanikus Wölker in Zelle eingeſandter Pflug wurde einem Landwirthe zugeſtellt, um bei der Winterbeſtellung Verſuche damit zu machen. Die von von Meyersbach zu Oehringen eingeſandten Proben des aus verſchiedenen Samen verfertigten Oels wurden einem Chemiker zur Prüfung zugeſandt. Der auf den ausgeſetzten Preis von 25 Friedrichsd'or eingegangene Entwurf eines Vieharzneibuchs wurde einem Oekonom zugeſtellt, um ihn mit Zuziehung eines ſachverſtändigen Arztes zu prüfen. Die dem Könige vom einem gewiſſen Ernſt aus dem Hohenſteiniſchen eingereichte Abhandlung über den Flachsbau wurde nebſt der von dem Anhalt-Bernburgiſchen

Kam-

Kammerrath Kirchner überſchickten Probe von im Thau geröſteten Flachs einem Sachverſtändigen zur Beurtheilung überſchickt. — Hierauf wurden folgende Abhandlungen verleſen: 1) Ueber die mangelhafte Beſetzung der Dorfſchulzen-Aemter; vom Kriegsrath Steffek. 2) Ueber den Hausſchwamm, und daß die Lake vom Pökelfleiſch ein wirkſames Mittel dagegen iſt; vom Prediger Schröder zu Böke. 3) Von den dießjährigen Wirthſchaftsereigniſſen zu Rekan; vom Domkapitular von Rochow. 4) Ueber die Möglichkeit und den Nutzen, den zum Anbau des Flachſes und zur Bereitung des Leinöls erforderlichen Leinſamen ſelbſt anzuziehen, um die dafür jährlich ausgehenden 220,000 Rthlr. im Lande zu behalten; vom geh. Oberfinanz-Rath Gerhard. 5) Ueber die Vermehrung des Weinſtocks durch Ableger; vom Hof-Planteur Sello. 6) Ueber die Abſchaffung des Naturaldienſtes der Unterthanen; vom Ritterſchafts-Direktor von Retzow. 7) Ueber die Jeruſalems-Artiſchocke; vom Prediger Germershauſen. 8) Ueber die nothwendige Vorſicht bei Bereitung des irdenen Geſchirres; vom Kaufmann Braumüller. 9) Verſuche und Erfahrungen über den ökonomiſchen Nutzen der Maulbeeren; vom Dr. und Burgemeiſter Gulde zu Kottbus. — Dem Inhalte nach wurden angezeigt: 1) Ein Aufſatz des Inſpektors Bauer zu Zoſſen, über die mögliche Verbeſſerung

des

des Geſindewesens auf dem platten Lande. 2) Ueber die Kuhpocken; vom Dr. Sybel zu Brandenburg. 3) Ein Plan zu einer Hagelſchadens-Verſicherungs-Geſellſchaft, vom Prediger Schlemüller in Berlin. 4) Ueber die Thau- und Waſſerröſte des Flachſes, vom Prediger Germershauſen.

* * *

Anfragen.

Kann der Dr. C. B. A., Verfaſſer des in den Oekon. Heften 1799, März, S. 252 ff. befindlichen Aufſatzes. Ueber den Teutſchen Kaffe, nicht ſagen, ob, wo und zu welchem Preiſe man die daſelbſt beſchriebene Bohne bekommen kann?

C. im Juli 1799.

J. T. H.

* * *

Man hört und lieſet ſehr oft die Behauptung, das weiße Vieh ſei ſchlechter, als dasjenige von anderer Farbe. Iſt das wirklich in der Erfahrung gegründet? Hat man dieſes bei den Pferden, dem Rindvieh, dem Federvieh und andern Thieren bemerkt; und wenn man es irgendwo bemerkt hätte, was mag wohl der Grund davon ſein?

Inhalt.

Digitized by Google

Inhalt.

I. Ueber Erdkohle und Holzanpflanzung. Von H. S. 481 ≈ 487
II. Recenſion von A. Thaers Einleitung zur Kenntniß der Engliſchen Landwirthſchaft und ihrer neuern praktiſchen und theoretiſchen Fortſchritte u. ſ. w. Von C. A. W. 488 ≈ 537
III. Antwortſchreiben an den Verfaſſer des arithmetiſchen Bedenkens über die im Teutſchen Reiche gewöhnliche Schäferei≈Wirthſchaft. Von Müller. 537 ≈ 541
IV. Wie werden die Bäume durch das Entlauben vor dem Erfrieren geſichert? Von H. 542 ≈ 546
V. Vom Dotter oder Schmalz. Von Adolph Seckendorff. 546 ≈ 551
VI. Ueber den Brand im Weitzen. Von A. H. Hatzel. 551 ≈ 556
VII. Weitzenſaat, ein perennirendes Futtergras zum künſtlichen Wieſenbau. Aus dem Ital. Von C. A. Wichmann. 556 ≈ 561
VIII. Etwas von Möhren. 561 ≈ 563
IX. Kurze Nachrichten.
a) Naturbegebenheiten. 564
b) Geſetze und Verordnungen, die das ökonomiſche Publikum angehen. 565 ≈ 566
c) Neue Entdeckungen u. Erfindungen. 566 ≈ 567
d) Vermiſchten Inhalts. 567 ≈ 575

Digitized by Google

Intelligenz = Blatt

zum Monat December 1799.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Moſers, H. Chr. Bemerkungen über Cameraliſtiſche, Oekonomiſche und Techniſche Gegenſtände des Forſtweſens. Auf einer Forſtmänniſchen Reiſe geſammelt und als ein Beytrag zur Geſchichte der deutſchen Forſtverfaſſung herausgegeben. Hof, bey G. A. Grau 1799. (16 Gr. Sächſ. oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein.)

Herr Forſtlehrer Moſer unternahm mit ſeinem Freunde Herrn Schirmer in den Jahren 1796 bis 1798 Forſtmänniſche Reiſen in verſchiedene Gegenden Teutſchlands, beſonders in den Harz und Thüringer Wald. Dieſe Schrift iſt die Ausbeute ihrer Bemühungen, und enthält nicht nur für jeden Forſtmann eben ſo vielen Unterricht als Unterhaltung, ſondern auch für die Direktionen der bereiſten und anderer Forſten die wichtigſten und nützlichſten Winke. Das Urtheil eines unparteiiſchen und kompetenten Richters in der Erl. Litt. Zeit. No. 142 und 143, wo ſolche ausführlich beurtheilt wird, geht dahin, daß ſie eben ſo reichhaltig an wichtigen Beobachtungen, Beurtheilungen und Unterſuchungen, als an Belehrung und neuen Bemerkungen iſt. Wir fügen nun noch die Inhalts-Anzeige bei. Die erſte Abtheilung des Werks enthält: Kameraliſtiſche = ökonomiſche Gegenſtände des Forſtweſens.

I. Ueber die Größe des Harz= und Thüringer Waldes.

II. Ueber Taxation und Forſteintheilung.

III. Ueber Beſtimmung des Umtriebs in Nadelholzforſten.

IV. Erfahrungen über die Produktion und Vegetation im Fichtenreviere.

V. Ueber das Sameneinſammeln.

VI. Be=

VI. Bemerkungen über die exotiſche Holzanzucht zu Harbke.
VII. Forſtwirthſchaftliche Bemerkungen über die Borken.
VIII. Beurtheilung des Elbingerroder Forſthaushaltes
IX. Das Suhler Forſtrevier.
X. Nachricht von Kulturanſtalten verſchiedener Länder.
XI. Ueber den Holzdiebſtahl im Thüringer Wald.
XII. Beſchreibung des Lauterberger Forſtreviers am Harze.

Die zweite Abtheilung enthält: Kameraliſtiſch-techniſche Gegenſtände des Forſtweſens.

I. Benutzung der Bucheckern zu Oel.
II. Ueber die kameraliſche Einrichtung des Kohlenweſens am Harze.
III. Wie die Einrichtung des Kohlenweſens an andern Orten Statt finden kann.
IV. Entwurf zu einer Kohlentaxe.
V. Etwas über das ausgedehnte Recht zur Waldhutung.
VI. Von dem Floßweſen.
VII. Kameraliſtiſch-techniſche Beſchreibung des Harzſcharrens, Pechſiedens und Kienrußbrennens.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Ueber die Zerſchlagung der Rittergüther, von einem Landedelmann. 8. 1799. (8 Gr.)

Da der Verfaſſer als ein Mann ſchreibt, der bei ausgebreiteten Kenntniſſen in der praktiſchen Landwirthſchaft ſeinen Gegenſtand ſehr reiflich und in ſolchen Beziehungen durchgedacht und dargeſtellt hat, die ſich wohl nicht Jedem von ſelbſt darbieten möchten, ſo können wir dieſe Schrift nicht nur ſolchen Leſern, die ein perſönliches Intereſſe bei der betreffenden Sache haben, ſondern auch denen mit Grunde empfehlen, die auch als bloß gleichgültige Zuſchauer mit Ueberlegung über Ereigniſſe urtheilen möchten, die in manchen Gegenden bisher Aufſehen erregt haben.

Inhalts-

Inhalts-Anzeige von periodiſchen Schriften:

Das Oktober-Stück 1799 des Journals für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode, oder das 4. Stück des XVII. Bandes, enthält: I. Ueber die Richtung und Schnelligkeit der Seeſtröme, in Hinſicht ihres Einfluſſes auf die Schätzung des zurückgelegten Wegs eines Schiffes. Mit 1 Kupfer. Von Braubach in Bremen. II. Fortſetzung der Beiträge zu einer Geſchichte des Luxus der Vorzeit. III. Recenſion des 1. Bandes von Gerh. Heinr. Buſens Comtoir-Kunde. IV. Die Meerenge von Malacca, in naturhiſtoriſcher, geographiſcher, merkantiliſcher und anderer Hinſicht. Von Karl Hänſel in Pirna. V. Ueber den Nutzen des Sprach-Studiums für unſre Seefahrer. Von Braubach in Bremen. VI. Ueber die Fabriken und Manufakturen der Stadt Halle im Magdeburgiſchen. Gröſsten Theils aus dem Tagebuche eines Reiſenden. VII. Noch etwas über die Emaillirung der metallenen Küchengeſchirre. Von Buſchendorf in Leipzig. IX. Vermiſchte Nachrichten. (6) Politiſche und andere Handelsvorfälle. (4) Geſetze und Verordnungen, die das handelnde Publikum betreffen. (2) Neue Entdeckung und Erfindung. IX. Anzeige und Beſchreibung neuer Fabrik- Manufaktur- Kunſt- Handlungs- und Mode-Artikel. X. Anzeige von (9) Häuſern und Etabliſſements.

* * *

Das November-Stück oder das 5. Stück des XVII. Bandes enthält: I. Vollſtändige Theorie der Waarenberechnung. Von A. Wagner in Leipzig. II. Anleitung zur Umarbeitung des bedruckten und beſchriebenen Papiers, von den Bgn. Deyeux, Molard, Pelletier und Verkaven. Aus dem Franz. von J. G. L. Blumhof. III. Recenſionen. a) Von M. H. Kampkens Wechſel- und Geldberechnungen u. ſ. w. b) Von J. C. Gädickens 2. Theil des Fabriken- und Manufakturen-Addreß-Lexikon von Teutſchland u. ſ. w. IV. Beſchreibung eines eleganten Spinnrad-Tiſches. Mit 1 Kupfer. Von Q—r in L. V. Noch ein paar Worte über die Wecker, die von jeder Taſchenuhr in Bewegung geſetzt werden können. Von J. H. M. Poppe in Göttingen. VI. Ein waſſerfeſter kittähnlicher Mörtel, ſo wohl zum

2 Bewurfe

Digitized by Google

Bewurfe der Gebäude, als auch zur Einlegung waſſerdichten Mauerwerkes. VII. Vermiſchte Nachrichten. (8) Politiſche und andere Handelsvorfälle. (13) Geſetze und Verordnungen, die das handelnde Publikum betreffen. (6) Neue Entdeckungen und Erfindungen. VIII. Anzeige und Beſchreibung neuer Fabrik- Manufaktur- Kunſt- Handlungs- und Mode-Artikel. IX. Anzeige von (16) Häuſern und Etabliſſements.

Der XVI. und XVII. Band dieſes Journals, oder der Jahrgang 1799, welcher aus 12 Monatsſtücken mit 24 natürlichen Zeugmuſtern, 12 ſchwarzen und 12 illuminirten Kupfern beſteht, koſtet in allen Buchhandlungen und auf allen Poſtämtern Teutſchlands 5 Rthlr. Sächſ. oder 9 Fl. Rhein. — Ein kompletes Exemplar, die Jahrgänge 1791 bis mit 1799, oder Band I bis mit XVII enthaltend, koſtet 37 Rthlr. 16 Gr.

Das September-Heft der Sächſiſchen Provinzialblätter 1799, oder des VI. Bandes 3. Stück enthält: I. Beſchluß der Briefe über die Schul-Pforta. II. Werdau, eine ehemalige Beſitzung des Reußplauiſchen Hauſes. Vom verſtorb. Grafen Heinrich XXVI. Reußen zu Ebersdorf. III. Seelenzahl im Vogtländiſchen Kreiſe. In den J. 1772, 1795, 1796 und 1797. IV. Verzeichniß der in der Stadt und dem Amte Gräfenthal umgebenden Werke und Fabriken. V. Hiſtoriſche Chronik. VI. Auszüge aus Briefen. Aus Langenſalza; Altenburg; Erfurt; a. d. Schönburgiſchen. VII. Bericht von der dießjährigen Petri-Pauli-Meſſe in Naumburg. VIII. Nachricht von dem neuen kliniſchen Inſtitut in Leipzig. IX. Auszug aus der Konvention verſchiedener Regierungen in Sachſen, die Fruchtſperre betreffend. X. Schreiben Herzog Friedrichs des Erſten zu Sachſen-Gotha an ſeine Gemahlin.

* * *

Das Oktober-Heft oder des VI. Bandes 4. Stück enthält: I. Der Fürſtentag zu Naumburg im Jahre 1614. Von einem Augenzeugen beſchrieben. II. Schreiben des Konſiſtoriums zu Altenburg an ſämmtliche Pfarrer des Fürſtenthums, die Schulverbeſſerungen betreffend.

Digitized by Google

treffend. III. Hiſtoriſche Chronik. IV. Auszüge aus Briefen. Aus Erfurt; Sondershauſen. V. Biographie von Wilh. Heinr. Sebaſt. Bucholz. VI. Nachricht von der Arbeitsſchule in Meiningen. VII. Einnahme und Ausgabe der Hauptkaſſe des Altenburgiſchen Brand-Aſſekurations Inſtituts vom 1. Juli 1797 bis zum 31. December 1798. VIII. Biographie M. Chſti. Glo. Hildebrands, Diakonus und außerordentl. Schulkollegen zu Pforta. IX. Briefe Herzog Friedrichs zu Sachſen-Altenburg an ſeinen Bruder, Herzog Johann Wilhelm, aus der kaiſerlichen Gefangenſchaft geſchrieben. (Aus den Originalen, mit Aenderung der Orthographie.) X. Eine gefundene merkwürdige Foſſilie. XI. Sonderbare Supplik des Scharfrichters in Leutenberg an ſeine Obrigkeit vom Jahr 1691.

Der Jahrgang 1799 dieſer Sächſiſchen Provinzialblätter, welcher aus 12 Monatsſtücken, jedes zu 6 Bogen, beſteht, und in einem farbigen Umſchlage geliefert wird, koſtet 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr. Ein kompletes Exemplar, die Jahrgänge 1797 bis mit 1799 in VI Bänden enthaltend, koſtet 9 Rthlr.

Der Monat September vom Allgemeinen litterariſchen Anzeiger 1799, welcher aus 17 ordentlichen Nummern (Nr. 137-153) nebſt 4 Beilagen beſteht, enthält: (11) Korreſpondenz-Nachrichten aus Oſtgalizien; Caſſel; Bayern; Wien; der Rheingegend und ungenannten Orten; nebſt einem eigenhänd. Briefe des verſtorb. Dichters G. A. Bürgers, ſeine 3. Heirathsgeſchichte betreffend. — Ueberſetzer-Mißgriffe. Eine ganze Litanei davon; und: Ueber den Deus Riſus der Alten und das Lachen und Lächerliche überhaupt; vom geh. Hofr. Ring. — Ueber die Urſachen, warum in Liefland verhältnißmäßig nur eine kleine Anzahl junger Leute ſtudirt; vom Dr. und Prof. J. C. Petri. — 2. Fortſetzung d. Bemerk. eines Sortiments-Buchhändlers. Geſchrieben nach der OM. 1799 — Buchhändler-Maximen. — 62 Beantwort. und Berichtigungen von Anfragen und Nachrichten im ALA. und Andern, kürzere und längere vermiſchte Aufſätze, Nachrichten, Bemerkungen, Rügen, Wünſche, Anfragen, Erklärungen u. ſ. w. von Kordes; Siebenkees; Gerlach; Link; Alter; Roth; Kinderling; Arnoldi; Meuſel; Nopitſch;

pitſch; Wedekind; Seetzen; North; von Senkenberg und Ungenannten. — Die Beilagen enthalten 48 Nachrichten und Anzeigen von Gelehrten und Buchhändlern, merkantiliſchen Inhalts.

*　　*　　*

Der Monat Oktober beſteht aus 18 ordentlichen Nummern (Nr. 154 - 171) nebſt 5 Beilagen, und enthält: 2 Korreſpondenz-Nachrichten aus Liefland und der Oberlauſitz. — Recenſ. des I. Bandes vom Allg. Jahrbuch der Univerſitäten. — G. L. O. Plagemanns Kritik des Titels einer kl. Abhandl. Ein wichtiger Beitrag z. Promotions-Unfug unſerer Zeiten. — Ueber das Schul- und Erziehungsweſen in Lief- und Ehſtland, vom Dr. und Prof. Petri. — Syſtem. geordn. Verzeichniß der vom Miniſter Reſidenten J. von Schwarzkopf geſammelten Staats- und Adreßkalender, nebſt einem raiſonnirenden Verzeichniſſe aller derer, welche in ſeinem Werke nicht angeführt ſind. — 52 größere und kleinere vermiſchte Aufſätze, Beantwortungen und Berichtigungen von Anfragen und Nachrichten im ALA. und Andern, Bemerkungen, Anfragen, Nachrichten, Rügen, Wünſche, Erklärungen u. ſ. w. von Kinderling; Röttger; am Ende; Siebenkees; Reinwald; Fordes; Vulpius; Stenzel; Schmid; Schilling; Wedekind und Ungen. — Die Beilagen enthalten 62 Nachrichten und Anzeigen von Gelehrten und Buchhändlern merkantiliſchen Inhalts.

Wöchentlich erſcheinen vom ALA. 4 Nummern, ohne die Beilagen. Der aus 204 Nummern beſtehende Jahrgang 1799 des ALA. koſtet in wöchentlicher Lieferung 4 Rthlr. 12 Gr. Sächſ. und monatlich broſchirt 4 Rthlr. Sächſ. Man wendet ſich, außer an uns, an die Buchhandlungen und Poſtämter jedes Orts.

Der I. Band des ALA oder der halbe Jahrgang 1796, aus 83 Bogen beſtehend, koſtet 1. Rthlr. 8 Gr. Der II. und III. Band, oder die Jahrgänge 1797 und 1798, jeder über 200 Bogen ſtark, 4 Rthlr. Sächſ.

Der Allgem. litter. Anzeiger wird auch für das Jahr 1800 ohne weſentliche Veränderung um denſelben Preis ununterbrochen fortgeſetzt.

Leipzig.　　　　Roch und Weigel.

Alma-

Almanach und Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen. Herausgegeben von W. G. Becker. 1800. Leipzig, bei Roch und Weigel. (Preis 1 Rthlr. 8 Gr.)

Die Kritik und das Publikum haben ſo laut und ſo einſtimmig über den Werth dieſes Taſchenbuchs entſchieden, daß es ſchmeichelhaft iſt, nur die Erſcheinung deſſelben anzeigen zu dürfen, um die nämliche günſtige Aufnahme zu erwarten, der es ſich bis jetzt hat rühmen dürfen. Es erſcheint nun zum 7. Male, und, wie man finden wird, des allgemeinen Beifalls nicht unwürdiger. Auch dieſes Mal iſt es wieder um einige Bogen ſtärker geworden, ſo daß es ſo viele proſaiſche Aufſätze und Gedichte enthält, als zwei andere Taſchenbücher zuſammen genommen, ohne daß die Wahl des Herausgebers, der man zeither immer Gerechtigkeit hat wiederfahren laſſen, weniger ſtrenge geworden wäre. Man wird durchaus die nämliche Zweckmäßigkeit finden, und wir dürfen behaupten, daß es keine Zeile darin giebt, wegen welcher man Anſtand nehmen dürfte, es auch den Unbefangenſten in die Hände zu geben. Außer dem gewöhnlichen Kalender enthält es erſtlich Proſaiſche Aufſätze, welche aus 4 Erzählungen und 29 kleinern Aufſätzen beſtehen. Jene ſind: 1) Benno. Von Aug. Mahlmann. 2) Das Feſt in Langendorf. Ein ländliches Gemählde. Von A. G. Eberhard. 3) Das Opfer. Von Aug. Lafontaine. 4) Die Großmutter. Von W. G. Becker. Dann folgen 5) Bemerkungen, Anekdoten und Einfälle von von Einem; Käſtner; Kretſchmann; Langbein; Lauenſtein; Streithorſt und Ungen. Der größern und kleinern Gedichte, aus allen Gattungen, ſind 124, von welchen wir ebenfalls die Namen der Verfaſſer, unter denen man mehrere berühmte und geſchätzte Dichter mitten unter jüngern Dichtern wahrnehmen wird, in alphabetiſcher Ordnung anführen: Abel; Bernard, geb. Gad; Bürde; Eberhard; Eccard; von Einem; Eliſa, Frau von der Recke; Gleim; Gries; Haug; Himly; Jacobi; Käſtner; Klopſtock; Kretſchmann; Langbein; Lauenſtein; Mahlmann; Manſo; Meinert; Meißner; Meſſerſchmid; Nöller; Nordmann; Pfeffel; Quenſtedt; Ratſchky; Rothmaler; Schink; Klamer Schmidt; Selmar; Seyfried;

Digitized by Google

fried; Sonnleithner; Starke; Tiedge; Tre- kur; von Wedig; Weiſſe; Zſchiedrich und Un- genannte. — Nach den Gedichten folgen Charaden und Räthſel von Eberhard; Joſch; Lindner; Röller; Rothmaler; Seyfried und mehrern Ungen. — Der Anhang enthält Etwas vom Spielen überhaupt, nebſt 6 geſelligen Spielen; Muſik zu 15 neuen Tänzen von J. L. Leſſig, nebſt den dazu gehörigen Touren von G. L. Klemm. — Die beigefügten Lieder- kompoſitionen ſind von den Kapellmeiſtern Himmel; Naumann; Seydelmann; Schuſter; und von Werner. — Uebrigens iſt das Taſchenbuch mit 12 Ku- pfern geziert. Acht derſelben ſind von D. Chodowiecki gezeichnet und geſtochen, von welchen Cl. Kohl ſechs und W. Böhm zwei wiederholt hat. Die übrigen vier, von Adrian Zingg gezeichnet und von Darnſtedt geſtochen, enthalten intereſſante Proſpekte von folgenden alten Sächſiſchen Gebirgsſchlöſſern: 1) Lauterſtein, 2) Gnandſtein, 3) Gripſtein, und 4) Frauen- ſtein.

Ein kompletes Exemplar, die Jahrgänge 1791 bis mit 1793 vom Taſchenbuche zum geſelligen Ver- gnügen und die Jahrgänge 1794 bis mit 1800 vom Almanach und Taſchenbuche zum geſelligen Vergnügen. Herausgegeben von W. G. Becker, enthaltend, koſtet 11 Rthlr. 4 Gr.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google